Die deutschen Pharisäer.

Vom Verfasser

des „deutschen Gespenstes."

(Klencke.)

Dritter Band.

Leipzig,

Adolph Wienbrack.

1847.

Die

deutschen Pharisäer.

Dritter Band.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Fräulein von Stignitz war in ungewöhnlicher Aufregung aus dem Theater nach Hause gefahren. Das ihr vor der Loge überreichte Billet, welches vom Grafen gekommen war und eine Entschuldigung enthielt, daß er sie nicht, wie sonst, am Abend empfangen könne, machte nur einen oberflächlichen Eindruck auf sie, da eine innere Unruhe sie zu anderer Gedankenflucht trieb. Der Blick in das Gesicht der fremden Tänzerin hatte sie außer sich gebracht und zum ersten Male bemerkte die Zofe, als sie ihre Gebieterin in das Boudoir führte, daß die sonst stolzen, übermüthigen Gesichtszüge des Fräulein von Angst und Zaghaftigkeit beunruhigt und erhitzt wurden. —

Mit verdrießlicher Hast schickte sie die Zofe aus dem Zimmer und warf sich auf den Sessel vor ihren eleganten, zartgearbeiteten Schreibtisch, wo sie den Kopf in die Hand stützte, so daß die vorfollenden Locken das Profil des bangen Gesichtes fast ganz bedeckten, und wo sie eine Zeit lang unbeweglich auf das grüne Tuch niederstarrte, das die mittlere Oberfläche des Tisches überzog. —

Plötzlich ergriff sie Feder und Papier und die zitternde Hand fuhr eilig mit der Stahlspitze über den glänzenden, mit Rosenguirlanden eingefassten Briefbogen. Nur einige Zeilen waren es, die sie schrieb. — Sie konnte das Trocknen der Dinte nicht abwarten und streuete ungestüm den Goldsand der Streubüchse auf das Papier — — dennoch aber faltete sie den Brief nicht sogleich zusammen, da sie wieder in ein ängstliches Hinbrüten versunken zu sein schien. — Erst nach einigen Minuten schlug sie das Papier zu einem Billet zusammen, verschloss dieses mit einer Patentoblate und schrieb die Adresse:

„Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Lieutenant von Lun-
„sen — im Königl. Garde-Husaren-Regiment — hie-
„selbst. — Cito.“ —

Mit Ungeduld klingelte sie — die Zofe erschien. —

„Dieses Billet muss sogleich besorgt werden — — wo der Lieutenant auch sei — — er muss aufgesucht werden.“ —

Die Zofe blickte besorgt in die erhitzten Züge des Fräuleins und entfernte sich schnell mit dem Auftrage. —

Hardine von Stignitz befand sich nach wie vor in der peinlichsten Unruhe. — Weder im Divan, noch vor dem Schreibtische, weder in Gedanken vertieft, noch vor dem Spiegel, der ihre entstellten Züge verrieth, fand sie eine Minute der ruhigeren Reflexion. — Der Blick, den sie in das Gesicht der Tänzerin geworfen hatte, war ihr ein bedeutsames Ereigniss, ein Blick in ein Medusenantlitz — geworden. —

Eine Stunde verging — die Zofe erschien wieder im Boudoir und meldete, daß der Bediente eben zurückgekommen sei und nach vielem vergeblichen Nachfragen den Herrn Lieutenant in der Mausefalle, einem Trinklokale, gefunden habe — der Lieutenant würde sogleich hier eintreffen. —

„Der Wagen, der Sie nach dem Theater zum Herrn Grafen abzuholen pflegt, bleibt lange aus" — bemerkte die Zofe. —

Hardine sah die Arglose streng an und erwiderte: „Hast Du vergessen, daß ich zu Hause bleiben will?" —

„Sie haben mir noch nichts davon gesagt — dann befehlen Sie wol Thee?" —

„Ja" — antwortete sie zerstreuet. — „Geh!" —

Als sie allein war, nahm sie, was sonst das Geschäft

der Zofe zu sein pflegte, den Turban mit der Reiherfeder vom Kopfe und warf diesen kostbaren Putz gleichgültig auf einen Sessel. — Die Stirn schien ihr schmerzhaft zu sein, denn von Zeit zu Zeit drückte sie die eine Hand flüchtig über die Augenbrauen. —

Es verstrich unter zunehmender Unruhe Hardine's abermals eine halbe Stunde — die Zofe setzte die Theemaschine vor den Kamin und ein Diener trug auf einem elegant lackirten, mit einer Damastserviette bedeckten Brette, kalte Speisen auf den Tisch. — — Es vergingen wieder etwa zehn Minuten der aus größter Ungeduld erwachsenden Langeweile, als der Sporntritt des Lieutenants im Vorzimmer hörbar wurde. Hardine athmete auf und trat dem Lieutenant entgegen. —

„Was ist Dir widerfahren, liebe Tante?" — fragte Lunsen, der ungewöhnlich bleich aussah. — „Erlaube, daß ich mich setze, ich bin stark geeilt — und weiß es der Henker — seit drei Tagen steckt mir eine Erkältung in den Gliedern." —

„Warest Du heute Abend im Theater?" — — fragte Hardine lebhaft. —

„Nein — eben weil ich mich wunderbar elend fühle, bin ich in ein Trinkhaus gegangen, um mich warm zu trinken." —

„Es hat die französische Tänzerin St. Briçe getanzt,"

sagte Hardine unruhig, indem sie dabei die Hand wieder auf die Stirn presste.

„Ist sie hübsch?“ —

„Bezaubernd“ — erwiderte Hardine zaghaft, aber mit prüfender Miene. —

„Nun, was giebt's weiter? — Eine Tänzerin ist doch nicht so wichtig, daß Du mich darum rufen lässt — — warum bist Du nicht heute vom Theater zum Grafen gefahren — — ah! — da hast Du warmen Thee — ich bitte um eine Tasse — — ich fühle wieder das innere Frösteln.“ —

Hardine besorgte mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit den Thee mit eigenen Händen. —

„Du hast doch keine Furcht vor Deinem Duell?“ — fragte sie bedeutsam. —

„Furcht?“ — wiederholte der Offizier verächtlich — „wer täglich mehre Stunden geschossen hat, um seinen Gegner mit blinden Augen treffen zu können, der sollte sich fürchten?“ —

„Wie steht die Angelegenheit?“ — fragte Hardine in zunehmender, gewaltsam verborgener Unruhe. —

„Da der Doctor, dieser Scorpion unserer Abkunft, trotz seiner von Dir vermittelten Anstellung im Typhuslazarethe nicht angesteckt wurde — —“

„Weiter — weiter — ich wollte Neues erfahren" — fiel Hardine in die Rede. —

„Nun — so habe ich auf Morgenfrüh den Gang vorbereitet — ich habe mich zweien Kameraden entdeckt — und auf drei Tage Urlaub genommen." —

„Vortrefflich — der Urlaub wird wichtig" — sagte Hardine erfreuet, was der Lieutenant nicht verstand und sie groß ansah. —

„Ich fühle mich aber hundsföttisch elend" — sagte er — „meine Freunde haben mich schon geneckt und mir Furcht zugeschrieben — eben deßhalb muß ich morgen das Duell haben und fände ich keinen Gegner, so müßte ich den Ersten Besten suchen — um zu zeigen, daß ich ein Duell nur wie eine verliebte Zusammenkunft betrachte."

„Hast Du Deinen Gegner bereits gefordert?"

„Heute schickte ich den Cartellbrief hin und erhielt von Warner zur Antwort, er habe zu wichtige Pflichten für das Leben Anderer zu erfüllen, um sein eigenes Leben einer Bagatelle wegen, deren Zusammenhang ihm überhaupt nicht klar geworden sei — preis zu geben — der Feigling." —

„Und Du sprichst noch von einem Duell?" — fragte Hardine spöttisch, um den Offizier zu reizen. —

„Morgenfrüh um acht Uhr liegt der Doctor am Boden." —

„Du willst wol Schießübungen vor seinem Bilde an-

stellen, wie Du bisher nach der Scheibe gezielt hast?" — fuhr Hardine im spöttischen Tone fort. —

„Morgenfrüh, acht Uhr — auf Ehrenwort!" — rief Lunsen hitzig." —

„Und?" —

„Ich lasse ihn Morgen um sechs Uhr nach dem Buchwalde unter irgend einem Vorwande locken — dort muss er sich mit mir schießen und wenn er sich weigert — — dann schieße ich ihn nieder — meine Cameraden bezeugen mir zur Liebe gern den Tod im Duell." —

Ein leichter Schauder rieselte durch Hardine's Glieder. — Schnell fasste sie sich aber und wiederholte sinnend: — „Morgenfrüh acht Uhr?" —

„Auf Ehrenwort!" — erwiderte Lunsen und suchte durch heißen Thee das wiederkehrende Frösteln seines Unwohlseins zu unterdrücken. —

„Du wirst wissen, daß der Doctor mit Fräulein von Dönhoff verlobt ist" — sagte Hardine bedeutungsvoll — „daß seine Braut eine nahe Verwandtin von der verstorbenen Frau des Grafen ist — wie mir der Procurator mittheilte." — . . .

„Was? — das soll ich wissen?" — rief der Husarenoffizier mit sichtbarer Bestürzung — — „Du hast mir nichts davon gesagt." —

„Sollte ich es vergessen haben?" — sprach Hardine

mit schlauer Gleichgültigkeit — nun -- es ist gut, daß die Rede darauf kommt — es ist leicht zu errathen, daß Leda von Dönhoff das Geheimniß unserer Abkunft weiß — daß sie — — genug — sie ist unsere stille Feindin und obgleich der Graf sie ihrer Armuth wegen ignorirt, so könnte doch die Gelegenheit kommen, daß sie dem Grafen unsere Abkunft verriethe.“ —

„Nein — nein — das wird sie nicht“ — fiel Lunsen ein, dessen rasche Vertheidigung deutlich zu erkennen gab, daß er immer noch eine Zuneigung empfand, die ihm aber selbst bei seinem zerstreueten und lockeren Lebenswandel nicht zur ruhigen Klarheit gekommen war. — Hardine fühlte diese Stimmung ihres Vetters mit scharfem Weiberblicke schnell heraus, ließ ihre heimliche Absicht, die durch Anregung dieser Rede erreicht werden sollte, listig fallen — und sagte ablenkend:

„Noch eine Affaire d' honneur hast Du für meine Ruhe zu übernehmen — eine Eifersucht läßt mich wünschen, daß Du einen kühnen Streich ausführtest — Dein Urlaub kommt dazu sehr erwünscht.“ —

„Kann meine schöne Tante auch eifersüchtig werden?“ fragte Lunsen neckisch. —

„Gieb mir Deine Hand darauf“ — lächelte Hardine mit einer verführerischen Freundlichkeit — „ich habe Dich einmal zu meinem Ritter ausersehen — was ein schwa-

ches Weib Dir bieten kann — das sollst Du von mir zum Lohne haben — gieb mir Deine Hand in Voraus darauf.“ —

Mit wohlgefälligem Blicke in Hardine's überaus bezauberndes, von heimlicher Unruhe erglühendes Gesicht, reichte Lunsen die Hand dar und als Hardine sie berührte, schien ein flüchtiges Erschrecken durch ihre Mienen zu zucken — denn sie fühlte die Hand fieberhaft heiß. —

„Eine Intrigue zu Gunsten Deiner Eifersucht fordert aber auch, daß Du Deinen Ritter weihest. — Meine schöne Tante wird ihrem Vetter einen Kuss nicht versagen — es ist ja der Kuss vor dem Blutgange morgenfrüh.“ —

Hardine neigte sich mit innerem Zwange zu dem ungewöhnlich bleichen Freunde nieder und wollte ihre Lippen flüchtig mit seiner Stirn in Berührung bringen, Lunsen aber fasste mit seinen fieberheißen Händen die Wangen der sanft widerstrebenden Tante und küsste ihren Mund. — Eine abermalige Bestürzung leuchtete aus ihren Augen — denn sie hatte die Lippen des Jünglings auffallend kalt gefühlt. —

Die eigene Unruhe und die stille Absicht, welche alle ihre Worte und Geberden leitete, übersahen vorsätzlich den Zustand des Offiziers, den sie in einer körperlichen Verstimmung zu deuten wusste. — Schnell fuhr sie fort:

„Kennst Du die neue Tänzerin? Die Demoiselle St. Brice — die heute Abend großes Furore gemacht hat?“ —

„Noch nicht“ — erwiderte Lunsen — „Sie wird ja noch mehremale auftreten — in dem Wirthshause, wo ich vorhin war, hörte ich, daß mehre Offiziere ganz verliebt in sie geworden sind.“ —

„Sie darf nicht wieder auftreten“ — sprach Hardine mit einem gebieterischen Ernste — — der den Lieutenant stutzig machte. —

„Sie muss morgen abreisen“ — setzte Hardine eifrig hinzu und ihre Miene erschien in diesem Augenblicke sehr aufgeregt. —

„Hat vielleicht der Graf — . . .“

„Lass' Dir genug daran sein, daß sie nicht wieder auftreten darf“ — fiel Hardine unruhig ein — Du hast mir das Wort gegeben.“ —

„Nun — dann muss sie anonym gewarnt werden, wieder aufzutreten, weil sie ausgepfiffen würde.“ —

„Sei nicht ironisch“ — unterbrach ihn Hardine bitter — entweder sie oder ich gehen zu Grunde.“ —

Der Lieutenant schüttelte den Kopf. — „Eine Tänzerin“ — sprach er verächtlich — „was könnte sie Dir schaden — — den Grafen hältst Du ja am Gängelbande sicher.“ —

„Du wirst die Tänzerin zu entfernen suchen — ich

fordere es von Deinem Worte" — sprach Hardine leidenschaftlich — aber schlau experimentirend — „entweder verstricke sie in Unannehmlichkeiten, die ihre Abreise zur Folge haben — oder — entführe sie unter einem zärtlichen Vorwande." —

„Der Streich gefällt mir" — lachte Lunsen, der für alles Abenteuerliche überhaupt sehr empfänglich war — „Topp — morgen, nach dem Duell mache ich ihre Bekanntschaft — gestehe ihr meine Liebe — doch — wenn sie schon ein Verhältniss hätte — wenn sie spröde wäre."

Hardine wendete sich scheinbar nachdenkend ab, da sie ihre Unruhe mit einer stillen Verlegenheit verbunden fühlte; — ihre Absicht, zu deren Erreichung sie sich mehr verrathen musste, beherrschte ihr Benehmen und lauerte hinter jedem Blicke und Worte. Sie musste einen Schritt näher zum Ziele kommen und mit unsicherer Stimme sprach sie: „Versuche es nur, sie wird nicht spröde sein — sie ist damit vertrauet." —

„Kennst Du sie denn so genau?" — fragte Lunsen überrascht. —

In einer Anwandlung von Verlegenheit antwortete Hardine schnell: „Ich erfuhr zufällig, daß diese Französin auf Liebschaften ausgeht." —

„Richtig — woher sollte auch Deine Eifersucht kommen — das konnte ich mir selbst beantworten" — rief

Lunsen boshaft. Doch als er bemerkte, daß Hardine beleidigt erschien und finster ihren funkelnden Blick über die Achsel weg auf den Vetter warf, fuhr er zärtlich und versöhnend fort: „Ich verspreche Dir, daß morgen Abend die Tänzerin in Liebe mit mir schwärmen soll — und müsste ich sie zwingen.“ —

„So meine ich es nicht“ — sagte Hardine streng und ernsthaft. — „Das würde zu keinem Resultate führen.“ —

Darauf überließ sie sich einem qualvollen Nachgrübeln und aus ihren allmälig weicher und zutraulicher auf den horchenden Vetter gerichteten Blicken ging hervor, daß sie sich überwunden hatte, ihr Geheimniss näher anzudeuten. —

„Du hast Recht — je leichter ich es vorhin hielt, eine fremde Künstlerin zu umgarnen, desto mehr häufen sich jetzt Berge von Bedenken vor mir auf — jeder Vorwand muss etwas Substantielles haben — nichts übt eine größere Gewalt, als das plötzliche Anschlagen heimlicher, leicht schweigender Gefühlssaiten. — Und so sei es denn“ — sprach Hardine beschleunigter, wenn auch mit zunehmender Besorgniss in den Gesichtszügen — „mache Morgen nach dem Duell, über dessen Ausgang Du ja sicher bist, sogleich die Bekanntschaft der Tänzerin — erzähle ihr, Du hättest den Auftrag, sie sogleich nach Brüssel zurückzurufen, ihre

sterbende Halbschwester verlange nach ihr — führe Du sie persönlich bis über die Grenze des Landes". —

„Wird sie mir glauben? — Ha! ha! — Wird ihre Liebe so stark sein? — Und wenn sie nun keine Halbschwester hätte" — bemerkte ungläubig Lunsen. —

Hardine schritt schweigend vor einen Schrank, öffnete durch einen Federdruck ein heimliches Kästchen und nahm einen Ring unter verschiedenen, anderen Kleinodien heraus. — Dann nahete sie sich dem Vetter, der sie mit Erstaunen und Neugierde betrachtete, und sprach: „Die Tänzerin hat eine Halbschwester, für die sie in leidenschaftlicher Liebe schwärmt — zeige ihr diesen Ring — sage ihr, den schicke ihr die Sterbende zum Zeichen der Richtigkeit Deiner Aussage — lasse Dich aber auf keine andere Erörterung ein, als die, welche Dir die Klugheit gebietet und — nenne niemals den Namen Lunsen." —

„Du bist räthselhaft" — sagte der Offizier, indem er den Ring betrachtete — worauf der Namen: „Leoni" — eingegraben stand. — Mit Bestürzung sah Lunsen seine Tante an, die einen glühenden Blick auf ihn niederwarf, und mit einer gewissen Scheu sagte er: „Hieß Deine Mutter nicht Leoni — die Sängerin?" — . . .

Ohne darauf zu antworten, sagte Hardine: „Du wirst meinen Auftrag nun verstanden haben — die Tänzerin

heißt nicht St. Brice — sie führt den Namen aus mir unbekannten Gründen — auch sie heißt: „Leoni." —

„Ha! ich verstehe — o! es ist entsetzlich, eine Vergangenheit zu haben, die immer neue Dämonen aufsteigen läßt, unsere Gegenwart zu verderben" — murmelte Lunsen zornig. — „Ich verstehe — aber mögen noch neue Teufel auftauchen, um unsere äußere Stellung zu bedrohen — sie sollen an mir ihren Vernichter finden. Wir haben Adel und Rang errungen — wir wollen beides behaupten bis zum letzten Blutstropfen — Niemand darf ahnen, daß wir aus dem Pöbel aufgestiegen sind." —

Ein ermuthigendes Wohlgefallen an diesen Worten leuchtete aus Hardine's Blicken, welche diese, vor dem Offizier stehend, auf ihn niederstrahlen ließ. Dann trat der Stolz ihrer Schönheit wieder auf das, seiner Zauberkraft bewusste Gesicht zurück und mit dem Tone triumphirenden Sieges sprach sie:

„Ich muss die Gemahlin des Grafen werden — ehe ein halber Monat vergangen ist — dann haben wir keine Vergangenheit mehr — dann sollst auch Du Deiner Mitwirkung Lohn erfahren — — dann wird jede Erinnerung alter Zeit, möge sie ein Gedanken sein oder in Gestalt eines lebenden Wesens auftauchen, an unserem Wappen zerschellen. — Das Geld des Grafen Dreieichen wird mächtiger sein, als der dürftige Erbadel, der jetzt noch mit ver-

ächtlichem Stolze auf mich zu blicken wagt, so lange ich — die Maitresse — heiße." — . . .

Ein wiederholtes Frösteln erschütterte den Lieutenant und Hardine bemerkte, daß er wieder blässer wurde, denn die letzte Scene hatte auf kurze Zeit seine Wangen etwas erhitzt. Gedankenvoll stand er auf und sagte: „Morgenfrüh acht Uhr." —

Mit einer unwillkürlichen Weichheit blickte er seine schöne Tante an, deren Mienen von der Hoffnung eines nahen Sieges noch schöner und leuchtender geworden waren, und reichte ihr die Hand. —

„Wir stiegen aus Nichts empor" — flüsterte sie — „wir wollen unseren Stand von schwebender Höhe herab auf den festen Boden niederbauen — während ein gewöhnlicher Pöbel an der Grundmauer beginnt und zeitlebens daran kleben bleibt — Du wirst erfüllen, was Du übernommen hast." —

Nach einem nochmaligen Händedrucke, einem bedeutsamen Anschauen, trennten sich die beiden ehrsüchtigen Emporkömmlinge.

Hardine war kaum allein, als sie mit einem dämonischen Triumphe durch das Boudoir schritt. —

„Morgen" — sprach sie — „Morgen — fallen die Zeugen meiner Vergangenheit, die Todtfeinde, vor denen ich den Blick niederschlagen müßte, wenn mich ein Zufall ih-

nen begegnen ließe. — Auch sie — sie — muß verstummen." — In einer fieberhaften Aufregung stürzte sie an ihren Schreibtisch und kritzelte mit verstellter Hand auf ein Blatt Papier die Worte:

„Ein Freund, der sich nicht nennen will, aber es gut mit Ihnen meint, hält es für seine Pflicht, Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß Ihr Verlobter, Herr Doctor Warner, heute Morgen gegen neun Uhr ein Duell auf Leben und Tod bestehen wird. Eilen Sie sogleich nach Empfang dieser Zeilen nach dem Krankenhause am Buchwalde und möge es Ihnen gelingen, durch die Kraft der Liebe und die Anrufung der Pflicht der Selbsterhaltung, Ihren Verlobten vor dem leichtsinnigen Schritte zu retten."

Das Blatt Papier, welches diese Zeilen trug, wurde mit zitternder Hand zusammengefaltet, mit einer Patentolbate verklebt und adressirt: „An Fräulein Leda von Dönhoff." —

Mit dem Frohlocken eines Teufels stand Hardine vom Schreibtische auf und die Phantasie malte ihr den Erfolg des Billets aus, wie Leda jene Zeilen um acht Uhr durch die Stadtpost empfangen, wie sie in Verzweiflung nach dem vergifteten Krankenhause stürzen, dort nach dem Duell ankommen, den todten Geliebten sehen und in der furchtbarsten Aufregung ohne Zweifel von dem Gifte der Krankheit und dem Fieber des wildesten Schmerzes verzehrt

werden würde. — In demselben Augenblicke glich Hardine einer furchtbar schönen Gorgone, mit geringelten Schlangenhaaren und entsetzlichem Blicke der flammenden Augen. —

Ein menschliches Wesen, welches die Zauberkraft einer gebieterischen Schönheit besitzt, dessen sämmtliche Gefühle in dem wildesten Ehrgeize aufgehen, der neben sich keine andere Macht, weder die aufopfernde Liebe, den Muth der Tugend, die Kraft der Religion und die Verzweiflung des Unglücks duldet — der allein herrschen will und die sanfteren Empfindungen nur als Maske des Stolzes und der Ehrsucht verwendet — ein solches Wesen ist furchtbarer als ein hungeriger Tiger, entsetzlicher als eine hungerige Hyäne mit der gefährlichen Waffe des menschlichen Verstandes. —

„Morgen!" — flüsterte Hardine mit einem Frohlocken, das ihr Gesicht zu fanatischer Wildheit entstellte — „Morgen wird der Knabe in Dreieichen spurlos verschwinden — die Fessel ist gesprengt — in der Verzweiflung des Vaterschmerzes — — in dem Entsetzen vor dem Erlöschen des Stammes, werfe ich mich dem Grafen zu Füßen — entdecke ihm, daß sein Blut unter meinem Herzen geheimnißvoll pocht — und er ist stolz genug, um auch im Schmerze an sein Wort zu denken." —

„Und" — sprach Hardine weicher und mit absichtlicher

Selbsttäuschung — — „wie könnte er auch bei meinem Schmerze, bei meiner Liebe gefühllos bleiben — Ha!" — hier hob sich ihr Wesen wieder zu teuflischem Frohlocken — „ha! — morgen giebt es Keinen mehr, vor dem ich den Blick niederschlagen müsste — — Triumph — als Gräfin von Dreieichen stehe ich unverletzbar da — denn die Gewalt der Erde liegt in Schönheit, Geld und Rang!" —

Mit übermüthiger Haltung schritt Hardine stolz durch ihr Zimmer. —

. . . .

Derselbe Abend, an dem die Tänzerin St. Brice zur größten Bestürzung Hardine's aufgetreten war, hatte ganz unabhängig von den eben geschilderten Ereignissen, noch andere Personen zu einer gleichwichtigen Unterredung zusammengeführt. —

Es war zwischen sieben und acht Uhr — ungefähr in derselben Stunde, wo Morgenroth den letzten Muth seines Rausches durchlebte — als ein elegant gekleideter Mann eilig in das Haus des Pastor Rabe trat und ohne weitere Umstände geradeswegs die Treppe hinaufstieg. — Die Magd hatte vor der Küchenthür einen devoten Knix gemacht und gar nicht gewagt, von der üblichen Anmeldung beim Herrn zu sprechen — während der Fremde flüchtig

an die Stubenthür klopfte und gleich damit in das Zimmer trat. — Dieser Mann war der Commerzienrath Balke. —

Pastor Rabe drückte dem Eingetretenen herzlich die Hand und schien absichtlich eine große Feierlichkeit in sein Benehmen zu legen, was dem Commerzienrathe ein stilles, listiges Lächeln abzwang, ein Lächeln, das mehr durch den Blick als den Mund ausgedrückt wurde. —

„Sie sind gewiss in einer heiligen Betrachtung durch mich gestört?" — fragte Balke mehr gleichgültig und zerstreuet, als mit wirklichem Bedauern — während er seinen Hut auf den nächsten Tisch warf — „ich musste Sie aber noch sprechen, ehe ich das formelle Jawort des lieben Mädchens hole." — Balke sah hierbei ebenso listig als spöttisch in das gezwungen feierliche Gesicht des Predigers. —

„Meine Gedanken beschäftigten sich gerade mit den Worten, die ich zur Einweihung des kostbaren Kruzifix brauchen wollte, denn es liegt mir daran, in einer Zeit, wie die unsrige, wo Frivolität und Weltsinn das Gemüth von der Kirche ablenken, offen der Gemeinde zu zeigen, welche ächt christliche Gesinnung dazu gehört, um in dieser Weltzerstreuung dem Allerheiligsten ein erhabenes Symbol zu opfern." —

Balke schob sich listig die feine, goldene Brille auf der rothen Nase höher und steckte dann unter stillem Schmun-

zeln die von nachlässig umgeschlagenen Manschetten theilweise bedeckten Hände in die Taschen der breiten Rockschöße. —

„Heute habe ich Bericht abgestattet" — fuhr Rabe fort — „über die fromme Schenkung, welche Sie unserer Kirche gemacht haben. Sie werden den Dank des Consistoriums, den Sie gewärtigen dürfen, nicht so hoch schätzen, wie das Bewusstsein, der Ehre Gottes ein freiwilliges Opfer dargebracht zu haben, welches reichen Segen über Ihr Leben und das nahe bevorstehende Ereigniss ausgießen wird." —

„Ja — ich hoffe von dem Himmel, daß er meinen Schritt segnen werde" — sagte Balke seufzend, indem er sich nachlässig in den Sopha warf. — „Es ist ein kühner Schritt — ein Wagniss — das werden Sie mir Recht geben — wenn Sie an meine Stellung, an das Verhältniss des Mädchens denken — aber ich muss der Welt zeigen, daß ich ein Ehrenmann bin und mehr Religion habe, als vielleicht der Pastor Warner mir einräumen will." —

„Ich billige vollkommen Ihren Entschluss und es wird der apostolische Eifer, womit Sie unserer Kirche ein edles Mädchen retten, von der öffentlichen Meinung vollkommen anerkannt werden" — bemerkte Rabe mit salbungsreichem Tone. —

Valke sah mit stechendem Blicke den Prediger von der Seite an und schmunzelte. —

„Ich werde also morgen schon den heiligen Beruf haben, Ihre Verlobte zu taufen und dann auf ewig mit Ihnen durch die Symbole unserer Kirche zu verbinden?" — fragte Rabe.

„So dachte ich — wenn Sabine nicht einen Rückfall ihrer Nervenabspannung bekommen sollte — — das arme Mädchen leidet, wie ich durch einen Boten erfuhr, seit einigen Tagen an heftigen Kopfschmerzen — ihre edle Natur muss sich erst an den bevorstehenden Schritt, an das Glück, welches ich ihr biete, gewöhnen — darum — weil ich fürchte, daß sie durch eine längere Ceremonie erschüttert werde möchte, wollte ich Sie bitten, die Sache kurz zu machen, ohne gerade anzugreifen." —

Rabe sah vor sich nieder und sagte dann mit Würde, ohne aufzublicken: „Der heilige Geist steckt nicht in Worten — es bedarf des Ceremoniellen nur in so fern, als es die Symbole unumgänglich nöthig machen." —

„Ja — und so denke ich, morgen gegen Abend findet die heilige Handlung in meinem Saale Statt. — Sie übernehmen wol die Ausschmückung eines kleinen Hausaltars — das Christusbild aus der Kirche könnte als Hintergrund dienen." —

— „Ich werde den Küster beauftragen, die äußeren Em-

bleme des Glaubens geschmackvoll aufzustellen' — versicherte Rabe. —

„Und noch Eins — wenn Sie eine kirchliche Ankündigung meiner schnellen Heirath von der Kanzel verlesen, so dürften Sie wol die Sache als einen Akt der Humanität und Frömmigkeit andeuten, falls Sie damit gleichzeitig auf das Kruzifix und die Summe zu frommen Zwecken hinweisen wollten — verstehen Sie recht — ich spreche mich gegen Sie als Freund aus — Sie wissen, Warner agirt mit seinem Anhange gegen uns — sucht uns als Pharisäer darzustellen, weil wir nicht schwärmen so wie er — es wäre gut, wenn ich durch meine Geschenke an die Kirche gleichzeitig die öffentliche Meinung überzeugen könnte — es ist so ein Einfall von mir — zum Exempel bei Einweihung des Altarkreuzes." —

„Ich würde nur aus innerster Ueberzeugung handeln, wenn ich eine kirchliche Danksagung nicht anders, als in der Bedeutung vollkommenster, christlicher Anerkennung Ihrer Verdienste um die Kirche, um die Armen, um die Beförderung der Bibelgesellschaft — um die Humanität ausdrücken würde. Darum wünsche ich, daß das Kruzifix schon mit der Hochzeitsanzeige seine Erwähnung fände — denn einen Sonntag später würde Warner die kirchlichen Functionen haben und — auf eine wahre, christliche Anerkennung von seiner Seite dürften Sie nicht hoffen." —

„Ja nicht — das muss Alles von Ihnen ausgehen — lieber Rabe — den Dispens vom Aufgebote haben Sie wol besorgt?“ —

„Den erhalten Sie. — Einem Manne von Ihrer Bedeutung wird keine Bitte abgeschlagen, meine Eingabe lautet dahin, daß wegen der Eile des Entschlusses und aus anderen Rücksichten anerkennungswerther Art, die Zeit zum vorschriftsmäßigen Aufgebote nicht vorhanden gewesen wäre.“ — —

„Gut“ — schmunzelte Balke. — „Also haben Sie bis Mittag keine Nachricht, daß ein Hinderniss eingetreten ist, dann —“

„Dann findet gegen sieben Uhr die doppelte, heilige Handlung Statt“ — fiel Rabe ein. —

„Gut — Sie bleiben dann ein Stündchen bei mir, um eine Flasche alten Wein zu genießen und . . . nun Sie wissen, was ich sagen will — hi — hi! — ein Ehemann darf dann seine junge Frau nicht vernachlässigen.“ — —

„Ich bin auch nie ein Freund davon gewesen, unmittelbar nach einer heiligen Handlung zu zechen“ — fiel Rabe salbungsvoll ein — „es wird gut sein, die Eindrücke der Religion in stiller Zurückgezogenheit auf sich einwirken zu lassen.“ —

„Sie treffen das Richtige — ja — so meinte ich es

auch" — lächelte Valke schelmisch, indem er mit einer Hand die Brille hob, um mit der andern die listigen Augen mit seinem seidenen Tuche auszutrocknen. — Diese Bewegung pflegte er aus Angewöhnung zu machen, wenn er irgend eine gute Speculation ausgeführt oder einen listigen Scherz gesprochen hatte. —

Rabe wusste recht gut, daß Valke keine andere Motive, als gemein sinnliche und politische hatte, welche ihn zu der schleunigen Taufe und Heirath der hübschen Jüdin antrieben — er wusste auch, daß Valke das reichverzierte, kostbare Kruzifix für den Altar und die Geldsummen für den Kirchenfond nur in der Absicht hergegeben habe, um dadurch von vorn herein jeder Beurtheilung seines Handelns vorzugreifen und mit Hülfe des Geistlichen die Gelegenheit zu geben, ihn als einen christlichen, frommen Mann von religiöser Gesinnung erscheinen zu lassen. —

Obgleich Rabe alle diese geheimen Triebfedern kannte, so wagte er doch kein Zeichen zu geben, welches seine stille Einsicht in die Heuchelei eines reichen, angesehenen Mannes verrathen konnte, und um sich selbst dabei zu täuschen, affectirte er den feierlichen, salbungsreichen Ton, womit er die listigen Anträge aufnahm und beantwortete.

Auch Valke war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß Rabe eine fromme Ueberzeugung erheuchele, aber er förderte diese Art der Mittheilung durch eine angenom-

mene Religiösität, indem so zwei Heuchler am Bequemsten und ohne sich zu compromittiren, eine fromme Zeichensprache ihrer niederträchtigen Absichten zu reden vermochten. — —

— Rabe nahm einen sorgfältig hinter seine Bücher verborgenen Brief zur Hand und blickte den Commerzienrath fragend an.

„Nun!“ — murmelte dieser. —

„Ein Brief von Korn“ — sagte Rabe. —

„Also ist er uns nicht ungetreu geworden?“ — fragte Balke mit Interesse. —

„Er hofft noch, an dieser Kirche segensreich zu wirken“ — sprach Rabe weiter, indem er den Brief entfaltete und abwechselnd hineinsah und dann den Commerzienrath anblickte. —

— „Ich wünsche ihm Glück dazu — aber was schreibt er denn? — Wie lebt er in Dreieichen — warum hat er bisjetzt so hartnäckig geschwiegen?“ — Diese Fragen richtete Balke an den Prediger mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit. —

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß Korn vor einiger Zeit auf anderthalb Tage hier gewesen ist“ — antwortete Rabe. „Wie beliebt er durch seine früheren Candidatenpredigten noch immer in unserer Stadt ist, dürfte daraus geschlossen werden, daß er eigends aus Dreieichen

herüber kommen musste, um hier eine Trauung zu verrichten, die Pastor Zehrheller bereits als sein Officium betrachtet zu haben schien, da dieser fromme Mann sehr empfindlich war, als er mir davon erzählte und offenherzig erklärte, daß die geschlossene Ehe eine fluchbeladene sei. — Doch — lassen wir den Zweck dabei nicht aus den Augen — Sie wissen, Verehrtester, daß Procurator Klipphausen für die Pfarre in Dreieichen einen Candidaten suchte — daß wir natürlich Korn vorschlugen — es schien uns dieser Weg sehr geeignet, hinter das Geheimniss zu kommen, als dessen äußerliche Folge die unerklärliche Protection Warner's durch den Grafen unsere Neugier erregte." —

„Die Protection soll ja von der Stignitz namentlich ausgegangen sein" — bemerkte Valke.

„Nun lassen Sie sich erzählen" — fuhr Rabe fort — „daß wir uns gewaltig geirrt haben, wenn wir im Angriffe Warner's auf einen Hinterhalt desselben beim Grafen zu stoßen fürchteten — Korn hat die Verhältnisse durchblickt und schnell herausgefunden, daß des Grafen Empfehlung nur eine Folge seiner Unzufriedenheit mit Warner gewesen ist, ebenso wie ein Handelsmann seine verlegene Waare anpreist, um sie los zu werden." —

„Wenn Korn nur richtig gesehen hat" — sagte ungläubig Valke — „in einer Gesellschaft beim Kammerherrn

von Schönwangen soll der Graf mit großem Wohlgefallen über die Wirksamkeit jenes „interessanten Christusbildes" sich geäußert haben." —

Diese Worte bezeichnete Balke mit bitterer Ironie in der Stimme und auch um Rabe's breiten Mund spielte das süßliche Lächeln, welches immer zweideutig war.

„Man darf diese Aeußerung des Grafen jedenfalls nur als eine Consequenz seiner früheren Empfehlung betrachten" — meinte Rabe. — „Der bekannte Stolz des Mannes wird nicht zugeben, eine frühere Empfehlung zu widerrufen, selbst wenn er vom Gegentheile überzeugt wäre — — und was das Wichtigste ist, Korn wird die Stignitz mit dem Grafen demnächst ehelich auf dem Gute einsegnen — der Protector bedarf also seines „interessanten Christuskopfes" nicht weiter." —

„Was?" — rief Balke überrascht — „der Graf wird sie heirathen? — Nun sehen Sie, lieber Rabe, daß es zum guten Tone gehört, eine Frau ohne Antecedentien zu nehmen — aber — woher stammt die Stignitz? — Sie wird als die Tochter eines sächsischen, in Rom oder Neapel verstorbenen Freiherrn eingeführt." —

„Das weiß der Himmel" — lächelte Rabe zweideutig — „indessen uns bleibt die Thatsache wichtig, daß Warner auf diese Protection nicht zu rechnen hat. — Korn erinnert an unsere frühere Zusage wegen der zweiten

Pfarre an der Johanneskirche und empfiehlt sich auch Ihrer gütigen Erinnerung besonders."

„Versteht sich von selbst" — schmunzelte Balke und reichte dem Prediger die Hand, wobei er ihn verschmitzt ansah. Rabe schien diesen Blick zu verstehen und dahin zu deuten, daß eine Gefälligkeit der andern werth sei. — „Aber" — fuhr Balke fort — „wo bleibt denn das Kind des Grafen? — Wenn ich richtig gehört habe, so soll Warner dem Kinde freigeistige Ideen eingeflößt und sich dadurch einen stillen Verweis des Grafen zugezogen haben."

„So sprach Korn früher vor seiner Abreise" — versetzte Rabe, indem er den Brief entfaltete. — „In diesem letzten Briefe theilt er aber mit, daß das Kind plötzlich krank geworden sei und Besorgnisse errege — doch — um Korn antworten zu können, so erlaube ich mir die Frage, ob wir mit Warner's Sturze nicht ernsthaft beginnen sollen? — Wenn er auf den Einfall käme, mit seinen Anhängern eine freie Gemeinde zu bilden, was bereits zur Sprache gekommen sein soll, dann würde er sich selbst in seiner Stellung preis geben — aber — er soll auf dem kirchlichen Boden unserer Gemeinde stehen bleiben wollen." — . . .

„Entweder er oder ich — einer von uns Beiden legt seine Function an dieser Kirche nieder" — sagte Balke kurz und verdrießlich. —

„Sie? — o! ich würde mich schämen, jemals die Kanzel wieder zu betreten, wenn ich das Bewusstsein hätte, daß ein Mann von Ihrer kirchlichen Wirksamkeit, Ihrem Eifer für die Religion, ein Mann, der Altar und Fond der Kirche schmückt und bereichert, — zurückgetreten wäre vor — einem ohnmächtigen, anhaltslosen Gegner" — sprach Rabe affectirt.

„Nun — so lassen Sie uns den Schritt nunmehr mit Gottes Hülfe thun" — sagte Balke schnell. — „Die freie Richtung seiner Theologie klagen Sie gehörigen Ortes an — sein sittliches Leben vermag ich in einen Bericht zu fassen — bedürfen Sie noch einer Summe Geldes für milde, orthodoxe Zwecke — so sagen Sie es früh." —

Balke dachte in diesem Augenblicke mit rachsüchtiger Empfindung an den Abend, wo Warner ihn wegen Sabine's Flucht zur Rede gestellt hatte, und ein hämisches Lächeln spielte durch seine Züge, das Rabe mit stillem Wohlgefallen betrachtete. — In diesem Gedanken an jenen Abend, wo Warner's Gestalt wie ein beschämender Engel vor Balke erschienen war, vergaß sich dieser so weit, daß er die Worte ausstieß: „Meine Heirath wird mich rechtfertigen — — ich werde ihn als den Verführer bezeichnen." — —

„Auch das Geheimniss, welches die Frau Aken in der letzten Beichte verrathen hat, muss berücksichtigt werden"

— meinte Rabe ernsthaft. — „Wenn Warner gegen uns diese Waffe benutzen sollte, so würde allein Schwarzmeier eine persönliche Klage gegen ihn erheben müssen, damit wir gar nicht dabei betheiligt würden. Der Küster Wurm hegt seit jenem Abend eine stille Besorgniss, die ich ihm noch nicht auszutreiben vermochte.“ —

„Das sind Possen!“ — fiel Valke in die Rede und sah zerstreut nach der Uhr. „Schwarzmeier weiß von einem Austausche des Kindes nichts — der Mensch muss krank sein — seit zwei Tagen ist er nicht in meinem Hause gewesen — ich vermuthe, daß er bei den Unruhen in meiner Cigarrenfabrik eine Wunde erhalten hat. — Sie wissen nun Bescheid — lieber Freund — ich eile jetzt fort, um das formelle Jawort meiner Angebeteten zu holen.“ —

„O! Sie sind um den Genuss dieser nächsten Stunde zu beneiden“ — sagte Rabe feierlich — „welches uneigennützige Glück bringen Sie in das Haus der Armuth — welche heiße Worte der Dankbarkeit und des Elternsegens werden Ihre Spur verfolgen — wie innig wird das Herz der Jungfrau für Sie schlagen, da Sie nicht allein ihrem Leben den Reichthum dieser Welt, die Liebe eines edlen Mannes, das Ansehen eines geachteten Bürgers und die Rettung ihrer Eltern aus kleinen Sorgen darbieten, sondern mehr noch als dieses — ihre schöne

Seele dem Heilande zuwenden, dessen belebende Taufe meine Hand morgen im Namen des Erlösers vornehmen soll. — Der Herr sei mit Ihnen!" —

Schweigend drückte Valke dem Prediger, dessen ganzes feierliches Benehmen deutlich als gemacht und gezwungen erschien, die Hände und entfernte sich schnell. —

Als Rabe allein war, ward auf behutsame Weise die Stubenthür geöffnet und die Frau Pastorin trat ein.

„Bist Du schon aus der Kaffeegesellschaft zurück?" — fragte Rabe überrascht. —

„Eben trete ich in das Haus" — erwiderte sie mit ihrem eigenthümlichen, schmachtenden Blicke — „mir begegnete Valke vor der Hausthür — was wollte er? wird er heirathen?" —

„Ja — die Jüdin." —

„Ist's möglich — also doch! wie kommt der Mann dazu — unerklärlich." —

„Mir nicht" — sagte Rabe mit süßem Lächeln — — „Wenn Jemand sinnlich und nach einer Speise lüstern ist, so lässt er sich den Genuss etwas kosten." —

„Ah — wie hässlich!" — rief mit verschämter Röthe auf den Wangen die altjüngferliche Frau Pastorin, und blickte schmachtend ihren schelmischen Mann von der Seite an. — „Er hat uns wol eingeladen zur Hochzeit?" —

„Nein — liebe Frau — es wird still abgemacht." —

„Was mag Warner davon denken — dieser Mensch muss sich doch recht beschämt fühlen — pfui! wie konnte ein Geistlicher sich so weit vergessen, mit der Jüdin in ein unerlaubtes Verhältniss treten zu wollen — alle Damen in der Gesellschaft waren außer sich darüber — und die ganze Stadt weiß es — man war auch einstimmig der Meinung, daß der Mann sich nicht lange mehr halten könnte — — schreib' nur an Korn, daß er bald Aussicht hätte." —

„Hoffentlich bald — liebe Frau — ich bin es auch überdrüssig, diesen Mann wie einen bösen Geist in Kirche und Sakristei um mich herumschleichen zu sehen — ich habe mich auf den Fuß gestellt, mit ihm Das, was sein muss, freundlich und collegialisch zu reden — — um das geistliche Decorum zu bewahren — der Leute wegen — aber innerlich wogt es mir im Herzen, wenn ich in seine großen Mädchenaugen sehe und bemerke, wie er mir deutlich seinen Hass zu erkennen giebt." —

„Ach! ärgere Dich über diesen Pharisäer nicht weiter" — sagte die blasse Frau und klopfte die Wange des Mannes. — „Er ist ein Heuchler mit lockeren Sitten; auf der Kanzel ist er vor Sittenreinheit und Christusliebe ein Schwärmer und Freigeist, der nicht nach den Worten der Bibel predigt — und in's Geheim treibt er Geschichten mit der Jüdin, daß die Polizei sich in's Mittel schlagen

muss — früher hat er durch seine Predigten die Pflegetochter Morgenroth's verrückt gemacht — ach! die gute Lieutenantin war außer sich, als die Rede darauf kam — glaube mir, Fritz — der bringt unsere Kirche in üblen Ruf." —

Dieses eiferte die gute Frau, indem sie ihre pedantische, höchst züchtige Toilette mit spitzen, mageren Fingern in geregelte Falten zupfte und während sie noch damit beschäftigt war, sagte der Mann: „Morgen, auf den Hochzeitstag unseres ersten Kirchenherrn wird das Consistorium die Aufforderung zur Absetzung Warner's erhalten — es haben sich alle unsere Freunde unterzeichnet — alle Vereine, die buchstäblich an Gottes Worten halten und — Warner hassen. Auch die pietistische Gemeinde hat durch Zehrheller unterzeichnen lassen." —

„Gottlob!" — seufzte die strenge Frau — „was sollte auch von der Reputation des geistlichen Standes werden, wenn alle Geistlichen nicht zusammen hielten und wenn — solche Subjecte, wie Warner, ohne alles Decorum, den Chorrock tragen und das Volk verderben dürften." —

Die Hausthür klingelte — es wurde ein eiliger Tritt auf der Treppe hörbar — die Frau Pastorin wollte die Thür öffnen, als Rabe ihr sagte: „Ich höre schon am Tritte — es ist der Küster." —

„Ich bitte um Entschuldigung" — grinsete der blatter-

narbige, immer schielend blickende Wurm — „es ist schon spät, aber ich glaubte doch noch meine Pflicht erfüllen zu müssen.“ —

„Was haben Sie da für ein Papier? — Sie werden doch heute keine geistliche Function mehr bestellen wollen?“ —

„O! um Himmels willen nicht — aber ich habe einen wichtigen Fund gemacht — ich hatte eben noch in der Sakristei zu thun, wollte etwas abstäuben, weil heute Nachmittag Herr Pastor Warner eine Taufe hatte — da sehe ich auf einem Stuhle ein Gesangbuch liegen — ich erkenne es gleich für das Buch des Herrn Pastor Warner, ohne den eingeschriebenen Namen zu sehen — das Buch war vergessen worden und wie ich darin blättere, fällt mir dieses Papier in die Hände — es ist ein weltliches Gedicht und ich wollte es doch erst Ihnen zeigen, ob Sie vielleicht einen guten Gebrauch davon machen könnten.“ —

Rabe nahm das Papier und entfaltete es neugierig, während seine Frau, große Spannung in den Gesichtszügen verrathend, die eine Hand an das Papier hielt, um bequemer neben des Mannes Kopfe mit einsehen zu können. — —

„Ein Gedicht — von Warner's Hand geschrieben — also der macht auch Gedichte?“ — murmelte Rabe spöt-

tisch — während Wurm an der Stubenthür stand und hämisch in das Gesicht des Pastors grinsete. —

„Aber so lies doch" — bat die nach Mittheilung schmachtende Frau, als Rabe beide Seiten des Papiers hastig überflog. —

Rabe las mit prüfender Aufmerksamkeit und seine Frau reckte den Hals begierig neben seiner Schulter weg nach dem Papiere. —

„Wie heißt der Anfang?" — fragte sie. —

„Zu erlassen für den Glauben
Mit der Zukunft ein Gebot,
Suchen sie im Weinberg' Trauben
Bei der Kirche äuß'rer Noth;
Zu versöhnen alles Meinen,
Alles Glauben, alles Schrei'n —
Um den Zwiespalt zu vereinen,
Suchen sie den ewig reinen
Unverfälschten Himmelswein. —

„Ach! wie pöbelhaft!" — sagte die Pastorin — und der Küster machte unwillkürlich eine nickende Kopfbewegung und blinzelte listig mit den Augen, als könne er den Fortgang des Lesens nicht abwarten — — Rabe las weiter:

„O! Ihr Herrn in Frack und Roben!
Ist es denn schon Noth und Zeit?
Ist der alte Gott da droben
Mit dem Volke schon im Streit?
Nein! fürwahr — bei Gott ist Frieden,
Nur bei Schriftgelehrten nicht —
Die von sich das Volk nicht schieden,
Als sie schrie'n von Glaubensmüden
Und vom neuen Himmelslicht. —

Heil'gen Glaubens tiefstes Leben
Fasst Gesetz nicht und Concil —
Niemand hat das Wort zu geben,
Zu bestimmen mein Gefühl —
In dem Volke selbst allmälig
Werde mannbar Geist und Herz —
Nur das Selbsterkannte wähl' ich,
Nur der eig'ne Fund macht selig,
Nicht der Diplomatenscherz. —

Lange nicht, um abzuschließen,
Ist die Zeit zur Frucht gereift —
Immer neu die Halme sprießen,
Die noch keine Sichel streift.

Wo sind, Schnitter! eure Aehren,
Die ihr sucht zum Garbenbund? —
Nicht sind es die neuen Lehren,
Nicht die lockend rothen Beeren,
Nicht der kühne Rednermund.

Wer heut mag am Altar klauben,
Nennt sich wahrer Protestant —
Reflexion ist nicht der Glauben —
Glauben wollt ihr mit Verstand. —
Wo ist die Gefahr der Kirche?
Wo die Hülfe so geschwind?
Seht! — noch steigt die alte Lerche! —
Nimmer seh' ich noch die Störche
Mit dem neuen Jesuskind. —

Wer im kirchlichen Concile
Uns will gießen eine Form
Für die christlichen Gefühle
Nach der diplomat'schen Norm —
Ach! der hat noch nicht verstanden
Was des Volkes Herz erfüllt —
Nein! es will nicht neue Banden!
Nein! aus freien Himmelslanden
Will es Freiheit hehr und mild! —

Nicht wie die Parol'befehle
Im Soldatenregiment,
Passet auf die gläub'ge Seele
Das Gebot auf Pergament;
Jedes Herz hat seinen Glauben
Seinen Gott und seinen Lohn —
Was dem Einen keck wir rauben,
Ist des Andern schönster Glauben,
Unser Fortschritt scheint ihm Hohn.

So viel Menschen — so viel Götter —
Jedes Herz ein eig'ner Dom —
Wahren Glaubens wahrer Retter
Kommt nicht aus Berlin und Rom —
Nein — er kommt aus Volkes Mitte,
Windet aus der Brust sich los,
Stille, wie Gebet und Bitte —
Was uns heiligt, nennt der Dritte
Oft für sich erbauungslos. —

Lasst den Himmel still und eigen,
Diesem blau und Jenem grau,
Selber, segnend niedersteigen
Ueber uns're Lebensau. —

Nicht in Paragraphen wohnet
Uns're Glaubens Sittlichkeit,
Je nach seinem Wesen lohnet,
Der in tausend Weisen thronet
In der tausendjähr'gen Zeit.

Lasst den Geist sich selbst verklären,
In der Menschheit buntem Sinn
In dem Freien führt das Wehren
Nur zum Seelendrucke hin.
Lasst dem selbstbeschränkten Herzen
Seinen Gott, der Wunder thut —
Sucht ihr diesen auszumerzen,
Ach! so könnt ihr leicht verscherzen
Wahrer Sitte bestes Blut.

Und dem freien Selbstbewussten
Ist die äuß're Form nur Tand,
Sie nur leih't dem Schwachbewussten
Die erfahr'ne Führerhand;
Eben, weil der Pöbelhaufen
Nicht den Geist ohn' Körper fasst —
Soll er nicht nach Festen laufen,
Wo die „Freunde" wiedertaufen,
Jeden, der Symbole hasst. —

Raubt dem Pöbel nicht die Schranken,
Er ist schrankenlos ein Leu,
Der unschuldig den Gedanken
Selbst verzehret ohne Scheu. —
Aber — fordert nicht vom freien,
Selbstbewussten Manne Zwang —
Er wird nie Gehör euch leihen
Und durch eures Glaubens Dräuen
Macht ihr trotzig ihn statt bang." —

. . . .

Die Pastorin sah ihren Mann starr an, als wollte sie sagen: „Der Verfasser muss auf den Scheiterhaufen" — obgleich sie im letzten Grunde das Gedicht nicht verstanden und während des Vorlesens und des eigenen Verfolgens der Zeilen mit den Augen immer mehr an Warner, als an den Sinn des Gedichtes gedacht hatte. Sie fühlte aber, daß sie Etwas sagen müsse und nachdem sie ihren Mann einige Secunden angestarrt hatte, sprach sie seufzend: „Nun? Fritz — was sagst Du zu dieser empörenden Freigeisterei?" —

Der Küster nickte triumphirend. —

Rabe betrachtete nochmals das Geschriebene gedankenvoll — dann sagte er: „Es ist seine eigene Handschrift

— ich hörte, daß er dichten soll — ein Mann, der solche Ansichten vertritt, kann nicht Geistlicher sein — das Gedicht soll zu den Akten." —

„Welche Keckheit" — eiferte die blasse Frau mit strengem, pedantischem Tone, wobei sie die schmächtige Hand auf die flache Brust legte — „welcher Spott! — dieses Gedicht der Lästerung in ein heiliges Gesangbuch zu stecken — am Ende hat er es während der Taufrede mit dem Buche in Händen gehabt — o! nun treibt er es zu weit." —

„Nicht wahr? — grinsete der Küster — „ja — wer vor hundert Jahren solches Gedicht bei sich gehabt hätte, der wäre ohne Gnade und Barmherzigkeit lebendig verbrannt — — wollen Sie das Papier behalten? — Wenn Herr Pastor Warner mich fragen sollte, so habe ich nichts davon gesehen." —

„Das Gedicht bleibt in meinen Händen" — sagte Rabe, als er bereits nach dem Schreibtische ging, um es zwischen seine Bücher zu stecken. — „Und Sie, lieber Wurm, sollen bedankt sein — ich werde es Ihnen schon gut machen." —

„O bitte — ich habe ja nur meine Christenpflicht gethan" — grinsete Wurm und eilte vergnügt fort, um in die Sakristei zurückzukehren und die Kirche zu schließen.

Die Pastorin heftete nochmals ihre schmachtenden Augen auf den nachdenkend gewordenen Mann und sagte mit zärtlicher Stimme: „Fritz! ach! Du hast auch Pflichten gegen die Welt! — reinige den geistlichen Stand von diesem Pharisäer und Heuchler.“ —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Balke war vom Pastor Rabe unter lauten Segenswünschen fortgegangen.

Auf der Straße griff er in die Seitentasche und zog eine zarte, rothe Briefmappe mit silbernem Schlosse hervor. Er öffnete sie, blätterte zwischen mehren Papieren und als er ein kleines, vergilbtes, scheinbar vor vielen Jahren zusammengefaltetes Blatt gefunden hatte, schloss er schmunzelnd die Mappe wieder, ließ sie in den breiten Frackschoß niedersinken und steckte das herausgenommene Papier allein und vorsichtig in die Westentasche. Jetzt nahm er um so eiliger seinen Weg nach demjenigen entfernten Stadttheile, wo die schmale, enge und armselige Kaiserstraße lag.

Ein schöner Sonnenuntergang warf seine rosigen Lich-

ter gegen die hohen Häuser und Bäume. — Die Natur feierte einen jener Sommerabende, in dessen Farbenzauber sogar die geringsten Bildungen des Lebens aufzujauchzen scheinen während in stolzer Pracht und Selbstspiegelung der Mond durch den blauen Himmel schwimmt und durch eine Verschmelzung seines gelben, milden Lichtes mit den scheidenden, rosigen Strahlen der Sonne jene magische Beleuchtung über die Erde gießt, welche zu feierlicher, glücklicher Ruhe stimmt. Und während unten in den Straßen bereits ein sanfter, bläulicher Flor der Luft-Dämmerung schwebt, spiegeln sich die Thurmspitzen mit ihren vergoldeten Fahnen noch im zitternden Purpurlichte der sinkenden Abendröthe. —

Wer hätte in dieser Abendruhe nicht glücklich und froh zum Himmel blicken oder in seinem Herzen das Sonnenglück des Tages nachfühlen mögen. —

Ach! in Ephraims kleinem Häuschen war Nacht und Verzweiflung. — —

Es ist bekannt, daß die fernere Beschützung Sabine's von Seiten des Predigers durch eine polizeiliche Dazwischenkunft, von der es zweifelhaft geblieben, ob sie Balke oder Ephraim heimlich vermittelt hatte — unmöglich gemacht war. Sabine musste schon am anderen Tage den Zufluchtsort bei Leda von Dönhoff verlassen und in das elterliche Haus zurückkehren. — Sie that dieses mit einem

Muthe, der auffallend erschienen sein würde, wenn man den letzten, bedeutsamen Blick nicht verstanden hätte, den sie auf den Prediger geworfen und welchen dieser erwidert hatte. In diesem Blicke der schönen Jungfrau lag eine ganze Welt der Resignation und Verklärung. Dieser Muth, welcher aus Sabine's schwarzen, glühenden Augen leuchtete, und der Warner's Herz mit stillem, glücklichen Vertrauen füllte, war das treueste Spiegelbild einer tiefsten und geheimsten Seligkeit, welche so göttlicher und reiner Natur ist, daß sie neben sich alles irdische Ungemach, allen niederen Schmerz vergisst, und das Herz gewaltsam darüber hinaushebt. — Und diese Seligkeit war das Gefühl der ersten Liebe. —

Warner und Sabine hatten sich stumm angeschaut — und als sie plötzlich durch Leda's ängstlichen Blick an eine schmerzliche Gegenwart erinnert und aus dem gegenseitigen Ineinanderversunkensein in die Gefahr des gemeinen Lebens zurückgerufen wurden — — da fand auch die Trennung auf gewaltsame Weise Statt und Beide sagten sich, daß es eine ewige Trennung sein müsse. — Aber das unausgesprochene Gefühl, dem der Name Liebe nicht gegeben wurde, trat wie ein himmlischer Muth in Sabine's Bewusstsein und als sie zum letzten Abschiede dem Prediger die bebende Hand reichte und fast unhörbar flüsterte: „Ich danke Ihnen für Ihren Schutz — o! geden-

ken Sie zuweilen meines Schmerzes" — da stürzten zwar heiße Thränen aus ihren Augen hervor, aber schnell fasste sie sich, warf noch einen letzten, langen, glücklichen Blick voll Kühnheit und stolzer Kraft des Herzens auf den Mann und — — darauf eilte sie abgewendeten Gesichtes davon." —

Warner blieb damals ernst und stumm — aber aus seinen Mienen strahlte ein so erhebendes Vertrauen an eine sittliche Weltordnung, daß seine, an die Grundlinien eines Christuskopfes erinnernde Erscheinung dem Bilde glich, welches einst ein heiliger Maler mit göttlicher Verklärung zu überstrahlen verstand.

Ephraim hatte ihm am Tage darauf jeden Besuch seines Hauses abzuschneiden gewusst. — Der vierte Tag neigte sich seinem Ende — ein glücklicher Abend goss Purpurlichter einer langsam sinkenden Sonne über die Erde. —

Am ersten Tage war Ephraim still freundlich gegen Sabine gewesen und hatte die kindische Freude Azza's nicht stören wollen. — Am zweiten und dritten Tage aber deutete er immer entschiedener auf die entsetzliche Alternative hin, welche Balke ihm gestellt hatte und als er endlich die Worte rief: „Entweder sechstausend Thaler — oder verhungern!" — da stürzte Sabine verzweiflungsvoll auf ihre niedere dunkle Dachkammer und ließ ihren Schmerz in Thränen ausfließen. —

Der Nachmittag des vierten Tages war für Ephraim unter steigender Angst herangekommen, denn am Abend forderte Valke die Entscheidung. — Der alte Mann, der in jahrelanger Noth nur die Erinnerung an eine früheste, bessere Zeit behalten, aber alle edleren Gefühle verloren hatte, und seine stillen Wünsche unter einem ungeheueren Ehrgeize zu sammeln suchte, kannte nur ein Mittel für seine bessere Zukunft und dieses war — das Geld. — Dieses Mittel sollte ihm nun dargereicht werden für seiner Tochter Schönheit und ein derselben scheinbar gebotenes Glück. — Azza war zweifelhaft geworden — denn Sabine hatte nicht geklagt, hatte im edlen Stolze kein Wort über die wahre Ursache der Flucht und die unlautere Absicht Valke's ausgesprochen — und die alte, an den Willen ihres Mannes gewohnte Mutter hörte diesen nur von dem bevorstehenden Glücke der Tochter reden. —

Es schlug vier Uhr — der Abend kam immer näher — der alte Ephraim wurde immer unruhiger und raffte seine alten Glieder auf, um die Stube zu durchschleichen. Mit unsicherer Hand öffnete er die Thür und rief den Namen „Sabine." — Diese trat nach wenigen Minuten in das kleine Gemach; — ihre Wangen waren blaß, das schwarze Haar hatte sich aus Locken und Flechten verschoben und wallte über ihren Nacken wie eine Wolke, die das edle Gesicht in seiner Bläße noch mehr hervorhob. Eine über-

irdische Verklärung gab dem sonst leidenschaftlichen Blicke die Ruhe, welche weniger aus Ermattung hervorging.

Ephraim sah sie eine Zeit lang mit seinen stechenden, hellgrauen Augensternen an und um seine Lippen zitterte das erste Wort der Anrede. —

„Die Zeit drängt" — sprach er ernst — „weise das Glück nicht ab — verloren ist Der, welcher die Hand ruhen läßt, wenn sie soll greifen." —

Sabine sah mitleidig von ihrem Vater weg nach der still schluchzenden, theilnahmlos erscheinenden Mutter. —

„Jetzt sollst Du sagen den Entschluss" — rief Ephraim mit beginnender Hitze und die Adern an den Schläfen traten in blauer Farbe unter der Haut hervor und die eine Hand fasste in den weißen Bart, um sich im Aerger daran zu klammern — „ehe die Sonne sinkt, muss entschieden sein mein und Dein Schicksal. — In Deiner Macht steht es, uns unglücklich zu machen oder aufzurufen die Freude meines Alters — — auf Deiner Zunge liegt das Wort, welches uns bringt in die Verzweiflung oder in neue Lust und Achtung des Lebens." —

„Vater! — Vater!" — schluchzte Sabine schmerzlich — doch sie fasste sich — eine Erinnerung schien sie zu kräftigen und in edler Würde fuhr sie fort: „Du forderst für Dich irdisches Glück — ohne zu fragen, was ich dafür eintausche — befreie Dich von den Krallen der Selbst-

sucht und blicke hin, wie Dein Kind leidet und verzweifelt Deinetwegen.“ —

„Weil Du nicht kennst den Gang der Welt“ — eiferte Ephraim — — „desswegen willst Du trotzen auf die Noth und hast den Mann zurückgestoßen, der ein Engel ist für unser Haus. — Er will uns nicht allein Geld geben, er will Dich und mich auszeichnen vor der Welt, er will niedersteigen in diese Hütte und Dich herausholen als seine Gattin in die Herrlichkeit der Welt. — Wie kann da noch aufkommen das Bedenken, die Wahl — wo wir nichts haben zu wählen als Ehre und Geld oder Elend und Tod?“ —

„Vater! — ist es Ehre, wenn ein Lüstling sich niederbeugt zu einem reinen, unschuldigen Mädchen? — Ist es Geldeswerth, wenn ein herzloser Mann mir seine gemeine Sinnlichkeit anbietet? — O! Vater — ist es ein Glück für Dich, für die Verzweiflung des Kindes eine Summe Geld zu gewinnen — Geld — worauf der Fluch des Wuchers haftet?“ —

„Du bist arm und gering und er ist vornehm, angesehen und reich“ — sagte Ephraim heftig — „werde ihm gleich, werde angesehen vor der Welt — und gönne auch mir, zu gewinnen die Ehre, die uns angeboten wird.“

„Ich bin ein geringes Mädchen — aber ich fühle in meiner Seele einen Stolz, den er nicht kennt — einen

Stolz, vor dem er sich beugt wie ein Verbrecher — und diese stolze Würde ist die Ehre eines guten Gewissens — die Macht der Tugend — vor dieser Macht sah ich den Elenden schon einmal beschämt fliehen.“ —

„Nenne den Mann nicht so verächtlich“ — — schalt Ephraim und nickte eifrig mit dem erhitzten Kopfe — „Du musst seine Gemahlin werden und sollst es werden — darum rede von ihm mit Respect.“ —

„Ich fühle keine Liebe für den Mann — er kann unmöglich Liebe zu mir haben — — denn er würde mich nicht verführt haben wollen — er würde mich nicht zwingen lassen wollen“ — sagte Sabine begeistert. — „Siehe — dieser Zwang ist seine Ohnmacht und gegen diese fürchte ich mich nicht.“ —

„Ha! trägst Du vielleicht das Bild des Predigers im Herzen?“ — entgegnete boshaft der Alte. — „Dann reiße ich es Dir heraus mit zitternden Händen und lasse lieber verbluten das Herz meines Kindes, das seine Lust hat an der verdammten Liebe eines Fremden, anstatt zu empfinden die Noth und Schmach des Vaters.“ —

Ein flüchtiges Roth stieg über Sabine's Gesicht, dessen Züge eine verklärte Ruhe annahmen. Es schien, als habe so eben das sanfte Christusbild des Predigers ihrem geheimsten Leben zugelächelt. —

„Und so befehle ich, daß Du den Mann, der unser

Glück will, heirathest und heute Abend seine Verlobte wirst" — fuhr Ephraim fort. —

„Wird er mich fordern, wenn ich ihm meine Verachtung zu erkennen gebe?" — fragte Sabine streng.

„Wo man kann finden das Glück, fasst man es an und liebt es — und wenn Du nicht gehorsam bist, wenn ich befehle, so lasse ich Dich mit Gewalt in das Bett des Wohlthäters schleppen" — — rief Ephraim im höchsten Zorn. —

„Dein Befehl kann ein Herz nicht zwingen, da zu lieben, wo es verachtet" — antwortete Sabine. —

„O! Du verfluchtes Kind" — wimmerte Ephraim — „Du verachtest auch mich und Deine Mutter — Du willst uns verderben und verhungern lassen." —

„Vater — ich beschwöre Dich — fluche mir nicht — ich fühle eine Ruhe in meinem Herzen, welche mir sagt, daß Dein Fluch mich nicht vor Gott verdammt — was aber kann das Kind mehr erschüttern, als wenn es verflucht wird vom Vater, weil es keine Liebe zu ihm haben soll? — Siehe — ich will ja aus Liebe zu Euch arbeiten, so viel ich vermag — werfet Alles, was Euch Balke's unehrliche Gunst schenkte, fort von Euch — Gott wird mir helfen, durch ehrliche Arbeit Euer Leben vor Noth zu schützen — ich will es mit ganzer Seele und

Gott hat noch nie einen guten Willen, der die tiefste Seele ausfüllt, zu Schanden werden lassen.“ —

„Du willst uns in Armuth bringen — — um im Schweiße Deines Angesichtes zu arbeiten — wo Du kannst reich sein und uns mit einem Worte erretten aus Bekümmerniss? — Dein Verstand ist krank — Du hast von Schwärmerei gelitten — und da Du nicht rechnen kannst mit dem Verstande, so sollst Du mich rechnen lassen — hörst Du — ich zwinge Dich — Du sollst den Mann heirathen oder ich zerreiße mein Gewand, als Zeichen, daß zerrissen ist unsere Bande des Blutes und ich will mit zitternder Hand mein Leben vernichten und im Sterberöcheln mein Kind verfluchen.“ —

„O! Ephraim! — Ephraim“ — schrie Azza aufspringend und laut weinend den bleich gewordenen Mann umklammernd. —

Sabine war erschüttert — sie musste sich an die Wand lehnen, das Gesicht mit einem Tuche bedecken und heftig weinen. —

Da perlte eine Thräne aus Ephraim's starren Augen, die einige Secunden lang auf die schmerzliche Erscheinung seiner vernichteten Tochter gerichtet gewesen waren. Mit bebender, weicher Stimme rief er: „Sabine.“ —

Dieser Ton fuhr durch der Jungfrau Brust wie ein Ruf

aus schönerer Welt — sie enthüllte das Gesicht und in bezaubernder Schönheit blickte sie den Vater an. —

„Sabine!“ — — wiederholte dieser zitternd und der schwankende Körper musste sich auf die Frau stützen — „Sabine — Du willst?“ —

„Gott! o Gott!“ — weinte Sabine — während sie auf den Vater zueilte und — indem sie ihn umarmen wollte — plötzlich in der ersten Bewegung durch den wunderbaren Blick des Mannes gelähmt wurde, so daß sie bestürzt vor ihm stehen blieb. —

„Du willst?“ — rief Ephraim gleichzeitig mit derselben erschütternden Weichheit.

Seine Augen waren gläsern und starr — seine Mienen hatten die Verzerrung eines Sterbenden. —

„Vater!“ — weinte Sabine — „habe Mitleid mit meinem Leben — ich kann den Mann Deiner Wahl nicht lieben.“ —

„Sabine“ — wimmerte Ephraim mit herzzerschneidendem Tone — und aus den gläsernen, weiten Augen flossen abermals Thränen. — „Du weißt nicht — ich muss Alles sagen — Du willst — wenn ich's gesagt habe — wisse — wenn Du heute Abend — in ein paar Stunden — nicht verlobt bist mit ihm — o! diesem Teufel — diesem Satan meines Lebens — — dann — dann muss ich verschmachten im Schuldthurm — — ha! mein

Kind — mein einziges Kind muſſ ihre Schönheit verkaufen — um die Eltern zu retten vor Tod und Schande — meiner Tochter Verzweiflung muſſ retten die Verzweiflung des Vaters — Du — Du, Sabine — biſt ſtark und jung — Du kannſt überwinden dieſe Verzweiflung — aber ich bin alt — gebrechlich." —

Sabine hatte krampfhaft die Hände auf die Bruſt gepreſſt und mit zurückgehaltenem Athem gehorcht — — Azza neigte weinend ihr Geſicht auf die Schulter des Mannes. —

„Nun höre — o! daſſ ich Alles entdecken ſoll" — fuhr Ephraim in abgeriſſenem, matten Tone fort — „ſieh' um Dich — — was Dein Auge erblickt, hat mir Balke geſchickt — er hat die alten Sachen gegen beſſere vertauſcht — er hat mir Geld gegeben . . . aber — ſeit er Dich entlaſſen aus dem Dienſte — . . . ſeit er Dich verlangt zur Frau — . . . hat er mir den Wechſel gezeigt — den ich aufſetzen muſſte unter Scherzworten — . . . für das Erhaltene — — und geſtern — ich hab's verſchwiegen — geſtern hat er geſchrieben, daß er noch einen alten Wechſel habe — aus alter Zeit, wo ich noch ein großes Geſchäft hatte — . . . einen Wechſel — den will er heute Abend präſentiren und unter das Billet hatte er geſchrieben — o! daß ich Alles ſagen muſſ —

da hatte er geschrieben — . . . Heirath oder Schuldthurm — — das ist's, was mich bringt in Angst — o! Sabine — Sabine — rette mich alten Mann vor der Verzweiflung!" —

Bei diesen Worten brachen die Kniee des alten Mannes zusammen, er sank zu Boden und umklammerte ängstlich und fragend aufblickend die Arme seiner Tochter. —

Sabine warf einen wilden, glühenden Blick durch das Zimmer — ihre Züge leuchteten in der entsetzlichen nach Rettung suchenden Leidenschaft, wie sie in der Todesangst eines Untersinkenden durch das ängstliche Gesicht blitzt. —

„O Gott! — Vater! — ich muss — ich muss" . . . schrie sie mit schrecklichem Tone und stürzte hinaus, auf ihre enge, dunkle Bodenkammer. . . .

Hier barg sie das heiße Gesicht tief in die Kissen ihres dürftigen Bettes und weinte laut und krampfhaft. —

Schon begann die Sonne zu sinken — — die rothen Strahlen des Abendrothes stahlen sich zwischen den Dächern weg in das kleine Bodenfenster und malten einen kleinen Fleck der Kalkwand rosenroth. Sabine richtete sich empor — starrte in die Luft, an die Wand — und drückte dann unter plötzlichem, heftigeren Schluchzen von Neuem das Gesicht in die Kissen. —

Allmälig schien der Sturm ihrer Brust milder zu wer-

den — sie richtete sich wieder auf — sah mit dem Ausdrucke einer scheinbaren Gedankenlosigkeit auf den ganz blass gewordenen Lichtfleck der Wand — — wie in einer träumerischen, halben Bewusstlosigkeit strich sie das schöne, vorgefallene Haar mit beiden Händen von Stirn und Wangen zurück und ließ die Hände auf den Schläfen liegen — — — ein glückliches und sanftes Lächeln trat auf ihren Mund, während die schwarzen Augensterne glänzend hervordrängten, als starrten sie eine Vision an. —

Nach einiger Zeit zitterten die lächelnden Lippen und es reiheten sich Worte aneinander. —

„So . . . so . . . mit diesem Auge . . . sah er mich an — — ganz so . . . wie das Bild in seinem Zimmer . . . ach! — er ist so gut . . . sein Herz lag so offen in seinen Worten . . . er wollte mich zur Christin machen — o! wie schön muss es sein, von seiner Hand getauft zu werden. — . . . Aber — ich wäre schon eine Christin — . . . . sagte er nicht so? — weil ich Liebe hätte — uneigennützige Liebe — . . . . weil ich redlich wäre, ohne es zu wissen . . . . o! wie süß klang dabei seine Stimme. — . . . Ein christliches Herz muss ein großes Opfer bringen können — Christus — sagte er — habe der Liebe willen den Tod erlitten . . . den Tod — — ha! — den Tod in Liebe.“ — . . .

Die Augen Sabine's erglänzten in einer höheren Ver-

klärung — die sämmtlichen Gesichtszüge leuchteten wie das Antlitz eines prophetischen Engels. — Immer noch hielt sie bewegungslos die Hände an beide Schläfen vor die hastig zurückgeschobenen, aufgelösten Haarflechten. — Man hätte glauben können, ein Heiligenschein umspiele ihren Scheitel, denn die Strahlen des Abendroths waren von der Wand weiter und weiter gerückt und erleuchteten die Luft, in welche ihr Scheitel eintauchte. —

„Welch' Entzücken! . . . einen Mann — einen edlen Mann zu lieben — nur das Gefühl zu besitzen — ohne es jemals genannt zu haben — mit diesem Gefühle — diesem Muthe will ich ein Opfer werden — ein Opfer — o! wenn meine armen, alten Eltern untergehen müßten — wenn sie umkommen müßten im Schuldthurme vor Hunger und Verzweiflung, wenn ich dieses Schreckliche ansehen sollte — nicht helfen könnte — — o! barmherziger Gott! — Du hast mir Schönheit gegeben, um meine Eltern zu retten — Du hast mir Liebe gegeben, um muthig mich zu opfern — Gott! gerechter Gott! — Du willst ja Alles so haben." —

Das edle Mädchen sprang empor und blieb in tiefen Gedanken vor dem Bodenfenster stehen — das Abendroth goß ein sanftes Rosencolorit auf die bleichen Wangen. Ein schmerzliches Lächeln trat auf die Lippen — einige

Thränen, das Licht des gerötheten Himmels widerspiegelnd, rollten schnell über dieses Lächeln hinweg. —

„Und doch ist die Erde so schön — . . . das Leben einer Jungfrau so reich — ach! . . . . warum giebt es auch Schlangen unter Blumen — . . . nur dort — wo die Sonne sinkt — da ist Alles wahr — . . . selig — . . . ewig wahr!“ . . .

Traurig setzte sich Sabine wieder auf ihr Bett. — Ihre eine Hand ruhete im Schooße — auf die andere hatte sie das Haupt gestützt. —

Nach längerer Zeit, als bereits die Dämmerung ihre tieferen Schatten in das enge Kämmerlein warf, hörte man draußen einen schweren, langsamen Tritt, als schleppe sich Jemand mühsam die steile, schmale Treppe herauf. — Endlich wurde die kleine Thür langsam und schüchtern aufgemacht und Azza steckte ihr rothgeweintes Gesicht herein, dessen kleine, trotz des Schmerzes noch die natürliche Lebhaftigkeit zeigende Augen nach Sabine suchten. —

„Kind“ — sagte sie, als sie ganz hereintrat und in der Tochter Mienen eine unerwartete Ruhe zu lesen glaubte — „ach! der Vater hat's auch immer gegen mich verschwiegen, das gräßliche Unglück — ich hielt seine Rede für Eigensinn und für seine alte, sündhafte Schwäche — lieber Gott! — was sollen wir anfangen, wenn der Vater schmachten soll im Schuldthurm — o! hätte der Commer-

zienrath doch niemals erfahren, daß wir Dich haben und daß Du gesegnet bist von Gott mit Schönheit." —

Die alte weinende Frau setzte sich neben Sabine auf das Bett. —

„Meine Schönheit — sagst Du?" — fragte das blasse Mädchen — „Mutter — bin ich denn wirklich so viel werth, daß der Mann, welcher mich fordert, dafür die Schulden meines Vaters hingiebt?" —

„O! Du süße Unschuld!" — weinte die Alte — — „wenn ich Dich ansehe, so will mir das Herz brechen — aber Du bist klug, Du hast viel Hohes in Deiner Gestalt, die Dir Gott gegeben hat, um zu herrschen, daß Du auch lernen wirst, Deinen Mann zu regieren und zum Guten zu führen." —

Sabine's Gedanken mussten anderswo geweilt haben, denn sie antwortete nicht und, nachdem sie einen langen, schweren Blick in das Gesicht der alten Frau gethan hatte, fing sie auf einmal an, recht bitterlich zu weinen. —

„Kind" — sagte Azza mit beklommener Stimme — „wesshalb ich eigentlich zu Dir heraufgestiegen bin — — er ist eben gekommen." —

Ein entsetzlicher Schreck schüttelte den schönen Leib des Mädchens — sie fasste krampfhaft die Hand der Mutter und sprang auf. —

„Gehe wieder hinunter — ich muss noch eine Minute

allein sein — dann komme ich" — sagte sie mit Hastigkeit. — —

Azza sah sie bedenklich an und ging besorgt aus der Kammer. —

„Nein! — o! nein!" — rief Sabine mit gebrochener Stimme, als sie allein war — „er soll mich nicht weinen sehen — er darf meine Thränen nicht sehen — diese sind zu gut für ihn — sie gelten ihm ja auch nicht — . . . ach!" — setzte sie leiser und weicher hinzu — „sie gehören ihm — dem Christus — meinem Christus." —

Sie stützte die Stirn auf beide Hände und drückte diese an die Wand.

Plötzlich richtete sie sich wieder auf, als würde sie gerufen — fragend blickte sie die vier Wände an — dann trat eine feierliche Ruhe, die Resignation einer höheren Verklärung, auf ihr ganzes Wesen. —

„Er soll nicht wissen, daß ich leide" — sagte sie, indem sie über das Gesicht strich und die Locken flüchtig zurückwarf — „er soll in seinem Triumphe getäuscht werden — es wäre ihm ein Genuß geworden, meine Kämpfe mit siegreichen Blicken zu belauschen — Gott! Du hast es so gewollt — Du wirst meine alten Eltern für das schwere Opfer, das ich bringe, retten und über mich trösten — barmherziger Gott! — Dir befehle ich meine Seele!" —

Diese Worte, aus tiefster Seele hervorgestoßen, sprach

sie mit gefalteten Händen — dann schritt sie ernst und verklärt aus der Kammer. —

Noch einmal schauderte sie, als ihre Hand das Schloss der Stubenthür fasste — ein Seufzer scheuchte die drückende Schwere von ihrer Brust und muthvoll trat sie ein. —

Ephraim saß ermattet auf seinem Stuhle und warf einen flehenden Blick, der deutlich eine stille Bitte um Verzeihung aussprach, auf die Eintretende; Balke stand listig schmunzelnd am Fenster und sagte: „Nun, mein lieber Ephraim — Sie wollen mir wol Ihre schöne Tochter vorstellen" — und hierbei zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Seitentasche und spielte gleichgültig damit. Ephraim's Blicke hafteten aber mit stechendem Feuer auf diesem, schon etwas vergilbten Papiere und wenn seine Augen mit einer geheimen Scheu jeder Bewegung der Hand folgten, welche dieses verhängnissvolle, kleine und scheinbar werthlose Papier hielt, dann schlich über Balke's Gesicht eine boshafte Schadenfreude. —

Die gewaltsam gewonnene Ruhe, bei innerem Stürmen des Herzens, hatte Sabine wunderbar verklärt und verschönert. Ihre Erscheinung zwang dem Commerzienrathe ein unwillkürliches, triumphirendes Lächeln ab und seine anfangs hämischen Züge wurden von glühender Sinnlichkeit überwältigt. Die listigen Augen schwammen in einer feuchten, glänzenden Atmosphäre und auch der Mund zeigte

ein saugendes Schmunzeln, das dem sinnlichen Ausdrucke immer den Charakter der Gemeinheit verleihet. Als er Sabine so gefasst und ruhig sah, ging er auf sie zu und sagte freundlich: „Ich freue mich, liebes Kind, daß Du bei besserer Ueberlegung eingesehen hast, wie gut ich es mit Dir und Deinen Eltern meine — Dein Vater wird Dir sagen können — welche redliche Absichten ich mit meinem Heirathsantrage verbinde." —

Hierbei spielte er, wie zufällig, mit dem Papiere in seiner Hand und warf einen flüchtigen, vielsagenden Blick auf den Alten, dessen Stirnadern angeschwollen erschienen. — —

Mit einem strengen Blicke auf Balke sprach Sabine, nicht ohne Zittern der Stimme: „Ja — mein Vater hat mir's vorgestellt — Sie wollen ja meine Eltern mit Wohlthaten überhäufen — Sie thun dieses gewiss aus gutem Herzen." —

„Meine Liebe zu Dir, Sabinchen, macht mich zum Kinde" — erwiderte Balke — „ich mag nicht ansehen, wie Deine Schönheit mit der Noth kämpft und Du arbeiten müsstest, um Deine Eltern zu unterstützen. Du verdienst die Aufmerksamkeit eines Mannes, der alle Mittel besitzt, Deine Reize aus der Dunkelheit zu ziehen und der Deine Schönheit für werth hält, sie der Welt zu zeigen." —

„Und wie theuer ist Ihnen meine Schönheit?“ — fragte Sabine mit einem so unbeschreiblichen Blicke, daß Balke verlegen und scheu seine Augen abwandte, erst sich sammeln musste und dann mit absichtlicher Laune erwiderte:

„So mag ich Dich leiden, Sabine — heiter und spaßhaft — — ja — Deine Schönheit ist gar nicht von Geldeswerth — — aber ich habe aus Galanterie Deinem Vater ein kleines Geschenk versprochen — — ein kleines Sümmchen, um sich frohe Tage zu machen.“ — . . . . Bei diesen Worten, die Balke unter den Zeichen einer steigenden, sinnlichen Begierde sprach, griff er an das Kinn des Mädchens und klopfte den stolz gewölbten Nacken — was Sabine theilnahmlos geschehen ließ, obgleich ihre Wangen bleicher zu werden schienen. —

„Es würde sich nicht schicken“ — sagte sie — „daß ich in Glück und Sorglosigkeit lebte, während meine Eltern elend und dürftig blieben — mein Vater ist Ihnen aus früheren Geschäften eine Summe schuldig geblieben, die Sie mit seltener Nachsicht nicht früher durch Zwang eingetrieben haben.“ —

„Du bist die Tochter eines Handelsmanns — das hört man an Deiner Geschäftskenntniss“ — kicherte Balke mit verstellter Laune — „hier habe ich den alten Schuldschein — siehe, er ist schon gelb geworden.“ —

— Indem er ihn mit spitzen Fingern in der Hand hielt, griff Sabine das Papier — blickte hinein, sah ihres Vaters Unterschrift und in demselben Augenblicke fiel das Papier, in zwei Theile zerrissen, auf den Boden. —

Balke war verdutzt, seine Blicke folgten flüchtig den niederschaukelnden Papierfetzen, dann hefteten sie sich forschend auf Sabine, deren Wangen bei dieser raschen und kühnen That von der Röthe innerer Aufregung angeflogen waren. —

„Als meine Braut durftest Du dieses Kapital vernichten“ — sagte er — — „ich schenke es Dir für Deinen Muth — nun komm, mein süßes Kind — und lass Dir den Verlobungskuss geben.“ —

Er wollte begierig seine saugenden Lippen auf die reine Rosenknospe ihres Mundes drücken, als Sabine mit rascher Bewegung nach dem Schranke eilte und von bekannter Stelle Papier und Schreibzeug holte. Indem sie dieses in Unruhe ihres ganzen Wesens auf den Tisch setzte, sagte sie: „Nimmermehr dürfen Sie ein Kind armer Eltern zur Gattin nehmen — darum schreiben Sie — schreiben Sie . . . .“

Balke sah sie bestürzt an — seine sinnliche Begierde machte seine Hand zittern — er eilte ihr nach, um sich an ihrer strahlenden Schönheit zu weiden. —

„Schreiben Sie“ — rief Sabine leidenschaftlich — „es ist unsere Eheakte, die Sie vollenden sollen — — erklären Sie, daß Sie meinem Vater auf diesen Wechsel zehntausend Thaler schuldig sind, morgen zahlbar.“ —

„Närrin“ — lachte Valke in einem stillen Kampfe seiner Verlegenheit und sinnlichen Erregtheit — „Dein Vater hat mich nur um sechstausend Thaler gebeten“ — — dabei warf er einen drohenden, zornigen Blick auf Ephraim, der, von Azza stillschluchzend umarmt, diesen Blick nicht erkannte, da er vertieft auf den Boden sah, wo der von Sabine's Hand zerrissene Schuldschein lag. — —

„Schreiben Sie“ — — wiederholte Sabine und ihre Gestalt richtete sich mit edlem Stolze und einer so überwältigenden Schönheit auf, daß Valke kleinlaut an den Tisch ging und mit finsterer Miene den Wechsel schrieb. —

Während dieser Zeit sah Sabine mit unsäglicher Wehmuth und mit bedeutsamem, fast strafenden Blicke auf die Eltern — als wollte sie sagen: „Ihr habt von jetzt an keine Tochter mehr!“ —

Valke hatte geschrieben. Ernst las er die Zeilen noch einmal über — warf einen zweiten, finsteren Blick auf Ephraim, den dieser mit einer dankbaren Geberde erwi-

derte, und überreichte dann das Papier der, in Gedanken versunkenen Sabine. — Nach rascher Durchsicht schob sie diesen Wechsel in den Busen und seufzte tief, mit zum Himmel gerichteten Augen. — Aber schnell erschien sie wieder ruhig — — es war, als hätte sie sich die Worte zugeflüstert: „Dieser Mann darf Dich nicht weinen sehen!“ — — — diese Worte waren ja vorhin auf ihrem Kämmerchen das Resultat eines furchtbaren Seelenkampfes gewesen. —

„Nun ist die Sache abgemacht — stolzes Mädchen“ — sagte Balké zärtlich — „Morgen sollst Du ganz mein Eigenthum werden — es ist mein Wunsch, daß Du in Pracht und Herrlichkeit in mein Haus eingehst — darum wähle nach Geschmack von Dem, was Dir morgenfrüh der Modehändler bringen wird. Unsere Verbindung morgen Abend soll still vollzogen werden. — Du wirst selbst wünschen, daß Niemand, auch Deine Eltern nicht, dabei zugegen sind.“ —

„Ich bin damit zufrieden“ — sagte Sabine in furchbarer Resignation — und in demselben Augenblicke fühlte sie Balke's heißhungrige Lippen auf ihrem Munde und seine Hand fasste begierig um ihren Leib. — — Sabine glaubte eine jähe Lähmung zu fühlen — sie konnte sich nicht bewegen und nur ihre Kniee schwankten — —

sie suchte eine Unterstützung, doch ohne es zu wollen sank sie in die Arme des vor sinnlicher Gluth zitternden Lüstlings. —

„Mein schöner Engel!“ — flüsterte der triumphirende Mann und neigte sein dunkelrothes, glänzendes Gesicht über das ihrige — da kehrte ihre Kraft zurück — gewaltsam riss sie sich empor — — ein leuchtender Blick, wie der Lichtstrahl eines plötzlich zerreißenden Gewitterhimmels, schoss auf den Mann — über die Gruppe ihrer Eltern — — dann rief sie mit entsetzlicher Stimme: „Morgen! — Morgen!“ — und stürzte hinaus, auf ihre Kammer, wo es bereits dunkel war. — Hier sank sie auf den alten Platz ihres Bettes nieder — mit gerungenen Händen rief sie, im Tone eines Sterbeschreies: „Er hat mich berührt — meine Unschuld ist dahin — o! barmherziger Gott! — ich habe ja Alles aus Liebe zu meinen Eltern gethan!“

Ihre zuckenden Hände rissen das Papier aus ihrem Busen, umklammerten es und sanken dann mit der darauf gedrückten, schmerzhaften Stirn in die Kissen des Bettes nieder. —

Wenige Minuten später hörte man draußen vor der Kammerthür ein stilles Weinen — — hier stand die alte

Mutter, die sich ihrem Schmerze hingab, aber nicht wagte, in die Kammer ihrer Tochter zu treten. Bisweilen horchte sie auf — — aber in Sabine's engem und dunkeln Bodenkämmerchen herrschte eine furchtbare Todtenstille. — — —

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Auf den schönen Abend, der so verschwenderisch seine Purpurlichter ausgegossen hatte, war ein eben so schöner Morgen gefolgt. — Auf dem Buchwalde, einer romantischen Holzung unweit der Residenzstadt, glommen in den Spitzen der Bäume goldene Sonnenstrahlen und blitzten auch aus tausend Thauperlen der duftigen Waldwiese, die mit funkelnden Edelsteinen bestreut zu sein schien. — Am Rande des Holzes gaukelten schillernde Insekten von Blatt zu Blume und im fernen Westen floh die Nacht, wie ein graues Flortuch, das am Horizonte ausgespannt und mit farbigen Morgenlichtern gesäumt schien, vor der östlichen Strahlenblendung des Himmels. —

Am Saume der Waldwiese, von jüngeren Forstbäumen und niederem Haselgesträuch eingefasst, lagen zwei junge Männer im Grase, die, wenn sie nur Waffen getragen hätten, ohne Zweifel für Jäger gehalten worden wären. Der Eine trug eine grüne Tuchmütze, einen grünen Oberrock und Jagdstiefel, aber er hatte weder Jagdtasche noch Flinte, sondern ein Bündel, von einem Schnupftuche zusammengeknotet, lag zwischen seinen Füßen. Er hatte ein jugendliches Gesicht, mit zartem, militairischen Barte und er vertrieb sich die Zeit mit Gähnen und Rauchen. Der andere junge Mann, ebenfalls mit einem Schnurrbarte, trug eine Offiziermütze und ein militairisches Beinkleid, aber einen weißen, leichten, sehr modern geschnittenen Sommerrock — und seine Beschäftigung bestand darin, die Waldblumen in seiner nächsten Umgebung zu zerrupfen. Die Unterhaltung dieser beiden Männer war sehr eintönig. —

„Ich glaube nicht, daß er kommt" — — sagte der Eine. —

„Wenn er wüsste, daß es ihm an den Kragen ginge — gewiss nicht" — gähnte der Andere. —

Es entstand wieder eine Pause. —

„Nun" — begann der Erstere wieder — „es mag auch kein Vergnügen sein, mit dem Teufelskerl, dem Lun-

sen, eine Kugel zu wechseln — der schießt blindlings jeden Knopf einen nach dem andern ab." —

„Und doch scheint er sich vor der Affaire zu fürchten, wie ein altes Weib — er fröstelt und hat sich in seinen Mantel gehüllt und wird widerspenstig, wenn man ihm sagt, daß wir heute Morgen schon zwanzig Grade Wärme haben — seht, Kamerad — dort schleicht er eben wieder aus dem Gesträuche — wie traurig er über die Wiese hierher sieht — er ist so bleich wie Wachs." —

„Mit einem Burschen, wie Doctor Warner ist, der gewiss seit seinen Studentenjahren kein Pistol in der Hand gehabt hat, braucht Lunsen doch keine Umstände zu machen" — meinte der Erstere, und fasste an den Bündel zwischen seinen Füßen, als fühle er nach etwas. —

„Nun? — Du hast doch nichts vergessen? — Wirst freilich nichts von Allem brauchen, denn der Doctor wird eine feine Spürnase haben." —

Der Andere knotete das Taschentuch auf und sagte: „Hier die Pistolen, da Pulverhorn — Kugeln — Papier — Alles in Ordnung." —

Die beiden Liegenden schwiegen wieder eine Weile. — Während ihrer Unterhaltung schritt am andern Saume der Waldwiese, über welche die Streiflichter der Morgensonne fielen, Lieutenant von Lunsen gedankenvoll auf und nieder, verschwand zuweilen im Waldgesträuche, kam wieder näher

auf die Wiese und blickte von Zeit zu Zeit unruhig und ungeduldig in den Fahrweg, der tiefer in das Holz führte und zu beiden Seiten mit schroffen Erdwänden eingezwängt war. — Lunsen sah sehr angegriffen aus, bisweilen wurde er von einem plötzlichen Schüttelfroste gefasst, und er wickelte sich dann fester in seinen militairischen Mantel, unter welchem er aber Civilkleidung trug. — Nachdem er nochmals erwartungsvoll in den Waldfahrweg gespähet hatte, sah er nach der Uhr, fröstelte von Neuem und nahm seine Schritte in den Sonnenschein über die Wiese. — Als er in die Nähe der beiden Liegenden gekommen war, rief er ihnen zu: „Das dauert lange — es ist gleich sieben Uhr — wenn's nicht sein müsste, so läge ich noch im Bette, denn mir steckt der Teufel in den Gliedern — seht, wie ich zittere.“ — . . .

Er streckte den Arm aus und machte die Geberde, als ob er mit dem Pistol anlege. —

„Sag' mal — Lunsen — was hast Du eigentlich vor — Du bist doch keine Memme?“ — sprach der Rauchende, indem er in listiger Miene den Dampf mit paffenden Lippen ausblies, als würde er aus einem Rohre geschossen. —

Lunsen sah mitleidig den Frager an und murmelte: „Willst Du erst daran?“ —

„Danke — Freundchen — ich muss heute Abend bei dem Major Polka tanzen." — . . .

„Du wirst doch auch kommen?" — fragte der Andere der beiden Liegenden, welche ohne Zweifel Offiziere waren. —

„Nein" — gab Lunsen kurz zur Antwort. — „Ich werde Mittag mit der Tänzerin eine Lustfahrt machen — aber es darf Keiner wissen." —

„Ha! ha! — darum hat er Urlaub genommen" — lachten beide Kameraden.

Als Lunsen mit zunehmendem Frösteln und steigender Ungeduld vor ihnen auf und niederging, fragte Einer:

„Was hast Du dem Doctor denn sagen lassen? Ich glaube, wir können ruhig nach Hause gehen." —

„Ich schickte den als Bauern angezogenen Soldaten zu ihm, gleich nach der Waldwiese zu kommen, dort läge ein Mensch an dem bösen Fieber — ich weiß, daß in solchen Fällen der Doctor immer selbst hinläuft" — antwortete Lunsen mit Zähneklappen aus Frost.

„Wenn er aber die ganze heilige Schaar von Krankenwärtern mitbringt?" — meinte der Eine. — Der Himmel bewahre uns vor dieser Pestbande — auch der Doctor muss mir weit vom Leibe bleiben, denn in seinen Kleidern steckt der Ansteckungsstoff." —

„Pfui — ja" — sagte der Andere und spuckte aus.

— In demselben Augenblicke fiel in weiter Ferne ein Schuss — dessen Echo von vielen Seiten nachhallte.

Alle Drei horchten auf.

„Es wird ein Feldjäger sein, der auf Hühner gehalten hat“ — sagte Einer — „denn im Walde selbst hallt der Schuss nicht so oft nach.“ —

„Still“ — rief Lunsen — „dort auf dem Fahrwege sehe ich einen weißen Rock — es ist unser Bauer.“ —

— „Kömmt er allein?“ —

„Ich kann's nicht sehen — jetzt verschwindet er wieder im Laube.“ —

Die beiden liegenden Männer standen auf und sahen nach der Gegend. —

„Wie soll es nun gehalten werden?“ — fragte der Eine, der den Schießapparat bewahrte — „wie willst Du ihn zum Stehen bringen?“ —

„Ich werde ihn wie einen Hund tractiren“ — antwortete Lunsen — „wenn er etwas Ehre und Muth hat, so muss er sich stellen.“ —

„Ha! ha!“ — lachten die Secundanten, indem sie sich ergötzlich ansahen. — „Der Lunsen hat eine barbarische Wuth auf den Kerl!“ — . . .

Lunsen reckte sich plötzlich lang aus und sagte, indem eine vorübergehende Röthe auf seine kreideartig gefärbten Backen flog: „Da kommt er — wir wollen so lange in

das Gebüsch treten, bis der Soldat im Bauerrocke sich auf das Zeichen zurückzieht." —

Alle Drei traten hinter einen Haselstrauch. —

In dem Hohlwege des Waldrandes, der die Wiese umgab, wurde Doctor Warner neben dem Bauern sichtbar. Seine Blicke, froh und offen, späheten über die Wiese, als der verkleidete Bauer stehen blieb, mit der Hand nach der Gegend zeigte, wo die Duellanten weilten und darauf schräg in den Walddickigt einbog. —

Ludwig Warner, in weißer Pferdehaarkappe und grauem Rocke, überhaupt einer sichtbar eiligen Toilette, schritt in der Absicht, einem Hülflosen seinen Beistand zu spenden, wohlgemuth über die Wiese. — — Plötzlich trat Lunsen aus dem Gebüsche und ging ihm entgegen, während die beiden Anderen am Rande des Holzes niederknieeten und die Pistolen luden. —

Warner erschrak, als er so unerwartet einem Manne begegnete, der ihn gestern gefordert und dem er eine edle, abweisende, briefliche Antwort ertheilt hatte. — In der ersten Verlegenheit des Schreckes redete er ihn an:

„Es soll hier ein Hülfloser sein — wissen Sie darum?" —

„Der sind Sie?" rief Lunsen verächtlich und unterdrückte einen Anfall von Schüttelfrost. — „Da ich Sie nicht auf Cavalierweise hierher citiren konnte, so musste ich Sie locken, Sie erbärmlicher Feigling!" —

Der Schreck in Warner's Gesichte mischte sich mit den Zügen größter Empörung.

„Reden Sie anständig mit mir" — erwiderte Warner mit der Würde zurückgedrängten Zorns. — „Was wollen Sie von mir? — Ich bin mir nicht bewusst, Ihre Ehre irgendwie gekränkt zu haben." —

„Sie sind mir zuwider — ist das nicht genug?" — lachte Lunsen mit furchtbarem Hohne. —

„Herr" — rief Warner — und seine Glieder zitterten im empörten Gefühle — „Herr — Sie haben an meiner Person kein Recht — ich gehorche meiner Pflicht, wenn ich augenblicklich wieder nach meinem Krankenhause zurückkehre." —

„Nicht von der Stelle" — donnerte Lunsen — „hier wollen wir erst Kugeln wechseln, elender Schurke." —

Ludwig Warner erblasste. — „Ich schieße mich nicht — ich habe Sie nicht beleidigt — ich habe Pflichten — heilige Pflichten, mein Leben zu erhalten" — sagte er bebend. —

„So reden alle Feiglinge" — fuhr Lunsen gegen ihn ein. — „Allons! — hier zeigen Sie, daß Sie Muth haben — nicht allein zum Lästern, sondern auch in Sachen der Ehre." —

„Daß ich Muth habe" — rief Warner stolz — „das zeige ich täglich Angesichts des ansteckenden Todes im Kran-

kenhause — aber ich nenne es Wahnsinn, ohne vernünftige Gründe sein Leben einer Laune oder Brutalität Preis zu geben. — Auch Sie scheinen sich Zwang anzuthun, das bessere Gefühl zu unterdrücken, es rieselt Frost durch Ihre Glieder und ihr Gesicht wird blauweiß." —

„Still davon" — rief Lunsen — „Sie haben eine Dame beleidigt — deren Rächer ich bin. — Stellen Sie sich und danken Sie es mir, daß Sie noch von der Hand eines Edelmannes niedergeschossen werden." —

„O! es ist entsetzlich, solche Schmähung zu ertragen — Herr! — Herr! — bringen Sie mich nicht in die Verzweiflung einer mit Füßen getretenen Ehre — ja! — einer Ehre — die ich mit gutem Gewissen in Anspruch nehme."

„Lump" — donnerte Lunsen. —

„Bei Gott!" — rief Warner, seine Farbe wechselnd und beide Hände auf die Brust drückend — „wäre ich noch Student — stände ich allein auf der Welt — bei meiner Seele, Sie sollten meine Waffe fühlen."

„Mit verächtlichem Spotte sagte Lunsen: „Ihre Braut wird mir's danken, wenn ich ihr, einer Adeligen, den stinkenden Quacksalber wegschieße. — Also — auf den Platz!"

Warner griff an die Stirn — er ballte die Hand — er wußte nicht, was ihm geschah — seine Sinne wirbelten. — Die beiden Secundanten waren herangekommen und hielten die fertigen Pistolen in den Händen.

„Nun — wie steht's?“ — lachten sie hämisch. —

„Da — Schurke — nimm diese Waffe“ — rief Lunsen, indem er dem Secundanten das Zeichen gab, eins der Pistolen dem Gegner zu geben. —

„Ich schieße mich nicht“ — sagte Warner zurücktretend. —

„Dann schieße ich Dich Hund nieder, wie ein Stück Vieh!“ — donnerte Lunsen. —

„Sie wollen mein Blut? — Sie gehen auf Mord aus? — Das nennen Sie ehrlich? — Das soll die Ehrensache eines Offiziers sein?“ — fragte Warner in furchtbarer Aufregung. „Meine Herren“ — wandte er sich zu den beiden spöttischen Begleitern — „Sie scheinen Offiziere zu sein — reden Sie — können Sie das rohe, einem Räuber und Wegelagerer ähnliche Benehmen des Lieutenants von Lunsen billigen? — Empört es Sie nicht, ansehen zu müssen, wie ein ehrlicher, friedlicher Mann hier unwürdig, pöbelhaft, mörderisch — behandelt wird?“ —

„Ach! machen Sie keine Umstände“ — sagte gleichgültig der Eine, welcher ihm das fertige Pistol hinhielt — während der Andere sich langweilig umdrehete und einem vorüberfliehenden Hasen nachpfiff.

„Auch Sie wollen Theilnehmer eines Verbrechens sein?“ — rief Warner in höchster Leidenschaft — „ich habe Sie für Edelleute, wenigstens für edle, gewissenhafte Männer

gehalten — so bleibt mir dann nichts anderes übrig, als die Flucht vor Mörderhänden.“ —

Warner wollte einen Schritt zurückspringen, als Lunsen ihn mit kräftiger Hand griff und den Secundanten entgegenschleuderte. — „Steh — Schurke“ — rief er wüthend und riß dem nächsten Begleiter das Pistol aus der Hand. —

Warner erkannte die Gefährlichkeit seiner Lage und das entsetzliche Erschrecken vor der unerwarteten Stunde des Todes, der Gedanke an seine Geliebte und an den biederen Bruder lähmte seine Kraft. — Er faltete unwillkürlich die Hände und betete: „Gott! gerechter Gott! — Du kannst diese That nicht ohne Vergeltung geschehen lassen.“ — . . .

Das teuflische Spottgelächter der drei Offiziere rief den Verzweiflungsvollen in die drohende Gegenwart zurück — „Nun? — können Sie kein Blut sehen?“ — fragte einer der Secundanten. —

„Wenn er nicht schießen will“ — meinte der Andere — „so schieße ihn nieder, Lunsen — die Zeit geht verloren.“ — —

Lunsen's Gesichtsfarbe hatte sich merkwürdig verändert, seine Züge waren starr und die Augen lagen in einem tiefen, bläulichen Schatten. Mit Mühe überwand er den immer schleuniger wiederkehrenden Schüttelfrost.

„Nun zum letzten Male“ — rief er — „ich mache ein Ende daraus — der Elende kommt nicht lebendig fort — Mensch — willst Du Dich stellen oder nicht?“ — Mit diesen Worten ging Lunsen auf den Fleck, den die Secundanten eben mit Schritten abgemessen hatten, warf den Mantel ab und hob die Waffe.

„Ich fordere zu wissen, was ich Ihnen gethan haben soll“ — sagte Warner in der mildesten Weise. — „Sind Sie beleidigt, so giebt es um so leichter eine freundliche Verständigung, als ich bei Gott nicht weiß, wie ich zu Ihrer tödtlichen, unversöhnlichen Feindschaft gekommen bin. — Wenn Sie ein Edelmann sein wollen, so lassen Sie sich von einem Bürgerlichen nicht durch Edelmuth beschämen.“ —

„Ich habe gesagt, Memme — Du hast meine Tante beleidigt“ — rief Lunsen.

„Das ist unwahr“ — sprach der Arzt — „das ist ein Irrthum — ha! — sollte mein Verbrechen darin bestehen, daß ich vielleicht der Einzige in dieser Stadt bin, der da weiß, was ihre Tante einst war?“ —

„Still!“ — knirschte Lunsen und sah besorgt auf seine Begleiter.

Warner hatte diese Worte in der Leidenschaft gesprochen und bemerkte erst jetzt, daß die Secundanten neugierig aufhorchten.

„Was war sie denn?" — fragten Beide zugleich.

„Er lügt!" — rief Lunsen und stürzte wüthend und fröstelnd auf Warner zu. Seine Hand mit dem fertigen Pistol machte die Bewegung des Schießens — doch plötzlich besann er sich, blieb vor dem erbleichenden Arzte stehen und rief: „Nein — ich will ihn ehrenhaft niederschießen — er soll sich stellen." —

Mit diesen Worten spuckte er den bestürzten Mann in das Gesicht und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. — Die Secundanten lachten laut auf.

„O! mein Gott!" — rief Warner, alle Besinnung verlierend und vom aufsteigenden kochenden Blute tiefroth auf den Wangen gefärbt — „diese Kränkung — die Erinnerung an diesen Schimpf würde mein ganzes Leben vergiften — Tod gegen Tod — wolan denn — o Gott! — lass mich ehrenvoll sterben!" —

Mit diesen Worten, die in der furchtbarsten Verzweiflung geheult wurden, riss der Arzt das Pistol aus der Hand des Secundanten — spannte den Hahn und stellte sich mühsam fest hin — Lunsen hatte seinen Platz eingenommen und erwartete mit spöttischem Hohne den ersten Schuss. Sein Gesicht sah in diesem Augenblicke entstellt und eingefallen aus — die Lippen färbten sich blau — gewaltsam unterdrückte er die fröstelnde Kälte, die durch seine Brust rieselte.

Aufgelöst in einen furchtbaren Schmerz, stürzte Warner noch einmal zu dem nächsten Secundanten und umklammerte seine Hand. „O!" — flehete er — „wenn ich sterben muss — wenn — o! Sie werden ein menschliches Gefühl haben — erzählen Sie dem Fräulein von Dönhoff — schonend — mitleidig — daß ich unschuldig bin" — dann eilte er auf seinen Platz zurück — der zitternde Arm legte an — das Pistol knallte — — Lunsen brach in ein gellendes Hohngelächter aus.

„Der arme Doctor!" — seufzte einer der Secundanten, als Lunsen mit dem Gelächter der Verhöhnung sein Pistol hob — aber welche Veränderung ging in dem Gesichte des Mannes vor — wie furchtbar zerrte ein schmerzhafter Krampf alle Züge — er taumelte — die Zähne knirschten und mit einem Male stürzte Lunsen zu Boden, während durch den Krampf des Fingers das Pistol sich entlud und die Kugel in die Erde fuhr. —

„Donnerwetter!" — riefen die Secundanten — „er ist wahrhaftig getroffen. — Doctor — Sie haben den besten Schützen der Welt getroffen" — und alle Drei eilten bestürzt zu dem am Boden liegenden, starren und leise wimmernden Manne. — Warner hatte vergessen, welche Schmähung ihm zu Theil geworden war, er fühlte nur eine unsägliche drückende Qual — er hörte nur den furchtbaren Ruf seines Gewissens: „Du bist der Mörder des Mannes

geworden!" — Von Schrecken und Angst stumm kniete er mit den beiden Secundanten neben dem Gestürzten nieder und suchte nach der Wunde.

„Was heißt denn das?" — rief Einer — „nirgend Blut — nirgend ein Loch." —

„Heda — Lunsen — was macht Ihr?" — Donnerwetter! — Lunsen — Ihr seid ja gar nicht verwundet — wie er röchelt — er ist eiskalt — Lunsen!" —

Todesmüde öffnete Lunsen die Augen und schloss sie ermattet wieder — alle Gesichtszüge waren entstellt.

Plötzlich, nach einem langen, starren Blicke in das kalkfarbige Gesicht, sprang Warner auf und eine strahlende Freude leuchtete aus seinen Mienen — „Gott!" — rief er — „Gott! — Du hast mich nicht zum Mörder werden lassen. — Du willst mich an die Pflicht der Gerechtigkeit erinnern — die schöne Pflicht, Denen zu helfen, die uns hassen" — dann kniete er wieder vor Lunsen nieder, riss ihm den Aermel des Rockes auf, streifte das Hemd in die Höhe, band sein Taschentuch fest um den nackten Oberarm des Winselnden und zog ein chirurgisches Besteck hervor. —

„Doctor — was machen Sie? — — Sind Sie des Teufels?" — fragten die überraschten Secundanten. —

„Meine Herren" — — antwortete Warner — „meine ärztliche Pflicht fordert mich auf, diejenigen Mittel an-

zuwenden, welche Ihren Freund retten können — — er wollte mein Blut — jetzt muss ich sein Blut fließen lassen — denn er ist von der herrschenden, ansteckenden Krankheit ergriffen." —

„Verflucht! — Pfui!" — riefen die beiden Männer und fuhren weit von dem Kameraden zurück.

„Sie werden mir Beistand leisten" — rief Warner — als er die Ader anstach — „der Zustand ist gefährlich — wir müssen den Mann einstweilen nach meinem Krankenhause am Rande des Waldes schleppen — Sie werden mir helfen." —

„Den Teufel auch" — — rief der Eine — indem er mit zurückgehaltenem Athem die beiden Pistolen aufnahm — — „Bewahre, das können Sie nicht verlangen, wir sind nicht an solche Ansteckungen gewöhnt — wir gehen lieber zehn Meilen um jeden Kranken herum" — — und mit diesen und ähnlichen Worten rannten die beiden Männer davon und verschwanden bald im Holze.

Warner konnte sie nicht zurückhalten, da er die geöffnete Ader nicht unbewacht lassen durfte.

„Ach!" — seufzte er — „seine Freunde lassen ihn liegen — und ich — den er tödten wollte — ich darf ihn nicht verlassen — Gott! gieb mir Kraft — diesem Manne das Leben zu retten — es wird die Einsicht in Deine Fügung sein Herz veredeln." —

Und Warner, der beschimpfte und zum Höchsten in seinem Gefühle gekränkte und misshandelte Mann, übte die Liebe des barmherzigen Samariters an Dem, der ihn misshandelt hatte. — —

Die Ader hatte Warner bereits mit einer Binde, die er immer im Lazareth bei sich zu tragen pflegte, verschlossen — er blickte umher, wo er Hülfe zum Transporte finde — rings war die Wiese menschenleer — ein ruhiger Sonnenglanz strahlte von allen Gräsern, Blumen und Bäumen wieder. — Gedankenvoll und auf einen Vorübergehenden hoffend, knieete Warner vor dem Kranken, dessen Mantel er unter das Haupt gelegt hatte, nieder und fand allmälig die Ruhe, welcher seine gereizten Nerven nothwendig bedurften. — In seiner Brust wohnte ein mächtiges Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und in religiöser Erhebung klangen unwillkürlich durch seine Seele die Worte: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ —

Von dem nächsten Stadtthurme ertönten leise verhallend die Glockenschläge der achten Morgenstunde! —

Plötzlich rasselte es im Laube des niederen Gesträuches, ein Jagdhund trabte spürend auf die Wiese — ihm folgte bald ein zweiter — im Walde wurde es lebhaft — ein Gewehr knallte — zwei königliche Jäger schritten auf die Wiese und hatten den knieenden Mann bald bemerkt. Gleich

darauf folgten Bauern, welche mehre Hasen auf einer Tragbahre auf die Waldwiese trugen. Im Ausgange des Hohlweges wurde ein Reitknecht sichtbar, welcher mehre Handpferde langsam in den Schatten der Bäume am Wiesenrande führte.

Warner war erfreuet, menschliche Hülfe zu finden; er sprang auf und trat den näherschreitenden, königlichen Jägern entgegen. Er zeigte auf den Kranken und bat um die Tragbahre der Bauern.

„Was fehlt denn dem Menschen?" — fragte der eine Jäger. —

„Er wurde plötzlich von der ansteckenden Krankheit, die jetzt herrscht, niedergeworfen" — antwortete Warner. — „Sein Zustand fordert schnelle Beförderung in ein erwärmtes Bett."

Wie die Jäger von der bösen Krankheit hörten, entsetzten sie sich und traten erschrocken und besorglich zurück.

„Wir dürfen die Tragbahre nicht hergeben" — sagte der Eine — „doch" — setzte er schnell hinzu —, „dort erscheint der Prinz — — wir wollen ihm das Unglück melden." —

„Während sich die Jäger und Bauern mehr nach dem Waldrande zurückzogen, nahm der Prinz seinen Weg mitten auf die Wiese — hörte die Meldung des einen Jägers

an und kam dann mit eiligen Schritten näher nach dem Platze, wo Warner neben Lunsen wachte.

Der Prinz war eine hohe, edle Erscheinung; seine offenen Augen strahlten aufrichtige Biederkeit, in allen seinen Bewegungen lag Festigkeit und männlicher Ernst. Er trug heute einen grünen Jagdrock, eine grüne Sammetmütze und Reitstiefel. Ein kleines Pulverhorn von eleganter Arbeit hing an goldener Kette auf der linken Hüfte und hinter ihm folgte ein Leibdiener, welcher die Flinte trug.

Warner trat entblößten Hauptes dem Prinzen Leopold ehrerbietig entgegen und deutete auf den stöhnenden, sich windenden, aber schlummersüchtigen Kranken.

„Wer ist das?" — fragte der Prinz.

„Lieutenant von Lunsen," antwortete Warner.

Der Prinz warf einen flüchtigen Blick über den Liegenden und fragte: „Woher kommt das Blut?" —

„Ich ließ ihm eine Ader — weil ich die Erfahrung gewann, daß dadurch die Kur am Wirksamsten eingeleitet werde" — antwortete Warner. —

Der Prinz richtete seine offenen, freundlichen Augen verwundert auf Warner, dessen unscheinbare Kleidung weniger Befremden, als sein Gesicht und Benehmen Wohlgefallen bei dem Herrn zu verursachen schien. — „Wer sind Sie denn?" — fragte Prinz Leopold. —

„Ich bin der Doctor Warner, Arzt des großen, städti-

schen Krankenhauses, und während der Dauer der ansteckenden Seuche habe ich den Befehl erhalten, das interimistische Lazareth jenseits des Waldes zu dirigiren." —

Der Prinz schien sich näher mit den Gesichtszügen des Arztes zu beschäftigen — „Sie sind der Arzt? — Ei — ich habe viel Gutes von Ihnen gehört — Sie haben mit einer seltenen Unerschrockenheit und glücklichen Benutzung Ihres Wissens viel Gutes bei den Kranken gewirkt — ich freue mich, Sie kennen zu lernen." —

Warner verbeugte sich bescheiden. —

„Ist der Prediger Warner, von dessen Rednertalente man so Manches in der Stadt spricht, mit Ihnen verwandt?" — fragte der Prinz. —

„Er ist mein Bruder" — königliche Hoheit." —

„So — so — nun sagen Sie mir, wie kommt der Lieutenant hierher? — Muss er gleich fort in's Bett?" —

„Sein Zustand fordert schnelle Entfernung von hier" — erwiderte Warner. —

Der Prinz gab einen Wink und befahl, daß die Bauern mit der Tragbahre sogleich den Kranken aufnehmen und nach dem Lazarethe am Walde bringen sollten. Flink warfen die Bauern die aufgeladenen Hasen ab und unter Beihülfe Warner's wurde der Lieutenant sanft auf die Bahre gelegt. Als die Träger damit fortgingen, wollte Warner folgen, aber der Prinz rief: „Können die Leute

dort Aufnahme des Kranken finden? Ist noch ein Arzt dort?" —

„Zu Befehl" — erwiderte Warner. —

„Dann bleiben Sie noch" — befahl der Prinz und gab dem Arzte einen Wink, zu ihm zurückzukommen. —

„Wie kömmt der Lieutenant hierher?" — fragte Prinz Leopold, indem er einige Schritte fortging und dann vor dem ihm folgenden Arzte stehen blieb. —

Dieser fühlte eine große Verlegenheit — nicht gewohnt eine Unwahrheit zu sagen, färbten sich seine Wangen roth und mit zögernder Stimme und niedergeschlagenem Blicke sagte er: „Hoheit — ich — ich traf ihn hier auf der Wiese — — ich wurde von einem Bauern hierher gerufen." —

„Sie trafen ihn in der Krankheit?" — fragte der Prinz, forschend und scharf in das verlegener werdende Gesicht des Arztes schauend. „Sie scheinen mit der Sprache nicht herauszuwollen — nun?" . . .

„O! daß ich es ewig verschweigen dürfte" — seufzte der Arzt ängstlich — „Hoheit — die näheren Umstände, die den Lieutenant und mich hier zusammen führten und mich zum Arzte desselben machten — erlassen Sie mir mitzutheilen — es war eine Angelegenheit, über die zu reden man für unpassend und indiscret hält." —

„Ich befehle Ihnen, mir diese Umstände zu erzählen"

— fiel der Prinz lebhaft ein, da das Wohlgefallen, welches er an des Arztes Erscheinung und biederen Gesichtszügen fand, durch die Verlegenheit noch gesteigert erschien. —

„Dann muss ich gehorchen — Hoheit — ach! — es hat Gott ein Wunder gethan, daß ich nicht jetzt todt in diesem Grase liege — ich wurde vom Lieutenant gestern auf Pistolen gefordert, worauf ich durch eine Weigerung antwortete, da ich nicht weiß, wie ich ihn beleidigt habe — und da meine Pflicht als Arzt in dringender Zeit frevelntlich verletzt sein würde, wenn ich mein Leben einer Bagatelle oder eines Irrthums wegen Preis gegeben hätte.“ —

„Das ist wacker von Ihnen — doch weiter.“ —

„Heute Morgen holte mich ein Bauer nach dieser Wiese, unter dem Vorwande, einem Kranken zu dienen — ich traf — — den Lieutenant von Lunsen — er wollte mein Leben — er zwang mich zum Duell — da — sank er nieder und — — war von dem ansteckenden Typhus überwältigt.“ —

„Aber — — ein Duell geht doch ohne Secundanten nicht.“ —

„Hoheit — diese liefen davon, als sie von der ansteckenden Krankheit hörten.“ —

„Und Sie blieben bei Ihrem Feinde — das ist eh-

renhaft — aber wie konnten Sie das Duell sogleich annehmen — da Sie gestern es verweigert hatten — — verweigert aus Gründen, die ich ehre?“ — fragte der Prinz. —

Warner schwieg und sah zu Boden. —

„Was heißt das?“ — fragte der Prinz ernst. —

„Ach! — Hoheit!“ — . . .

„Ich verlange eine Antwort“ — rief der Prinz ungeduldig. —

„Ich wurde“ — . . . . stotterte Warner, und seine Wangen färbten sich vor Schaam purpurroth — — „ich wurde verhöhnt, mit gemeinem Niederschießen bedroht — ich wurde beschimpft — und geschlagen — geschlagen wie man einen Buben bestraft — Hoheit — ich dachte an meine Braut — an meinen Bruder — verzweiflungsvoll nahm ich das Pistol.“ —

„Und Sie blieben hülfreich bei dem Manne, der Sie geschlagen, geschimpft?“ — fragte der Prinz freundlich.

„O! — gnädigster Herr — ich habe Alles erzählen müssen, weil Sie es befohlen haben — — ich wage die Bitte hinzuzufügen, den Lieutenant von Lunsen nicht dafür zur Verantwortung ziehen zu lassen — ich weiß, daß er vor dem Gesetze strafbar gehandelt hat — aber Gott hat ihn unfähig gemacht, die böse Absicht zu vollenden — lassen Sie auch Gott sein Richter sein, denn er wird das

Gemüth des Mannes auf eine höhere Weltordnung verweisen, wenn er gewahrt daß ich — der von ihm Verachtete und Beschimpfte, sein Pfleger und Arzt bin — und Gott ist mein Zeuge, ich werde meine Pflicht gewissenhaft erfüllen.“ —

„Sie haben eine Braut?“ — fragte der Prinz. —

„In der seligen Stunde, wo Fräulein von Dönhoff von schwerer Krankheit sich genesen fühlte und mir, ihrem Arzte, Dankbarkeit schuldig zu sein glaubte — da verbanden sich unsere Herzen auf ewig“ — erwiderte Warner mit leuchtendem Glücke in den Augen.

„Wer ist diese Dame?“ — fragte der Prinz schnell.

„Eine Waise — die Tochter der Schwester von der seligen Gräfin Dreieichen — aber ohne alle Verbindung mit dem Grafen, der sie ignorirt, weil sie — nicht reich ist.“ —

„So“ — sagte der Prinz mit langgezogenem Tone und einem finsteren, aber kurzen Nachdenken. — Dann wurden seine Mienen rasch wieder freundlich und er betrachtete einige Augenblicke lang den Arzt mit stillem Wohlgefallen. —

„Ich wünsche Sie wiederzusehen“ — sprach er mit plötzlicher Eile — „thuen Sie ferner Ihre Pflicht als Mensch und Arzt — wenn Sie im Typhuslazarethe nicht mehr erforderlich sind, dann melden Sie sich bei mir.“ —

Mit wohlwollender Geberde wendete sich der Prinz ab und winkte dem Reitknechte. Dieser sprengte heran, der Prinz bestieg sein ungeduldiges Pferd und ritt davon, indem er noch einen freundlichen Blick auf den Arzt geworfen hatte.

Die zurückgebliebenen Jäger betrachteten diesen aus der Ferne mit scheuer Ehrerbietung, als er gedankenvoll den Weg nach dem Hohlwege einschlug, um nach dem am anderen Waldrande gelegenen Lazarethe zurückzukehren. — Die Stadtglocke schlug bereits neun Uhr. —

. . . .

Wir gehen eine Stunde in der Zeit zurück. —

Es mochte schon eine halbe Stunde nach acht Uhr sein, als Leda von Dönhoff an ihrer Thür klopfen hörte. Der Briefträger hielt ein elegantes Briefchen in der Hand und schmunzelte: „Das kommt gewiss vom Herrn Bräutigam — das Papier riecht so stark nach Ambra, daß der ganze Briefkasten davon duftet — der Herr Doctor hat gewiss ein Desinfectionsmittel angewandt, aus lauter Vorsicht.“ —

In großer Eile fertigte sie den immer heiteren Briefboten ab und riss den Brief auf — Zittern, Bestürzung — Leichenblässe — ein furchtbarer Schrei des Entsetzens

begleiteten ihr Weiterlesen — die Magd eilte herein, unterstützte die schwindelnde Herrin und nahm den zu Boden gefallenen Brief auf.

„Lies — lies“ — weinte Leda krampfhaft — „ich kann nicht — meine Augen sehen nicht — o! Gott —“

Die Magd las:

„„Ein Freund, der sich nicht nennen will, aber es gut mit Ihnen meint, hält es für seine Pflicht, Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß Ihr Verlobter, Herr Doctor Warner, heute Morgen gegen neun Uhr ein Duell auf Leben und Tod bestehen wird. Eilen Sie sogleich nach Empfang dieser Zeilen nach dem Krankenhause am Buchwalde und möge es Ihnen gelingen, durch die Kraft der Liebe und die Anrufung der Pflicht der Selbsterhaltung, Ihren Verlobten vor dem leichtfertigen Schritte zu retten!““ —

„Barmherziger Gott! es ist unmöglich!“ — rief Leda — „schnell — eine Droschke — eine Droschke!“ —

Die Magd stürzte angstvoll auf die Straße und holte von der nächsten Ecke des Marktplatzes einen Wagen. — Leda hatte ein Tuch übergeworfen, den Hut aufgesetzt und eilte bebend in die vorfahrende Droschke, deren Pferde der Kutscher auf wiederholtes Flehen der Verzweiflungsvollen, in den stärksten Trab brachte. Unterwegs rief Leda oft:

„Nein! nein! — es ist unmöglich — — er kann meine Liebe nicht in Verzweiflung bringen wollen!“ —

Nach einer halben Stunde hatte die Droschke den Rand des Buchenwaldes erreicht und Leda reckte sich weit aus dem Wagenfenster, wo ihre unstäten Blicke, unter heftigem Klopfen des Herzens, endlich das einsame, von allen Bewohnern der Residenz geflohene Krankenhaus, ein ehemaliges, altes Jagdschloss — liegen sahen. —

Die Droschke hielt vor dem Thore der Hofmauer, als zwei Bauern mit einer leeren Tragbahre herauskamen und waldeinwärts gingen. —

Leda, nicht darüber reflectirend, daß sie hier ganz unbekannt sei und nur einzig und allein an ihren Schmerz, an ihren Verlobten und die nahe Gefahr denkend, rief noch aus dem Wagen den beiden Bauern nach: „Wo ist er? — Wo?“ —

Die Bauern sahen sich verwundert um, nickten sich einander zu, als verständigten sie sich über die Bedeutung der an sie gerichteten, ängstlichen Frage und riefen:

„Gehen Sie nur auf Nr. 9, da haben wir ihn auf's Bett legen müssen.“ —

Die Bauern gingen schnell in den Wald. — Leda hatte keine Kraft zum Aufschreien mehr — schwankend, todtenblass, in krampfhafter, halber Betäubung stürzte sie in das Haus und spähete nach der Thürnummer. Ein

Reconvalescent begegnete ihr auf dem Corridor — — in Verzweiflung hielt sie ihn an und fragte mit hohler, athemloser Stimme: „Ist er todt — todt — o! Gott — ist er todt? — O! ich vergehe!“ —

„Treten Sie hier nur in Nr. 9. — Sie sind wol eine Verwandte von dem Herrn — ich will gleich eine Krankenwärterin rufen“ — sagte der Reconvalescent und schritt die Treppe hinauf. Leda erblickte die Thür mit Nr. 9 nahe vor sich — sie stürzte in das Zimmer und erlahmte auf Augenblicke so plötzlich, daß sie wie eine Niobe in Stein verwandelt zu sein schien. Ihre Augen waren in furchtbarer Weite und Starrheit auf das Bett gerichtet, wo eine männliche Gestalt lag, deren Brust mit Blut befleckt war und dessen Kopf man wahrscheinlich um die hell in das Gemach scheinende Sonne einstweilen von dem Gesichte abzuhalten, mit einem Tuche bedeckt hatte. — Es war das Taschentuch Warner's, welches er beim Aderlaß auf der Wiese vergessen hatte, wieder zu sich zu nehmen. — Leda erkannte dieses Tuch — sie selbst hatte es kürzlich noch dem Geliebten zum Geschenke gemacht — ihr furchtbarer Schmerz brach aus der halbgelähmten Brust in einem herzzerreißenden Schreie aus — „Todt! — — Todt!“ — schrie sie im Wahnsinne der Verzweiflung und stürzte über die vermeintliche Leiche nieder, die ihre Hände krampfhaft umklammerten. —

Nach einigen Augenblicken trat ein junges Mädchen mit dem Häubchen der barmherzigen Schwestern bekleidet in das Zimmer und erschrack, als sie eine stattliche Dame, halb über das Lager geworfen, halb am Rande desselben zur Erde gesunken, bewegungslos liegen sah. Als sie zugleich wahrnahm, daß der im Bette Liegende vom Drucke belästigt zu werden schien und bald röchelte, bald mit dem Arm zu widerstreben versuchte, beeilte sie sich, die Dame aufzurichten, deren Gesicht sich in die Bettdecke vergraben hatte. Es war aber unmöglich, die in tiefer Ohnmacht Liegende zu bewegen. — Die junge, besorgte Wärterin entfernte sich daher rasch, um andere Hülfe zu holen. — Da sie die starken Arme eines Mannes für nöthig hielt, um die ohnmächtige Dame fortzubringen, so ging sie in den Hof, wo mehre, zum Hause gehörige Männer Decken sonnten. In demselben Augenblicke trat aber Doctor Warner in den Thorweg. Seine Mienen waren noch in froher Aufregung vom Gespräche mit dem menschenfreundlichen Prinzen — als er die ängstliche Wärterin erblickte, rief er: „Lisette — was haben Sie? — Sie sehen so erschrocken aus. — — Was bedeutet die Droschke draußen?“ —

„Ach! Sie kommen wie gerufen“ — erwiderte Lisette — diese war die barmherzige Schwester — „eine fremde Dame liegt ohnmächtig auf dem Lager des Kranken, den

eben zwei Bauern gebracht haben — — ich fürchte, die Dame stirbt am gebrochenen Herzen oder sie wird vom Fieber angesteckt.“ —

Warner erbebte — er dachte an Hardine von Stignitz — es konnte ja der Fall sein, daß die entflohenen Secundanten ihr die Nachricht von Lunsen's Unglück schnell überbracht hätten. — Der Arzt schritt neben Lisetten schnell in Nr. 9 des Hauses. —

„Barmherziger Gott!“ — schrie Warner — als er das Kleid — den Hut — die Gestalt erblickte — „o! gerechter Gott! — Leda! — Leda — was ist vorgefallen — Leda — Du hast Dich hierher gewagt!“ — und mit kräftigen Händen hatte er die Braut umfasst, ließ sie in seinen Armen ruhen und blickte mit furchtbarer Angst in ihr bleiches Antlitz. — Warner's Stimme — die geheimnissvolle Wirkung seiner Nähe — sein ängstlicher Athem, der Leda's Stirn erwärmte — brachten sie in das Bewusstsein zurück — ihre Augen blickten in Warner's Gesicht — das Erstaunen eines aus tiefem Traume Erwachenden malte sich in ihre lebendig werdenden Züge — mit Bestürzung, mit einem Schrei der Verzweiflung riss sie sich auf — starrte auf das Lager — sah wieder den Geliebten an und griff sich im Taumel, in der Ungewissheit zwischen Traum und Wachen an den Kopf. —

„Leda — ich beschwöre Dich — meine theure Leda“

rief Warner außer sich — „komme zu Dir selbst — ich begreife noch Alles nicht!“ —

„Wo bin ich? — Bin ich gestorben oder war Alles nur ein Traum — bin ich nicht hierher gefahren — habe ich ihn nicht gesehen, im Blute liegend — doch — Ludwig! — um Gottes Willen — Ludwig! — Du lebst — ich lebe — was ist mit uns vorgegangen!“ —

„Ich komme eben aus dem Holze — Leda — — ich fand Dich hier — o! komme hinaus in's Freie — dieses Haus ist nicht für Deinen aufgeregten Zustand.“ —

Im demselben Momente erscholl vom Bette aus ein ohrzerschneidendes Winseln. —

„Aber dort — dort“ — rief Leda bebend — und indem sie nach dem Lager eilte, zog sie das Tuch von dem Kopfe des Winselnden. — Mit entsetzlichem Schrei fuhr Leda zurück — sie hatte in das entstellte Gesicht des Lieutenants von Lunsen geblickt. —

— Warner bemerkte in der Hand der Geliebten ein zerknittertes Papier — Leda hatte dieses bewusstlos von der Stadt aus in der Hand festgehalten — er führte schnell die Angegriffene aus dem Zimmer und, von Lisette begleitet, zog er sie in großer Besorgniß in den Garten, wo eine alte Laube den nächsten schattigen Platz darbot.

„Erzähle“ — flehete Warner — „welch' unerklärliches

Ereigniss konnte Dich an diesen Ort führen — an diesen Ort, wo nur Tod und Schmerz wohnen?" —

Und Leda reichte das Papier dem Geliebten dar. —

Warner las — — er erschrak — gedankenvoll blickte er auf das Papier, auf die Schriftzüge — plötzlich hafteten seine Augen an der Patentoblate — eine Ueberraschung leuchtete aus seinen Blicken — — „Leda" — rief er — „sollte es möglich sein — diese Oblate — dasselbe Symbol — dasselbe Parfum des Papiers — ja — es kommt von i h r — der Intriguantin — höre, Leda — mein Bruder bekam einst ein Billet von der Stignitz — dasselbe Papier — dieselbe Oblate — dasselbe Parfum — o! es ist unglaublich und doch trauet mein Herz diesem Weibe das Schlimmste zu!" —

Leda horchte erschöpft auf — sie vermochte es noch nicht, sich wieder von der Aufregung und dem verzweiflungsvollen Gedanken an den Tod ihres Geliebten zu erholen. —

„Ich muss Dir Alles erzählen" — sprach Warner — „o! es war darauf abgesehen, uns Beide zu trennen — ha! Du wurdest in dieses Haus gelockt, um an meiner Leiche zu sterben." —

„Ludwig! — Entsetzlich! O! ich begreife Alles nicht" — weinte Leda. —

„Gott wollte es Anders" — fuhr Warner fort —

„Gott hat unsere Liebe beschützt — und deßhalb hoffe ich auf ihn, daß er Dich kräftige — daß Du nicht angesteckt bist von Dem, dessen Lager Du umklammert hieltest. — Durch ein Wunder hat die Vorsehung mir das Leben gerettet — es wird nicht ohne Zweck geschehen sein — — nicht ohne den Zweck, daß es auch unserer Liebe erhalten werde." — —

Und nun erzählte der Arzt das gefahrdrohende Ereigniß und die Bekanntschaft des Prinzen Leopold. —

Leda und Lisette weinten — es dauerte lange, ehe sie sich von der Bestürzung frei machen konnten — unwillkürlich waren ihre ersten, aus der Brust entfesselten Worte an Gott gerichtet. —

„Ich werde den Lieutenant nicht verlassen" — sagte der Arzt. — „Es wird mir vielleicht gelingen, ihn wieder herzustellen und dann möge das Herz ihm Rechenschaft geben, darüber, was er mir gethan und was er mir ferner zugedacht hat." —

Die Liebenden sanken sich im Glücke des Wiedersehens in die Arme — sie hatten in diesem Glücke schnell alles Entsetzen, das sie gewaltsam zusammengeführt — vergessen. —

Lisette sah dieses Glück — — still trat sie hinter die Laubwand und weinte bitterlich. —

Es verging eine lange Zeit. — Das Glück der Liebe

verwechselt eine Ewigkeit mit einer Minute — nur der Schmerz zählt den zögernden Schlag der Uhr. — Lisette allein wusste, daß sie unbemerkt und still eine erinnerungsschwere, schmerzvolle Stunde durchweint hatte. —

Als die Liebenden sich in einem glühenden Kusse in die Gegenwart zurückgefunden hatten, suchte Warner die unglückliche Freundin — er rief ihren Namen — Lisette näherte sich schüchtern. — Die Thränen, welche noch auf ihren Wangen glänzten, erinnerten Leda an das Schicksal des armen Mädchens — sie ergriff ihre Hand und blickte ihr traurig in das kummervolle Auge. — Ein und derselbe Gedanke regte sich in Leda's und Warner's Seele. —

„Liebe Lisette“ — sprach der Arzt — — „Sie haben durch Ihren menschenfreundlichen, muthigen Dienst in diesem Krankenhause gezeigt, daß Sie jedes Opfer, selbst die Gefahr des Todes nicht scheuen, um ein vermeintliches, verfehltes Leben zu sühnen — Gott hat nicht gewollt, daß Sie von der Krankheit ergriffen werden sollten, er will Sie für ein freundlicheres Schicksal noch erhalten. Was ich schon oft gegen Sie aussprach, das wiederhole ich jetzt in Gegenwart Leda's, Ihrer treuen Freundin, die sich glücklich schätzt, Sie in ihr Haus aufnehmen zu können. Verlassen Sie das Gelübde der barmherzigen Schwestern — ich bin fest überzeugt, daß Sie in Verzweiflung zu diesem Schritte gekommen sind.“ —

„Kommen Sie, Lisette“ — bat Leda — „mit mir — ich weiß, was Sie werth sind — — wir wollen uns als Schwestern lieben. Man soll sich nicht von dem Leben abscheiden und in Betrübniss das Angenehme zurückweisen. O! ich habe heute Morgen unter furchtbarer Verzweiflung nur Schrecken und Tod vor mir gefühlt — und jetzt ist Alles überwunden — Alles vergessen — theilen Sie mein Glück — Lisette!“ —

Die Weinende schluchzte tief und sah zur Erde nieder.

„Ein Unglück darf den Menschen nicht gänzlich auf die Entsagung aller Lebensfreude zurückweisen“ — nahm Warner das Wort wieder. — „Das fromme Gemüth wird leicht in den Zustand jenes sittlichen Irrthums gebracht, der darin Gott zu verherrlichen sucht, daß er von der Erde sich lossagt, nur des Lebens Schmerz sucht und jede heitere Gabe der Erde als Sünde betrachtet. — Lisette — Ihr Herz war über eine Täuschung, deren Wahrheit Ihr ganzes Lebensglück ausgemacht haben würde, gebrochen — Sie kamen in die Hände eines Geistlichen, der in der pietistischen Trostlosigkeit seines verstimmten und — vielleicht heuchlerischen Gemüthes auch Ihnen keinen anderen Trost zu geben vermochte, als den der Entsagung und gänzlichen Hingebung an den Schmerz der Welt. Darum dienen Sie als barmherzige Schwester dem Schmerze Anderer und glauben im Sinne der Religion zu handeln,

wenn Sie sich selbst vergessen, sich selbst opfern, wenn Sie die traurigen Scenen des Lebens suchen, um allaugenblicklich an die Hinfälligkeit der irdischen Güter erinnert zu werden. Ich nenne es aus innerster, religiöser Ueberzeugung einen sittlichen Irrthum, gleich jenem, der in dem katholischen Klosterleben das menschliche Gemüth ausdorrte und zu Grunde richtete, wo jene Entsagung wirklich ehrlich gemeint war. Ich beschwöre Sie, Lisette — im Sinne unseres Heilands liegt eine solche trostlose Entsagung der Weltfreude nicht — er sagte, daß wir uns mit dem Fröhlichen freuen sollen — er wusste, daß der Mensch auch durch das Sinnenleben auf seine Veredlung und Entwicklung hinwirken müsse — die bunten Gaben der Welt sind Gottes Gaben und wir sollen sie annehmen und ihren Genuss richtig eintheilen und würdigen lernen. Fliehen Sie jene pietistische Lehre, welche Ihnen zugeflüstert hat, daß die irdische Welt eine Teufelsmacht sei — bei meiner Seligkeit — es giebt keinen anderen Teufel, keine andere Hölle — als unser eigener Wille und unser Gewissen." —

„Ach!" — seufzte Lisette „Sie haben Liebe und werden geliebt — ich hatte ein frohes Herz und war heiter in meiner Jugend — — ich betete mit frohem Gemüthe zu Gott — aber seit ich Heinrich verloren habe — seit die Welt glaubt, daß ich schlecht geworden sei — ach! seit

der Pastor Zehrheller mich überredet hat, daß ich von dem Fluche eines sündhaften Lebens nur durch eine uneigennützige Aufopferung meines Lebens im Dienste unglücklicher Menschen erlöst werden könnte — da hatte ich keine Freude mehr und ich kann mich nicht mehr freuen." —

Es entstand eine stille Pause. — Lisette schien an eine alte, vergangene Zeit zu denken. — — „Ach!" — schluchzte sie — „Fräulein — als er unter Ihrem Fenster sang — da hat er mein eigenes Unglück besungen — ach! er sang:

„Wenn mich bergen kalte, schwarze Wände,
Still und eng, von keiner Thrän' benetzt —
Eine Ros' als mitleidsvolle Spende,
Auf mein Grab der Todtengräber setzt — —
Eilst Du dann vorbei mit raschem Flügel —
„Liebe!" flüstert leis die Ros' am Hügel —
Aber ach! Du hörst es nicht!!"" —

Bei diesen Worten brach das arme, von religiösen, pietistischen Verirrungen bewältigte Mädchen in ein lautes, schmerzvolles Weinen aus. —

Als Warner sie von Neuem zu heiterer Lebensansicht zu bekehren suchte, entfloh sie in ihr Kämmerchen, wo der strenge Blick einer älteren, barmherzigen Schwester, die als eine pietistische Schwärmerin schon sterbende Kranke beun-

ruhigt und mit Bildern der Hölle erschreckt hatte — das Herz Lisettens erschütterte. —

O! es ist entsetzlich!" — sagte Warner betrübt — „daß die heitere, glückliche Lehre Christi durch kranke Gemüther so verunstaltet werden kann, daß sie zum Pietismus wird — Nur **kranke** Seelen können es **ehrlich** damit meinen — ein **gesunder** Pietist muss jedesfalls ein **Heuchler** sein!" —

Ein Wärter kam eilig in den Garten und bestellte, daß der Lieutenant heftig phantasire — vom zweiten Arzte nichts wissen wolle und immer lauter nach dem Doctor Warner verlange. —

Diese Nachricht rief noch einmal das schreckliche Ereigniss in die Seele der Liebenden zurück.

„Es muss noch einmal geschieden sein" — — sagte Warner — „Gott gebe, daß mein Beruf in diesem Hause bald beendet sei — ein Gewitter kann die Luft reinigen und den Genius der Krankheit ändern — Adieu — Adieu! — Gott schütze Dich und mich." —

Es war ein qualvoller Abschied — Leda musste sich sagen, daß ihr Geliebter in eine tödtliche Atmosphäre zurückgehe. — Warner fühlte die stille beängstigende Ungewissheit — ob auch Leda nicht von dem Aufenthalte im Krankenzimmer das heimliche Gift der Krankheit geschöpft habe. — —

Einen unsäglichen Schmerz hielt Jeder bang in sich zurück. —

Nach einigen Minuten trat Warner still und gedankenvoll an das Lager Lunsens, während eine Droschke langsam vom Thore des Krankenhauses ab nach der Stadt zurollte. —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Abend dieses sonnigen Tages sollte im Hause des Commerzienrathes durch ein stilles Fest verherrlicht werden. Es war ein Abend, auf dessen Heranrücken sich Balke mit sinnlicher Gier und Unruhe, mit einer gemeinen Wollust freuete — ein Abend, bei dessen hereinbrechenden Dämmerlichtern Sabine's innerstes Leben von Todesfröstеln durchschauert wurde. —

Pastor Rabe hatte im Gesellschaftssaale des Commerzienrathes, mit Beihülfe des Küsters Wurm, einen Altar aufgebauet. Hellblauer Sammet, mit silbernen Sternen durchwirkt, lag als Altardecke auf dem Tische, der dem Altare zur Grundlage diente, und Balke hatte erklärt, daß dieser Sammetteppich künftig den Altar der Kirche beklei-

den solle. Auf diesem Hausaltare stand das kostbare, fast kolossale eiserne Kruzifix, welches Balke der St. Johanneskirche geschenkt und worüber bereits das Publikum viel gesprochen hatte; zu beiden Seiten des Kreuzes, an dem das Bild des Heilands aus gediegenem Silber gearbeitet war, prunkten kostbare Vasen mit duftenden Blumen gefüllt und vor dem Kreuze stand das schwer vergoldete Taufbecken, aus dem Sabine die heilige Taufe durch Rabe's Hand empfangen sollte. —

Als Hintergrund des Altars hatte Wurm das schöne, kunstvoll durch göttliche Begeisterung eines berühmten Malers geschaffene Christusbild benutzt, welches seit Jahren den einen Pfeiler des Kirchenchors geschmückt hatte und dessen Copie von den Anhängern Adolph Warner's diesem zum Geschenke gemacht und in dessen Arbeitszimmer aufgehängt war.

Es hatte acht Uhr geschlagen. — Obgleich draußen in den Straßen noch Tageslicht herrschte und die Sonnenstrahlen noch das höhere Gemäuer des St. Johannesthurms röthlich beleuchteten, so strahlte bereits im Saale des Balke'schen Hauses ein blendender Kerzenglanz durch mattgeschliffene Glaskugeln und von den silbernen Garbenbündeln vielarmiger Leuchter. Die Vorhänge der Fenster waren sämmtlich herabgelassen, um das Dämmerlicht des scheidenden Tages zurückzudrängen, und Balke schritt in

festlicher Kleidung unruhig, bald die Hände reibend, bald zwischen Vorhang und Fensterwand flüchtig auf den freien Kirchenplatz blinzelnd, auf und nieder. — Rabe stand im geistlichen Ornate unweit des Hausaltars und aus seiner Feierlichkeit im Benehmen, aus seinem Schweigen und seiner Gesichtsruhe schien hervorzugehen, daß er sich still auf seine geistliche Handlung vorbereite. Diese Feierlichkeit seines Wesens zeigte sich übrigens allemal, wenn er mit Balke in kirchliche Beziehungen oder religiöse Gespräche einging, die gerade nicht aufrichtig zu sein pflegten.

„Es hat schon Acht geschlagen" — sagte Balke ungeduldig. — — „Ich schickte den Wagen bereits vor einer Stunde fort — es wird hoffentlich nichts passirt sein." —

„Die Braut zögert immer" — erwiderte Rabe pathetisch — „es ist ja auch ein wichtiger Gang — der das Herz ergreift und einen ganzen Lebensabschnitt hinter sich läßt." —

„Nun — nun" — schmunzelte Balke — „die Weiber fürchten sich doch selten vor der Hochzeit und ich freue mich, daß Sabine so bereitwillig meinen guten Antrag annahm." —

„Es würde unnatürlich sein, einen Mann nicht zu lieben und ihm zu folgen, der die Herzensgüte selber ist" — sagte Rabe feierlich. —

„Wahrhaftig" — betheuerte Balke mit komischem Ern-

ſte — „ich zittere ordentlich vor Unruhe, bis meine Sabine hier iſt — ich habe ſie ſehr lieb.“ —

Balke ſchien abſichtlich oder unwillkürlich ſeine wollüſtige Unruhe mit dem Gefühle der Liebe zu verwechſeln.

„Darum, lieber Paſtor“ — ſetzte er freundlich hinzu — „darum machen Sie die Sache nur kurz und bündig — ein Geſchäftsmann hat in allen Dingen den Geſchäftsſtyl gern.“ —

Rabe verneigte ſich mit dem ſüßlichen Lächeln, das jedesmal ſeinen wahren Charakter verrieth. —

In demſelben Momente raſſelte ein Wagen über den Platz und der Küſter Wurm, mit einem kleinen, ſchwarzen Mäntelchen auf dem Rücken, trat haſtig herein und meldete, daß die Braut eben angekommen ſei — Balke zupfte unruhig und eilig an ſeiner Toilette, ging dann aus dem Saale auf die Hälfte der Treppe hinab, wo ebenfalls Lampen in matten Glaskugeln ein feſtliches Licht ausſtrahlten, und empfing hier die langſam und ſichtbar erſchöpft heraufſteigende Sabine. —

Balke ſtutzte bei dem Anblicke ihrer Erſcheinung. — Als erhöbe ſich eine verſtorbene, wunderbar ſchöne Königin zu höherer Auferſtehung aus der Gruft — ſo geiſterhaft ſchön, ſo todtenblaſſ und ſo verklärt — ſtieg Sabine die Stufen herauf. —

Als Balke ihr die Hand reichte, um ſie mit Galan-

terie in den Saal zu führen, erbebte er flüchtig, denn es war ihm so zu Sinne, als berühre er eine überirdische Erscheinung. In das schwarze, tief herabfallende Haar hatte sie einen Kranz von weißen Rosen geflochten, die mit der Weiße der Stirn und Wangen wetteiferten; ihr Kleid war einfach weiß und fiel in langen Falten über die edlen Leibesformen zur Erde nieder. Fast hatte es die Form eines duftigen Leichentuches und als Balke bestürzt und schüchtern in ihr schwarzes, mattes und starres Auge blickte, ergriff ihn ein Beben bei dem unwillkürlichen Gedanken, daß ein überirdisches Wesen, eine Verklärte, die nur zum Scheine lebe — neben ihm wandele. — In seiner unheimlichen Unruhe entfuhren ihm die Worte: „Aber, Sabine — warum wähltest Du von den schönen Kleidern, die Dir heute Morgen gezeigt wurden, keinen prachtvolleren und lebhafteren Stoff?" —

„Dieser Anzug schickt sich für mich" — antwortete sie leise — — „er gebührt mir" — und dabei schien ihr Mund schmerzvoll zu zittern und noch mehr zu erbleichen.

„Und so todtenblaß — und sogar einen Todtenkranz in den Haaren" — sagte Balke mit scheuen Seitenblicken.

Sabine sah ihn mit einer strahlenden, stolzen Würde an. —

„Nun — nun" — murmelte Balke — dessen Augen von Neuem den feuchten Glanz der Sinnlichkeit erhielten,

als er die Zaubermacht der unaussprechlichen Schönheit dieser wunderbaren Erscheinung fühlte. —

Während er die Braut in den Saal führte, fand vor der Hausthür ein flüsterndes Gespräch Statt. —

Als nämlich der alte Hausdiener die künftige Gemahlin des Herrn aus dem Wagen gehoben und den Kutschschlag wieder geschlossen hatte, bemerkte er, wie der Kutscher der Braut nachsah und den Kopf schüttelte. —

„Sie sind ja lange ausgeblieben" — sagte der Diener.

„Ja — wahrlich" — — antwortete der Kutscher — „solche Braut habe ich meine Lebtage noch nicht gefahren. Die sieht aus wie ein Engel, aber wie einer, der entweder vom Himmel heruntergekommen ist oder aus dem Grabe kam, um in den Himmel aufzusteigen — mir wurde ganz ängstlich auf dem Bocke. —

„Aber warum blieben Sie so lange aus? — Die Kaiserstraße ist zwar ein gutes Ende von hier entfernt, aber mit Ihren Pferden fahre ich in einer kleinen, halben Stunde hin." —

„Nun — am Fahren hat's nicht gelegen" — sagte der Kutscher — „ich habe dort lange warten müssen — was mir um so langweiliger wurde, da die Leute aus den kleinen Häusern alle zu Beinen kamen und aus Thüren und Fenstern gafften. Aber, lieber Gott — in meinem Leben habe ich solche Braut nicht gesehen."

„— Aber wesshalb denn?“ —

„Die Fenster des kleinen Hauses, wo ich halten musste, liegen so niedrig, daß ich vom Bocke aus die ganze Stube übersehen konnte — und da die enge Straße so wenig Nutzen von der lieben Sonne hat, so brannte schon Licht in der Stube — Ach! Du lieber Himmel — die Braut stellte sich an, als ob sie hingerichtet werden sollte.“ —

„Nicht möglich!“ —

„Doch — — auf Ehre — da hat sie mit ihren Eltern laut geweint, gab dem alten Vater ein Blatt Papier mit großer Wichtigkeit, fiel dann wieder auf die Kniee, betete, wollte wegstürzen, blickte dann die Mutter und die vier Wände wieder an — fiel beiden alten Leuten wieder um den Hals und so dauerte es eine halbe Stunde — endlich hielt sie das Tuch vor's Gesicht, stürzte aus dem Hause mit den Worten: „O mein Gott! mein Gott!“ — und als sie im Wagen saß, hieb ich auf die Pferde, daß die Funken aufflogen, denn mir wurde ganz wunderlich zu Muthe.“ —

„Die gute Tochter!“ — sagte der Diener. — „Nun, sie wird's hier schon gut haben, der Herr Commerzienrath liebt sie ganz rasend.“ —

„Glaube gern — es ist auch viel Liebe nöthig, heu-

tiges Tages ein blutarmes Mädchen zu heirathen" — — meinte der Kutscher. —

Das Gespräch war beendet — der Wagen fuhr davon.

. . . .

Als Sabine in den Saal getreten war, erhöhete die Beleuchtung der Milchglaskugeln ihre Blässe auf eine magische Weise. — Auch Rabe und Wurm fühlten bei ihrem Anblicke ein innerliches Bangen. Die Feier, welche auf ihrem ganzen Wesen lag, war so heilig, so voll höherer Würde und Verklärung, daß Rabe sich im Stillen beunruhigt fühlte, wie er die ersten, geistlichen Worte beginnen sollte — — Balke hatte bald seine erste Bestürzung überwunden, seine glänzenden Blicke und sein lüsternes Schmunzeln, sein feuchter Glanz des an Erhitzung zunehmenden Gesichtes, das Saugen und Suchen seiner Augen, sein leises Zittern und seine zärtliche Beweglichkeit, deuteten offenbar an, daß er von dem Wollustfieber einer, die baldige Befriedigung erwartenden Sinnlichkeit ergriffen war. — Unruhig trieb er zur Taufhandlung, indem er mit stillem Frohlocken die feierliche Sabine vor den Altar führte wo Rabe bereits stand und sie zum Niederknieen auf einen kostbaren Teppich einlud. — Sabine folgte mechanisch — ihre Gedanken schienen zerstreuet oder an einem entfernten Orte zu weilen. — Da erblickte ihr Auge das Christus-

bild — glühendes Feuer loderte plötzlich aus den Blicken — es leuchteten Begeisterung, Andacht — stummes Jauchzen aus ihren Mienen — sie faltete in dem Entzücken ihrer Gefühle die Hände und das Lächeln einer anderen Welt schwebte auf ihren Lippen. Als Balke diese Veränderung sah, als ihre Wangen sich lebendig rötheten, als der Zauber des Lebens und Entzückens von dem früher schönen Todtenbilde aufleuchtete, da musste er sich gewaltsam bezwingen, diese Reize des strahlenden Weibes nicht im Taumel sinnlicher Wuth zu umarmen. Er trippelte unruhig, die Taufrede dauerte ihm zu lange — — er wollte schnell den Himmel weiblicher Unschuld genießen. —

Versunken in den Anblick des Christusbildes, leuchtend, leise erbebend — hoben sich allmälig die Formen ihres Leibes — Arme, Brust und Nacken dehnten sich länger und näher gegen das Christusbild, das mild auf sie niederlächelte — es war der frühere, feierliche Stolz in eine glückliche, entzückende Verschmelzung mit diesem Bilde zerflossen — sie hörte und sah nichts von Rabe's Rede und Thun — sie fühlte kaum, daß Rabe's feuchte Hand ihren Scheitel taufend berührt hatte — — sie fuhr erschrocken, aus einem seligen Traume erwachend, auf, als Balke sie berührte und ihr mit einem heißen Kusse sagte, daß die Taufe geschehen sei und nun die Copulation vor sich gehen solle. — Auch hierbei blieb sie in Gedanken vertieft —

willenlos, zerstreuet ließ sie die geistliche, formelle Handlung an sich geschehen. — Auf des Geistlichen Frage: „Wollen Sie gegenwärtigen Mann als Ihren Ehegatten anerkennen, lieben und treu durch's Leben begleiten?“ — antwortete Sabine ein bewusstloses, aber stürmisch und gewaltsam ausgestoßenes „Ja!“ — das selbst den Geistlichen betroffen machte, da die Züge des seltsamen Weibes bei dieser Antwort eine gänzliche Geistesabwesenheit verriethen. —

Sabine's Augen hafteten noch an dem Christusbilde — als Rabe ein feierliches Amen! sprach. — Auch dieses hörte sie nicht. — — —

Eine Todtenblässe fuhr über ihr Antlitz, als Balke sie plötzlich umschlang und sein Weib nannte — als er mit brennender Begierde sein Gesicht auf ihren Nacken drückte. —

Balke gab dem Prediger einen Wink und dieser flüsterte dem Küster zu: „Wir wollen uns lieber gleich entfernen — die junge Frau ist zu erschöpft.“ — —

Es war jetzt auch draußen auf der Straße dunkel geworden. —

Plötzlich rieselte durch Sabine's Glieder ein kaltes Beben — sie trat zu Balke und sprach: „Eine Viertelstunde lang bitte ich um Einsamkeit.“ —

„Eine Viertelstunde — aber dann — dann — muss

ich Dich sehen — Dich umarmen — ja — Sabine — lerne das Zimmer kennen, was ich Dir eingerichtet habe — in einer Viertelstunde komme ich dort hin — — wir wollen dort speisen" — — so sprach Balke, zitternd vor Begierde — und griff den Glockenzug. —

Sabine betrachtete während der letzten Worte des Mannes den Ring, welchen sie jetzt erst an ihrem Finger fühlte und den Rabe ihr feierlich aufgeschoben hatte — sie schien sich zu besinnen und richtete dann einen langen, glühenden, wunderbaren Blick auf Balke, der darin eine Antwort auf seine brennende Begierde zu erkennen glaubte — — es war ein seltsamer Blick — man hat diesenselben Blick schon von sterbenden Halbgöttern des Alterthums geschildert — es lag eine Vorahnung des Himmels, ein ewiger, freudiger Abschied der Erde darin ausgedrückt. —

Als Sabine diesen wunderbaren, langen, beängstigenden und entzückenden Blick auf den unruhigen Mann geworfen hatte, stürzte sie leidenschaftlich vor dem Altare nieder und sog mit Inbrunst die Züge des Christusbildes ein — „Dir" — — stöhnte sie dann gewaltsam und ihr Busen schlug hoch empor — „Dir — — gehöre ich ewig — im Tode" — — und mit diesem schmerzlichen Rufe floh sie aus dem Saale. —

Draußen vor der Thür stand der auf den Glockenton herbei geeilte Diener mit einem Armleuchter in der Hand. —

„Befehlen Sie Ihr Zimmer?" fragte er — als Balke durch die aufgerissene Thür rief: „Führe meine Frau in das für sie bereitete Boudoir!" —

Sabine folgte mechanisch dem bedenklich sie betrachtenden Diener. —

Im Saale sahen sich die Männer einige Secunden lang an — Keiner wusste das erste Wort zu finden. — Der Küster entfernte sich auf ein Zeichen des Predigers, mit dem Taufbecken und Rabe sagte zu dem unruhig auf- und niederschreitenden Balke: „Die nach solchen Taufen Erwachsener übliche Darreichung des Abendmahls habe ich auf Ihren Wunsch weggelassen — wann soll diese Handlung Statt finden?" —

„Dazu ist immer noch Zeit" — sagte Balke zerstreuet. — „O! welch' ein schönes Weib — sagen Sie selbst — haben Sie schon eine gleiche Vollendung des Körpers gesehen? — Dieser Wuchs — diese Leidenschaft — wahrhaftig — ich bin glücklich." —

„Ja — Ihre Frau Gemahlin ist eine seltene Erscheinung" — sagte Rabe kalt. — Dann sah er den Commerzienrath, der von der Kälte dieser Antwort überrascht, vor

ihm stehen blieb, ernst und feierlich in das Gesicht und sagte:

„Auffallend war es mir, wie sie den Christus anbetete — ich hoffe nicht, daß die Aehnlichkeit Warner's mit diesem Bilde eine Erinnerung hervorgerufen hat.“ —

„Possen — Possen — Herr — wie können Sie glauben — haben Sie den Blick nicht gesehen, der mich einlud, bald ihre Einsamkeit zu theilen? — Hm! — wissen Sie nicht, daß Sabine fromm und leidenschaftlich ist?“ —

Diese Antwort gab Balke mehr unwillig als freundlich. —

Rabe entfernte sich mit einer geheimnißvollen Ruhe und er warf beim Vorüberschreiten nach dem Altare einen zweideutigen, falschen Blick nach dem Bilde des Heilandes und ließ diesen Blick dann auf den unruhigen, nach der Uhr spähenden Balke gleiten. — Dieser konnte die Zeit nicht abwarten, die sinnliche, wilde Gluth seiner Stimmung zu kühlen — — er sah fortwährend das Bild der schönen Jungfrau vor den Augen und die gereizte Phantasie griff in der Zeit voraus, indem sie ihm den süßen Kampf der Liebe mit der Jungfräulichkeit ausmalte. —

Der alte Diener trat in den Saal, um die Kerzen zu löschen. —

„Haben Sie eben eine von den Mägden eilig ausgeschickt?“ — fragte er. —

„Warum? — — Was bekümmere ich mich um die Mägde?“ — antwortete Balke. —

„Es lief eben, als der Herr Pastor wegging, eine Frauengestalt aus dem Hause.“ —

„Was geht mich das an“ — sagte Balke, indem er aus dem Saale schritt. Vor brennender Gier konnte er nicht länger verweilen, er schlich den Corridor hinab und horchte an einer Thür. — Seine Hand zitterte, als er den Drücker berührte — das heiße Gesicht schwitzte vor Verlangen. Mit schelmischer Miene öffnete er leise die Thür und spähete in das Zimmer. Der silberne Armleuchter warf seine stillen Strahlen durch das öde Gemach — — „Sabine!“ — flüsterte er zärtlich — „Sabine“ — und indem er die seidene Gardine, die das Bett verbarg, mit zitternder Erwartung zur Seite schlug — erblickte er Niemand. — Er rief lauter den Namen — es erfolgte keine Antwort. — In wilder Aufregung, nicht ohne Beklommenheit eines flüsternden Gewissens, stürzte er auf den Corridor — sein Ruf lockte den alten Diener aus dem Saale — „meine Frau — wo ist sie? — sucht sie!“ — rief er in wilder Heftigkeit und rannte die Treppe hinab. —

Der nacheilende Diener erklärte nochmals, daß kurz vor dem Pastor eine weibliche Gestalt aus dem Hause ge-

stürzt sei — er habe geglaubt, es sei die Magd, die schnell ausgeschickt wäre. —

„Sucht Sabine!“ — rief Balke in der Wuth eines, seiner gewissen Beute entrissenen Heißhungers nach den Reizen des Weibes — „sucht sie!“ — — und er selbst stürzte auf den Platz draußen, wo völlige Dunkelheit herrschte. —

Diener und Mägde flohen auf die Straße und fragten vergeblich bei Rabe, Warner und Wurm und bei den Vorübergehenden nach der Verlorenen und als Balke endlich seinen Diener in einer Droschke nach Sabine's Eltern geschickt hatte, tobte er in seinem Hause umher und wurde bald von Rabe aufgesucht, der mit boshafter Absicht gegen Warner, seine frühere Bemerkung über das Christusbild wiederholte. —

. . . .

Als Sabine den Saal verlassen hatte, als sie sich in dem Zimmer sah, wo alle Gegenstände darauf vorbereitet schienen, sie und ihre Ruhe einem Wüstlinge zu opfern — da kniete sie auf den Boden nieder und betete: „Der Augenblick ist da — Gott! der Augenblick ist da — — ich habe keine Eltern mehr — meine Liebe ist verkauft — sie werden keine Noth mehr haben. — Mein Gelübde ist erfüllt — sie sollten keine Noth mehr haben! Ihm —

ihm habe ich mich vermählt — meinem Beschützer — meinem irdischen Christus. — O! dort! — dort oben treffe ich Dich wieder — so lange schützt mich der himmlische Christus — jetzt — jetzt — die Stunde ist da — barmherziger Gott! — die Stunde ist da — rein — fleckenlos — komme ich zu Dir — ich komme stolz zu Dir, mein Gott — denn Er, der elende Teufel meiner Jugend, hat mich nicht leiden, nicht verzweifeln sehen!" —

Sie fuhr mit stierem Blicke vom Boden empor und es leuchtete ein furchtbarer Wahnsinn aus den starren Augen. Ueber dem Stuhle hing ein kostbarer Negligérock — sie warf ihn über und stürzte aus dem Zimmer — über den Corridor — sie hörte Rabe im Saale sprechen — betäubt floh sie die Treppe hinab aus dem Hause. — Die Dunkelheit schützte sie vor den weiteren Blicken der Leute; — in einer Verzweiflung die nur den entsetzlichsten Entschluss zu denken vermag — den Entschluss zu sterben — — das Resultat fürchterlich durchkämpfter Nächte und Tage — — — stürzte Sabine geraden Weges nach dem Ufer des Flusses — welcher die Stadt in mehrfachen Armen durchschnitt. Sie langte auf einer Brücke an — man hörte einen dumpfen Ton — ein Aufspritzen des Wassers — und in derselben Secunde versank sie in den Fluthen. —

Neben der Brücke führte eine steinerne Treppe in das

Wasser hinab, wo ein Kahn auf den Fluthen schaukelte. In diesem Kahne befanden sich Männer und Weiber, welche gewaschenes Zeug ausspülten und ihre Arbeit in der Dunkelheit begonnen hatten, da sie wussten, daß bald der Mond aufgehen würde. —

„Blitz!“ — rief einer der Männer — „da fällt eben ein Mensch in's Wasser.“ —

„Wahrhaftig! — seht — er taucht wieder auf — er ist ganz weiß.“ —

„Schnell den Kahn los.“ — „Der liegt an der Kette.“ — „So dreht ihn nach der Länge — da — der Wasserwirbel treibt den Menschen näher.“ — „Das große weiße Ding da — vielleicht ein Mantel, hält ihn oben — — macht schnell — ha!“ — „Da habe ich das Zeug gepackt — fasst an den Arm.“ — — „Herjeh! — eine Frau — lieber Gott — sie ist ja schon todt.“ —

Diese einzelnen Worte erschollen durch die Dunkelheit. — Die Leute im Kahne sahen der Aufgefischten nahe in das Gesicht und erkannten, daß es ein junges, hübsches Mädchen sei. —

„Ah! — lieber Gott — das hübsche Mädchen“ — seufzte eine der Wäscherinnen.

„Die ist vornehm — hat einen Kranz in den Haaren ein feines Kleid.“ —

„Was machen wir damit? — Wenn wir nur noch ein Trinkgeld daran verdienen könnten.“ —

„Wir wollen sie nach der Johanneskirche bringen, da findet sich wol Einer, der sie kennt.“ —

„Nach der Kirche? — Was sollen die Todten in der Kirche? — Meinst Du vielleicht, daß dieses todte Mädchen wegläuft, wenn Rabe anfängt zu predigen?“

„Weißt Du nicht, daß alle solche Todte immer in die Kirche unter das Thurmgewölbe gelegt werden, bis sie die Anverwandten abholen? — Also fasse an — bis dahin, daß wir wieder kommen, geht der Mond auf und wir holen das Wäschespülen dann bald nach.“ —

Zwei Männer trugen die schlaffe, leblose Sabine die steinerne Treppe hinauf und schlugen den Weg nach dem nicht sehr entfernten Kirchplatze ein. —

Der Mond erhob sich mit glänzender Sichel über die entfernten Dächer der Stadt, als die beiden Männer an der Chorseite der Johanneskirche angekommen waren — Sie legten den Leib auf das Pflaster und richteten das blasse Gesicht gegen die Monddämmerung. —

„Lieber Gott! das ist ja ein Engel!“ — sagte der Eine mitleidig. —

„Ja — — und diese schönen, schwarzen Haare mit den weißen Rosen — — aber horch — athmet sie nicht eben?“ —

Beide Männer knieeten nieder und legten das Ohr auf die Brust des Mädchens. —

„Mausetodt! da bewegt sich nichts mehr.“ —

„Still — eben fühle ich ein Zucken.“ —

„Das täuscht leicht in der Dämmerung — lauf' nur zum Küster — daß er die Kirche aufschließt oder sonst wo Rath schafft.“ —

Der eine Mann eilte nach dem am Platze liegenden Küsterhause. — Hier erregte die Nachricht großen Schrecken, denn Wurm war eben vom vergeblichen Suchen Sabine's nach Hause gekehrt. Er stürzte nach dem Platze, wo die Aufgefischte lag und als er Sabine erkannte, legte er mit Erbeben sogleich Hand an, um die Unglückliche in Balke's Haus zu tragen. —

Es war ein entsetzlicher Anblick, als die todtenbleiche Jungfrau in dem Anzuge einer Todtenbraut, die von festlichen Kugellampen erhellte Treppe hinaufgeschleppt wurde, als Balke und Rabe hervorstürzten und die schöne Frauengestalt, bewusstlos, kalt, mit geschlossenen Augen und schmerzlichem Sterbelächeln der Lippen — vor ihnen sichtbar wurde. — Balke bebte, seine Gesichtsfarbe veränderte sich und wurde gelblichfahl, er taumelte und musste sich an Rabe festhalten, um nicht in die Kniee zu sinken. — Er hielt die Hand vor die Augen und wendete sich ab. —

Aber schnell gewann der kalte Geschäftsmann, der das

Leben und die Gefühle nach Zahlen zu schätzen gewohnt war, seine Geistesgegenwart wieder — mit unterdrücktem Schauder trat er zu den beiden Männern, welche theilnehmend auf die schöne Leiche starrten, und sagte: „Bringt sie herauf, folgt mir — noch ist vielleicht Hülfe möglich — man hole gleich meinen Hausarzt — das junge Mädchen ist schon länger krank gewesen — hat phantasirt — ich wünsche nicht, daß darüber gesprochen wird — hören Sie — es soll nichts davon in das Publikum kommen — ich will die Verschwiegenheit reich belohnen." —

Mit solchen Reden begleitete Valke die Träger und öffnete ihnen die Thür, welche zu dem eingerichteten Brautzimmer führte. — Sabine wurde auf das Bett gelegt, welches vor einer halben Stunde noch bestimmt gewesen war, ihr Brautbett zu sein. —

Valke griff in die Tasche und gab den beiden Männern ein bedeutendes Trinkgeld, wobei er nochmals um strenge Verschwiegenheit bat. — Die Männer gelobten, Niemanden zu sagen, was vorgefallen sei und entfernten sich, vergnügt ihr Trinkgeld in der Hand drückend. —

Rabe hatte mit geheimem Grauen neben Sabine gestanden und glaubte bemerkt zu haben, daß ihr Busen sich leicht höbe — er strengte sich an, mit doppelter Aufmerksamkeit eine ähnliche Bewegung wahrzunehmen. — Auch Valke neigte sich über die scheinbar Schlummernde, fühlte

unruhig an ihren Puls, legte die Hand auf ihren Busen — hielt das Ohr vor ihren Mund — und schritt dann aufgeregt durch das Zimmer. —

„Es ist empörend" — sprach er — „daß solche Schönheit auf diese schmähliche Weise umkommen soll — sie hat in der Leidenschaft Alles im falschen Lichte gesehen — sie muss schon an einer Art stillen Wahnsinn's gelitten haben — wie sie zerstreuet war während der Trauung — o! wenn diesen Vorfall die Welt gewahr wird — — ich möchte rasend werden — wie meine Widersacher dieses Ereigniss entstellen werden — nein — nein — Niemand darf eine Ahnung davon haben — hören Sie, Rabe — sagen Sie allen Menschen, Sabine sei wohlauf — sei zufrieden — o! daß Pastor Warner dieses Ereigniss nicht erfährt!" —

„Eben bewegt sich ihre Brust wieder" — rief Rabe mit großer Aufregung — und Balke sprang an das Bette, um zu lauschen. —

Da hörte man ein lautes Wimmern auf dem Corridor, Balke öffnete erschrocken die Thür und sahe Azza — händeringend und außer sich auf ihn zustürzen. — „O! mein Kind!" — heulte sie — „wo ist mein Kind? — O! ich bin hergelaufen, weil Sie mein Kind haben suchen lassen — o! Sabine! mein armes Kind!" —

„Still!" — rief Balke unwillig und mit den winken-

den Händen zur Ruhe verweisend — „es ist ein Irrthum, daß Sabine gesucht wurde, sie schläft — wecken Sie sie nicht auf — es ist nur ein Zufall, der bald vorüber geht.“ —

„O! mein Kind!“ — wimmerte Azza leise — und drängte sich in das Gemach. — Mit herzzerreißendem Winseln warf sie sich über die Füße ihres Kindes. — Ehe Balke in das Gemach zurücktrat, erscholl abermals Geräusch auf der Treppe und der Arzt, vom Küster Wurm geführt, eilte herbei. —

„Lieber Doctor — ein Unglück hat mich betroffen — meine junge Frau ist in das Wasser gefallen — ich bitte um Discretion — retten Sie das Leben meiner lieben Frau“ — sagte Balke verlegen. — Der Arzt eilte an das Bette, fühlte nach dem Pulse, dem Herzschlage — horchte mit einem Rohre auf die innere Bewegung der Brust, hob die Augenlider der starren Sabine und sagte: „Gott sei gelobt — es ist nur ein Scheintod.“ —

Eine plötzliche Freude strahlte aus Balke's immer noch entfärbtem Gesichte. „Gottlob!“ — flüsterte er dem Pastor in das Ohr — „nun giebt's keinen Eclat — Sie verstehen mich — vor der Welt ist meine Frau gesund und wohlauf.“ —

Der Arzt begann, von der wimmernden Azza und Wurm unterstützt, seine Wiederbelebungsversuche und plötzlich — als eben die Scheintodte mit heißem Wasser gerieben wurde, seufzte sie tief auf und fuhr mit der Hand nach der Brust. —

„Nun ist sie gerettet" — — sagte der Arzt — „wir müssen erwarten, welche Nachkrankheit eintreten wird." —

Als Sabine endlich die Augen öffnete, starrte sie den Arzt an. — Sie kannte ihre Mutter nicht — sie zeigte keine Bewegung ihrer Seele, als Balke sie freundlich anblickte.

Der Arzt sprach bedenklich: „Alle Zeichen deuten auf eine heftige Seelenabspannung, wenn nicht auf — — Wahnsinn." —

„Wahnsinn?" — wiederholte Balke bestürzt und faßte krampfhaft Rabe's Hand. — Mit Gewalt überwand er seinen inneren Schauder und flüsterte dem Prediger zu: — „Wahnsinn! — o! es wäre schlimmer als der Tod — denken Sie an den Eclat — es bliebe nur ein einziges Mittel — man müßte sie heimlich nach dem Irrenhause bringen und der Welt sagen, daß sie eine Badereise mache ich müßte ebenfalls verreisen." —

„Es ist jedenfalls erforderlich, daß wir das Decorum bewahren" — flüsterte Rabe, den der stille Gedanke an die geschehene Taufe und Trauung etwas befangen machte. —

Neun und zwanzigstes Capitel.

Während diese Ereignisse sich in der Residenz zutrugen, fanden nicht minder wichtige und in ihren unvorhergesehenen Folgen bedeutungsvoll werdende Begebenheiten auf dem etwa fünf und zwanzig bis dreißig Meilen von der Residenz entfernt liegenden Gute Dreieichen Statt.

Man erinnert sich, daß Fräulein Hardine von Stignitz an jenem Abende, wo sie Lunsen kommen ließ, und wo sie in später Einsamkeit den Vorgenuß ihres teuflischen Triumphes feierte, die Hoffnung hegte, schon am folgenden Tage die Nachricht von dem Verschwinden des gräflichen Sohnes und Erben erhalten zu können. — „Morgen!" — rief sie mehremale im satanischen Frohlocken ihrer, nur der Selbstsucht und Intrigue zugänglichen Seele — —

„Morgen!“ klang es in ihrem Ohre wieder, als sie die anonymen Zeilen an Leda von Dönhoff schrieb, als sie sich sagte, daß am anderen Tage die Personen, welche ihre unehrliche, gemeine Abkunft wussten, daß Doctor Warner, Leda und die Tänzerin St. Briçe nicht mehr gefährlich sein würden. — Aber dieses frohlockende „Morgen!“ — galt auch dem Verschwinden des Knaben Max von Dreieichen — dem einzigen Hindernisse ihres letzten und größten Sieges — — der Erhebung zur Gattin des Grafen. Diesen Sieg über einen stolzen Mann trauete sie ihrer Schönheit und Liebeskunst zu, sie wusste, daß hiermit das Ziel ihres gewinnsüchtigen und schwelgenden Lebens erreicht werden müsse. — War es auf der einen Seite der Stolz des Grafen, so war es auf der anderen Seite die Berufung des Vaters auf die Rechte eines Sohnes, welche als zwei feindliche Mächte bezwungen werden sollten — bezwungen durch die Kunst der Liebe — der Grafenstolz hatte sich bereits dem verführerischen Zauber der weiblichen Kokelterie unterworfen, denn der Graf schämte sich nicht mehr, seiner Maitresse eine Villa in der Stadt zu geben, sie in seiner Equipage fahren zu lassen, seine Dienerschaft ihren Befehlen zu unterwerfen und selbst mit ihr in dem Theater und auf Bällen zu erscheinen und da Hardine überall für den Abkömmling einer alten, ausländischen Adelsfamilie galt und der Graf auch diese Abkunft nach-

zuweisen wusste, so hatte die Aristocratie keinen Anstoß genommen, ihre eleganten Cirkel der gräflichen Freundin zu öffnen, um auch zugleich darin eine Galanterie gegen den einflussreichen Grafen an den Tag zu legen. —

Hardine wusste aber, als erfahrene Liebhaberin, daß nichts schwankender und ungewisser sei, als die zärtliche Liebe eines vornehmen Mannes, die man sehr uneigentlich Liebe zu nennen pflegt. Wie leicht konnte der Graf in gelangweilter Stimmung an einem andern schönen Weibe irgend einen Reiz entdecken, den er an Hardine nicht entbehrt hatte, weil er ihn nicht kannte — wie bald und blitzähnlich entzündet, jägt das Herz eines vornehmen Mannes dem zufälligen Begegnisse eines blauen Auges, eines runden Arms, eines graziösen Fußes nach — wie oft ist die Neigung nichts weiter als eine Caprice, ein eigensinniges Wohlgefallen an den Reizen eines Weibes, die man früher schon weit schöner genossen hat! — Dieses wusste Hardine und desshalb wollte und musste sie die Gattin des Grafen werden, musste ihre eigene Zukunft, selbst im Falle des Verblühens ihrer Reize, sichern. Ein schönes Weib hat nur ein Leben wie ein Schmetterling — wenige Jahre ist das Weib schön und nur der Ehemann findet die verblühete Schönheit seiner Frau aus eitler Selbsttäuschung und aus Gewohnheit unverändert. —

Hardine hatte den Charakter des Mannes, den sie durch scheinbare Unterwerfung zu beherrschen verstand, richtig ausgeforscht. — In den Augenblicken, wo der Graf irgend eine traurige Nachricht, irgend eine melancholische Stimmung auf sich wirken fühlte, war er für Hardine's zärtliche Kunst des Herzens am Empfänglichsten gewesen. — Obgleich der Graf nur aus Ahnenstolz mit Würde und Begeisterung von seinem Sohne sprach, aber gegen Hardine immer ungern seiner Vaterschaft aus früherer Ehe erwähnte — so hatte die schlaue Buhlerin doch längst erkannt, daß der Graf wenig an seinen Sohn denke und daß ihm die wahre Liebe zu seinem Kinde mangele. Wenn er daher die Existenz seines Sohnes, das Gelübde der Erbschaft, gegen Hardine's Bitten um Vermählung, als einen Vorwand seiner Weigerung benutzte, so erkannte Hardine darin nur den Zwang, den ihm die Existenz des Sohnes anthat. — Der Graf hatte seinen Sohn seit der Zeit nicht gesehen, daß er als Gesandter in fernen Landen lebte und nach seiner Zurückkunft, in Begleitung seiner Maitresse, dachte er auch nicht daran, sein Kind zu besuchen oder nach der Residenz kommen zu lassen. —

So war Hardine allmälig auf den Gedanken gekommen, diesen Sohn rauben, in fremde Hände bringen und durch den Geistlichen zu Dreieichen seinen Tod kirchlich beglaubigen zu lassen. Zu dieser Rolle passte Adolph

Warner nicht, desshalb nahm sie die Miene einer Protectorin an, um ihn von Dreieichen weg an die Johanneskirche zu bringen — und in Korn glaubte sie den Mann gefunden zu haben, der, in Hoffnung einer Beförderung, willig und brauchbar sich zeige. —

Fassmann, genannt Fitzlappe — war bereits seit drei Tagen abgefahren, um den Knaben Max mit Korn's Hülfe zu stehlen, einen scheinbaren Tod in dem See, der den Graben des Schlosses mit Wasser versehen musste, zu erheucheln und schnell das sechsjährige Kind in die Hände eines entfernten Mannes zu bringen, der dasselbe gefangen halten und still erziehen sollte. —

„Morgen!" — jubelte Hardine an jenem späten Abend — und sie wiegte sich mit dem Gedanken, daß an demselben Abend das Kind geraubt sein würde und daß der folgende Tag ihr die Nachricht des Gelingens bringen müsse. —

. . . .

Der Glockenläuter Schwarzmeier hatte am Tage nach seinem Gespräche mit dem Kutscher Wassmus die gelobte Vorschusssumme erhalten, dem Freunde Lampe anzeigen lassen, daß er krank sei, falls vielleicht ein extraordinäres Geläut bestellt werde — und sich dann in einem Miethwagen auf den Weg gemacht, um das Kind zu stehlen,

welches einst bei der Frau Aken heimlich gegen ein fremdes, todtgeborenes ausgetauscht worden war. Er hoffte, den Ort wiederzufinden und war über die Richtung des Weges gar nicht im Zweifel. Gegen Abend des anderen Tages, als er seit einigen Stunden den Wagen vom Chausséewege hatte ablenken lassen, betrachtete er sich die Berge und Waldstreifen und sagte zum Kutscher, einem Trinkfreunde aus Lampe's Lokale: — „Fahre rechts auf das Dorf zu — die Berge und der Tannenforst dort am gelben Sande müssen links liegen bleiben — ganz Recht — da steht die alte Eiche, wo ich vor sechs Jahren ausruhete und einen goldenen Ring fand — jetzt nur auf das Dorf zu.“ —

Es begann bereits zu dämmern. — Schwarzmeier spähete in die Gegend und sagte wohlgefällig: „Ha! da sehe ich den Hügel, und am anderen Ufer dieses See's das Schloss wieder — wir sind zur Stelle — fahre nach dem Kruge im Dorfe — der muss dort hinüber liegen — — siehst Du? — das heißt ein gutes Gedächtniß.“ —

Vor ihnen lag in der Abenddämmerung ein freundliches Dorf, dessen Kirchthurm hinter dem Gebüsche emporragte und mit seiner Spitze in die letzte Gluth der Abendröthe eintauchte.

Ein großer, blauer See trennte das Dorf von einem Ritterschlosse, das seine alterthümlichen, grauen Mauern stolz vor dem Berg- und Waldhintergrunde aufstreben ließ

und sich im ruhigen Wasser des See's abspiegelte. — — Der Krug des Ortes lag an demjenigen Ende desselben, welches am Weitesten von der Kirche und dem Pfarrhause entfernt war, und als der Wagen vor der Thür des Kruges hielt und Schwarzmeier in die Gaststube trat, erkannte er hier einen Mann wieder, der einst — vor sechs Jahren — mit ihm bekannt geworden war. Dieser Mann schien ihn aber nicht wieder zu erkennen und Schwarzmeier glaubte es der Klugheit schuldig zu sein, möglichst unbekannt zu bleiben. —

Der Mann stand auf und sah durch das Fenster — „Wollen Sie schon aufbrechen, Herr Castellan?" — fragte der Wirth. —

„Ich wollte noch ein Bischen auf dem See spazieren fahren" — erwiderte der Mann.

„Nun — ich habe auch gesehen, daß das Schiff vor einer Viertelstunde aus dem Schloßgraben auf den See gelassen wurde" — sagte der Wirth.

„Es ist ein schöner Abend — der Mond geht freilich erst nach neun Uhr auf — — aber ganz dunkel wird's nicht." —

„Dann will wol der Herr Pastor auch auf dem See fahren?" —

„Ja — ja" — antwortete zerstreuet der Castellan und ging eilig fort.

„Wie heißt dieser Ort?“ — fragte Schwarzmeier den Wirth.

„Dreieichen.“ —

Die Ueberraschung des Glockenläuters war groß, vermochte sich aber doch so weit zu verstecken, daß er nur mit größerer Neugierde fragte: „Da muß der Pastor hier Korn heißen — nicht wahr?“ —

„Wenn Sie aus der Residenz kommen, dann müssen Sie ihn kennen“ — antwortete der Wirth — „der Pastor ist auch dort hergekommen.“ —

Schwarzmeier fühlte sich bei dieser Nachricht nicht recht behaglich und strengte sich an, seinen Auftrag des Kinderraubes mit dem Namen des Ortes und mit Korn's Gegenwart in Verbindung zu setzen. Er kam wenigstens zu dem Resultate, daß es klug sein würde, sich sorgfältig vor Korn zu verbergen — da der Umstand, daß ihm und nicht dem Prediger der gräfliche Auftrag zugekommen sei, deutlich begreifen lasse, wie es in des Grafen Sinne läge, den Pastor gänzlich fern von dieser Intrigue zu halten.

„Das Schloß dort ist wol des Grafen Gut?“ — — fragte Schwarzmeier, durch das Fenster blickend.

„Ja“ — gab der Wirth zur Antwort und indem er dabei den Miethswagen vor der Thür ansah, setzte er hinzu: „Aber wollen Sie denn nicht ausspannen lassen?“ —

„Wir wollen gleich weiter“ — erwiderte Schwarzmeier

schnell, dem es doch passend erschien, in einem benachbarten Dorfe seinen Hinterhalt zu nehmen, um dem Prediger Korn nicht zu begegnen. „Sagen Sie mal" — fuhr er fort — „ist der Graf auf dem Schlosse?" —

„Der Graf ist seit dem Tode der seligen Gräfin nicht einmal hiergewesen" — gab der Wirth zur Antwort. — „Lieber Gott! daß er nicht einmal seinen Sohn kommen läſſt — aber wir haben gehört, daß der Graf wieder heirathen will — er soll in der Residenz eine Braut haben, die mit aus Italien gekommen ist — der Pastor hat's einmal erzählt." —

„Das weiß ich nicht — — ich kenne überhaupt den Grafen nicht — aber — ist denn das Kind hier auf dem Schlosse?" —

„Allerdings" — erwiderte der Wirth. — „Früher war Max, so heißt der allerliebste, sechsjährige Junge — bei dem Pastor Warner — der hier als Geistlicher lebte — aber der Castellan, der niemals ein Freund vom Pastor Warner war, musste einen bösen Bericht an den Grafen geschrieben haben, denn auf einmal hieß es: „rechts um kehrt!" — der Junge wurde auf dem Schlosse fest gehalten und Warner kriegte eine andere Stelle — ich glaube in der Residenzstadt." —

„Ist denn das Kind jetzt noch gefangen?" — fragte Schwarzmeier.

„So lange Korn hier ist, geht er alle Tage dort hin und es ist überhaupt eine dicke Freundschaft zwischen Korn und dem Schloßvogte" — sagte der Wirth. — „Beide sind in der ganzen Gegend nicht beliebt, der Vogt ist beim Eintreiben des Zehnten so grob wie Bohnenstroh und der Pastor Korn kann sich in unsere Meinungen nicht schicken." —

Es war allmälig dunkel geworden. Schwarzmeier verzehrte mit dem Kutscher ein Abendbrot und dachte still darüber nach, wie er seinen Raub des Knaben einleiten und vollführen solle. Daß er in diesem Dorfe nicht bleiben dürfe, sahe er ein, denn es hätte außer Korn, ihn auch der Castellan wieder erkennen und ihm auf seinen Wegen störend begegnen können, denn es war der Castellan derselbe Mann, welcher einst vor sechs Jahren das todte Kind gegen das heimlich der Frau Alken gebrachte, umgetauscht und später eine zweite Summe an Schwarzmeier zur Beschwichtigung seiner Mitwissenschaft gezahlt hatte; — daß der Castellan den Glockenläuter nicht bei dem ersten Zusammentreffen wiedererkannte, hatte seinen Grund in dem wilden, großen Backenbarte, den damals, vor sechs Jahren, Schwarzmeier noch nicht trug.

„Wo liegt der Weg nach dem nächsten Dorfe" — fragte der Glockenläuter.

„Wenn Sie um den See herumfahren, dann führt ein

Weg hart am Schlosse weg durch's Holz — von hier kommen Sie auf die Chaussée — die Sie gefahren sind — und das nächste Dorf stößt an die Landstraße dort."

Schwarzmeier bezahlte und ging mit dem Kutscher nach dem Wagen zurück. — Mit Vorsicht lenkten sie gleich darauf die Pferde durch die zunehmende Dämmerung. — — Während des Weiterfahrens erhob sich die Mondsichel über die Spitzen des fernen Waldes. — — Als sie eben am Schlosse vorüber fuhren, um die bezeichnete Chaussée zu erreichen, trat eine Gestalt aus dem Gebüsche und flüsterte dem Kutscher zu: „Ich habe Euch ja gesagt, daß Ihr an der anderen Seite des Gutes warten sollt — haltet dort — ich komme dort bald hin." —

„Gut" — flüsterte Schwarzmeier mit verstellter Stimme — und der Mensch eilte in der Richtung des See's davon. —

„Soll mich der Teufel fressen" — murmelte Schwarzmeier — „wenn das nicht eben Fitzlappe war — ih! — so schlage der Blitz ein — der Bursche ist zu Allem fähig — wenn der in der Lampe gehorcht hätte und nun keck genug wäre, mir den Verdienst abzuholen." —

„Der Stimme nach glaube ich auch, daß es Fitzlappe war" — sagte der Kutscher. — „Wie kömmt der Kerl hierher — war er nicht vor Zeiten in Diensten des Grafen?" —

„Fahre schnell“ — flüsterte Schwarzmeier — „mir fällt ein, daß Fitzlappe einmal auf dem Johannesthurm nach dem Kinde fragte, was wir holen wollen — vielleicht will die Maitresse uns einen Streich spielen — fahre an den Platz, wo er meinte, dort an die andere Seite des Gutes — aber ich will vorher aussteigen.“ —

Schwarzmeier sprang aus dem Wagen und ging auf einem Richtwege nach der bezeichneten Stelle. — Hier stand eine Chaise. — Schlau trat er bis zu einer gewissen Entfernung näher und flüsterte: „Heda — hier dürfen wir nicht bleiben — wir sind verrathen — — fahre schnell nach dem andern Dorfe.“ —

Der Mann auf dem Bocke sah sich um und fuhr dann rasch davon. —

Nach einigen Minuten kam Schwarzmeier's Fuhrwerk angefahren.

„Wir sind zur rechten Zeit gekommen“ — sagte er — „nun bleibe hier — ich will recognosciren.“ —

Vorsichtig schlich er vom Wege, der nicht sehr entfernt von dem weißen Streifen der Chaussée, der durch die Dämmerung schimmerte, lag, hinter niederem Gebüsch an das Ufer des See's. — Hier war alles ruhig. Er wollte weitergehen, als er bemerkte, daß mitten auf dem Wasser ein großer Kahn schwamm. Allmälig trat dieser aus der Dämmerung deutlicher hervor und Schwarzmeier

erkannte zwei Personen darin stehen. — Der Kahn legte an — eine Stimme flüsterte: „er schläft noch immer — auf diesem Flecke muss er ertrunken sein — nun wünsche ich Glück — der Castellan hat mir einen Brief an das Fräulein gegeben — hier — —"

In demselben Augenblicke, als die eine Gestalt ein schlafendes Kind auflud und den Brief ergreifen wollte, während der Andere den Kahn mit einer Stange fest gegen das Ufer drückte, fuhr Schwarzmeier mit seiner herkulischen Kraft auf den Menschen los, fasste Kind und Brief, sprang an das Ufer und stieß mit dem Fuße den Kahn so gewaltsam zurück, daß der Mensch, welcher die Stange hielt, mit dem Schrei des Entsetzens in das Wasser fiel und der Andere rücklings umtaumelte. Ehe sich dieser Letztere vom Schreck erholt und seinen Begleiter in den Fluthen untergehen erblickt hatte, war Schwarzmeier bereits in seinen Wagen angelangt und rollte im brausenden Trabe der Pferde auf die Landstraße, wo sein Wagen nach wenigen Secunden in der Dunkelheit verschwand. —

Der Mond stieg höher auf — noch eine kurze Zeit lang hörte man auf dem See keinen Laut — plötzlich ertönte der ängstliche Ruf: „Hülfe!" —

. . . .

Es war der zweite Abend nach diesem Ereignisse.

In dem Boudoir Hardine's brannte ein Armleuchter und dieser strahlte sein stilles Licht über die Longechaise aus, auf welcher das schöne Weib mit Unruhe und erhitzten Zügen saß und die Stirn stützte, als würde sie durch die sich drängenden Gedanken beschwert. —

Hardine hatte den ganzen Tag in geheimnissvoller Unruhe verlebt, ihre Misslaune steigerte sich immer mehr, je näher der Abend herankam und es schien in der That, als fürchte sie sich vor ihrem eigenen Schatten. — Plötzlich sprang sie auf und schritt, von Gedanken gejagt, durch das Zimmer. —

„Ich begreife Alles nicht" — sprach sie zu sich selbst — — „gestern Morgen schon ist das Duell vorgefallen und Lunsen schickt mir keine Nachricht — — in seinem Hause weiß Niemand, wo er geblieben ist — möglich, daß er mit der Tänzerin eine Excursion macht. — Und — die Dönhoff soll heute auf der Straße gesehen sein — ob sie den Tod ihres Liebhabers schon verschmerzt hat? — Aber nein — das kann sie nicht — es wäre entsetzlich — wenn — . . ."

Sie sprach ihre Besorgniss nicht aus und warf sich auf den eben verlassenen Platz in der Longechaise. Ihre qualvolle Ungewissheit nahm mit jeder Minute zu, sie war so tief in ihre Ideenzüge verloren, daß sie nur wie in einer Traumvision das Eintreten und Abgehen der Zofe bemerkte, wel-

che den Thee besorgt hatte. Als aber die Zofe gleich darauf wieder in das Zimmer trat, erschrak Hardine und sahe sie groß an, als befürchte sie, belauscht worden zu sein, da sie in der That sich keine Rechenschaft darüber geben konnte, ob sie ihre heimlichen Besorgnisse nur gedacht oder laut ausgesprochen habe. —

„Ein Mann ist unten“ meldete die Zofe — „er ist früher schon bei Ihnen gewesen — er trägt einen blonden Bart am Kinn.“ —

„Gott sei gelobt!“ — rief Hardine, sich in Gegenwart der Zofe vergessend — schnell aber verbesserte sie ihren unwillkürlichen Ausruf der Freude mit den Worten: „Ah! der Mann will mir von meinem Vetter eine Botschaft bringen — er soll herein kommen.“ —

Die Zofe ging — Hardine wurde von unsäglicher Unruhe durch das Zimmer getrieben — der angemeldete Mann klopfte an die Thür — Fitzlappe trat ein. —

Das Fräulein bemerkte in ihrer Aufregung die besorgte, gedrückte Miene nicht, welche in des Menschen sonst frivolem Gesichte lag — ohne ihn angesehen zu haben, griff sie in die Börse und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. —

„Alles abgemacht — nicht wahr? — dieses Trinkgeld noch nachträglich für die Verschwiegenheit“ — sagte sie abgewandt.

„Ach!" — seufzte Fitzlappe — „gnädiges Fräulein — der Teufel hat den Jungen und den Pastor Korn geholt — daß er mich nicht auch mitgenommen hat, muss daran liegen, daß ich noch zuweilen gute Gedanken habe, oder — daß ich zu schlecht für ihn bin." —

„Was soll das heißen?" — fragte Hardine überrascht aufhorchend.

„Das ist eine schlimme Geschichte geworden" — sagte der ebenso frivole, als beklommene Mensch — „mit rechten Dingen geht so etwas nicht zu — der arme Pastor, der dauert mich." —

„Sie ängstigen mich" — rief Hardine — „sprechen Sie sich deutlicher aus!" —

„Die Hauptsache bleibt, daß das Kind fort ist — wo es aber ist, das weiß der Teufel — wir hatten es im Schlafe aufgenommen — der Pastor und ich fuhren, ehe es mondhelle wurde, auf den See — der Castellan blieb absichtlich im Schlosse — Alles ging so weit gut — wir wollten gerade an das Ufer treten — — Korn hielt den Kahn mit einer Stange fest — der Junge schlief noch immer, da — auf einmal stürzt eine schwarze Gestalt aus dem Schilfe, packt das Kind, stößt den Kahn mit dem Fuße so fest vom Ufer ab, daß ich lang hinfalle und der Pastor über Bord in's Wasser geschleudert wird — wie ich mich wieder besinnen kann, merke ich erst, daß der

Pastor untergegangen ist — ich schrie Hülfe — lieber Gott! der arme Korn wurde erst nach einer Stunde todt herausgezogen.“ —

„O! — entsetzlich!“ — rief Hardine, zum Höchsten erschrocken — „und das Kind — das Kind?“ —

„Hat der Teufel mitgenommen“ — antwortete Fitzlappe — „ein gewöhnlicher Mensch konnte es nicht gewesen sein.“ —

„Aber der Tod des Pastors, hat er großes Aufsehen erregt?“ —

„Anfangs ja — aber — eigentlich freueten sich die Bauern heimlich, daß sie ihn los geworden waren, sie waren Alle seine Freunde nicht.“ —

„Schreckliches Unglück! — — O! das Kind — das arme, unglückliche Kind!“ — schluchzte Hardine — „hat man gar keine Ahnung, wohin es gekommen sein könnte?“

„Keine — der Wirth im Dorfkruge meinte, es sei ein verdächtiger Kerl mit einem Wagen dort gewesen — auch der Castellan hat ihn dort getroffen, aber der Castellan sagte nur ganz geheimnissvoll: „so wunderbar wie das Kind auf die Welt gekommen, ist es auch wieder abgeholt“ — weiter sagte er nichts — soviel ich auch fragte.“ —

„Das muss sich enthüllen — das ist unbegreiflich“ — sagte Hardine in quälender Ungewissheit, während sie grübelnd durch das Zimmer schritt. Plötzlich sah sie den

Menschen streng an und fragte: „Ist Alles so wahr — buchstäblich wahr, wie Sie mir berichtet haben?“ —

„Wort für Wort!“ — betheuerte Fitzlappe. —

„Nun gehen Sie — und lassen Sie nie ein Wort wieder von diesem Ereignisse über Ihre Lippen kommen.“

Der Mensch ging — Hardine blieb in trostloser, leidenschaftlicher Ungewißheit allein. —

. . . .

Derselbe Abend war aber auch für den Grafen Dreieichen von großer Wichtigkeit. —

Im Laufe dieses Tages war Schwarzmeier mit dem geraubten Kinde bei dem Kutscher Wasmus angekommen, der von seinem Herrn vor wenigen Tagen den vertrauungsvollen Auftrag erhalten hatte, den Glockenläuter zu gewinnen und jetzt auch das Kind in stille Obhut zu nehmen. Wasmus folgte diesem Auftrage um so pünktlicher, als er dadurch die Erfüllung eines alten Wunsches, durch des Grafen Verwendung um so eher zu erreichen hoffte. Er wünschte nämlich Pedell bei einer Landesbehörde zu werden, da er des Sitzens auf dem Kutscherbocke längst überdrüssig geworden war und namentlich, seit der Maitresse öfterem Ausfahren, ein stiller Aerger über seine Dienste in ihm Platz gegriffen hatte. Da solche Pedellstellen ge-

wöhnlich von Bedienten hoher Adeliger besetzt zu werden pflegten, so tröstete sich Wasmus sehr bald über den ihm gewordenen Auftrag (in so fern dieser mit einer unerlaubten Handlung verknüpft war,) und zwar mit dem Gedanken, daß er ja nur im Auftrage des Grafen handele und daß vornehmen Personen Alles erlaubt sei — zugleich trieb ihn auch eine Eitelkeit zu der genauen Ausführung des gräflichen Geheimnisses, denn für die vakante Stelle eines Pedells hatte ein Regierungsrath seinen Stiefelputzer vorgeschlagen und um diesen durch des Grafen Verwendung zu verdrängen, glaubte Wasmus schon einmal einer vornehmen Intrigue sein Gewissen preis geben zu können, da es doch empörend wäre, wenn ein gräflicher Leibkutscher einem „Schwarzkünstler" — wie er die Stiefelputzer nannte, weichen solle. —

Schwarzmeier hatte das geraubte Kind im Laufe des Tages an Wasmus abgeliefert und dort das bereits deponirte Geld empfangen, dabei aber hartnäckig jede Auskunft über den bisherigen Aufenthalsort des Kindes verweigert. — Höchst wahrscheinlich that er dieses, um jede Nachfrage, wodurch Balke und Rabe compromittirt werden könnten, zu vermeiden. — Wasmus eignete sich zur Aufbewahrung des Kindes am Besten, da er als verheiratheter Mann selbst ein Kind besaß und der Pflegling bei ihm um so weniger Aufsehen erregte, als man in diesen Kreisen ge-

wohnt war, sehr oft natürliche Kinder Vornehmer untergebracht zu sehen. —

Der Knabe war ein hübsches Kind mit großen, klaren Augen und einem fast mädchenhaften Gesichtsausdrucke. — Seine anfängliche Bestürzung, als er in Schwarzmeier's Armen erwacht war, hatte dieser durch mancherlei Zurede, namentlich aber durch die Versicherung zu beschwichtigen gewusst, daß er ihn zu seinem Vater bringen wolle, den der Knabe nur aus den früheren Gesprächen des Pastor Warner kennen gelernt hatte. — Wasmus versäumte nicht, seinem Herrn augenblicklich von dem Eintreffen des Kindes Rapport abzustatten und der Graf hatte erklärt, daß er am Abend das Kind sehen wolle. — Der Abend war nun hereingebrochen — derselbe Abend, an dem Hardine den überraschenden und beängstigenden Bericht von Fitzlappe erhielt. —

Wasmus hatte bis neun Uhr vergeblich auf die Ankunft seines Herrn gewartet, und den Knaben wach zu erhalten gesucht. — Um diese Zeit wurde das Kind von großer Müdigkeit überwältigt und musste in das Bett gebracht werden. Es mochte halb zehn Uhr sein, als zwei Männer an der Hausthür standen und, ehe sie öffneten, noch eine eilige, flüsternde Zwiesprache führten. Diese beiden Männer waren der Graf von Dreieichen und der Kammerherr von Schönwangen. —

„Ich wünsche nicht, erkannt zu werden“ — flüsterte der Kammerherr. — „Lassen Sie uns einen raschen Blick auf das Zeichen am Körper werfen und haben wir dieses als richtig befunden, so reden wir vor den Leuten im Hause kein Wort weiter — das Uebrige beendigen Sie dann.“

„Gut — aber wäre es nicht zweckmäßig, schon morgen den Prinzen mit seinem Sohne zu beglücken?“ — meinte der Graf. —

„Allerdings — morgen gegen Mittag pflegt der Prinz gewöhnlich Bittschriften aus der Hand hülfsbedürftiger Leute in Empfang zu nehmen — was meinen Sie — wenn Sie dem Knaben einen Brief gäben, worin er um Aufnahme als das Kind der — — der — ich habe mich nach dem Namen erkundigt — ja — richtig — Marie Höfner — so hieß das arme Mädchen, das über den Verlust des prinzlichen Sohnes den Tod suchte. — Ja — eine kuriose Geschichte — der Prinz liebte dieses Mädchen mit einer edlen Schwärmerei.“ —

„Dieser Weg gefällt mir besser als die Idee, die wir früher hatten — als sollte ich mit Großmuth der Pfleger des Kindes sein — um dadurch den prinzlichen Moralisten zu beschämen“ — flüsterte der Graf. — — „Ich bin begierig, zu erfahren, wo das Kind gesteckt hat, wer es so lange aufbewahrte — — der Schwarzmeier hat gegen

meinen Kutscher nichts darüber geäußert — das Kind selbst soll so befangen sein, daß es auf alle Fragen nur laut geweint hat — — wir wissen doch nun mit Bestimmtheit, daß das Kind nicht gestorben ist, wie Sie früher meinten.“ —

„Und doch bleibt es mir unbegreiflich, daß keine Nachschussgelder verlangt sind“ — erwiderte der Kammerherr — — „wer sollte in jetzigen Zeiten ein fremdes Kind aufnehmen wollen ohne Entschädigung? — Gewiss kein vernünftiger Mensch.“ —

„Gewiss nicht!“ — betheuerte der Graf. —

Beide Herren schritten in das unscheinbare Haus, in dessen oberer Etage sich die bescheidene Wohnung des Kutschers befand.

Wasmus trat ihnen schon an der Treppe entgegen, da er bei jedem Oeffnen der Hausthür im Laufe des Tages den Besuch des Grafen erwartet hatte. —

„Das Kind“ — flüsterte der Graf kurz und eilig. —

„Vor einer halben Stunde ist es eingeschlafen, gnädiger Herr“ — antwortete der Kutscher — „soll ich den Knaben aufwecken?“ —

„Nein — hat er nicht angegeben, woher er kommt, bei wem er früher gewesen ist?“ — fragte der Graf. —

„Auf alle meine Fragen hat der Junge geweint“ — erwiderte der Kutscher — „er hat auch nur einmal ge-

gessen und wenn ich recht verstanden habe, so rief er, daß er nach seinem Schlosse zurück wolle, wenn dort auch jetzt ein böser Mann wäre." —

„Wunderbar!" — sagte der Graf und sah dabei den, im Halbdunkel des Lichtes sich aufhaltenden Kammerherrn an, welcher auf diesen Blick ein flüchtiges Achselzucken erwiderte. —

Diese Unterhaltung hatte noch an der Treppe Statt gefunden. Wasmus lud zum Eintreten in seine kleine Stube ein und die beiden Herren schritten über die Thürschwelle.

„Er liegt dort auf dem Bette meines Jungen" — sagte der Kutscher, als er die Kammerthür öffnete und das Licht auf den Tisch stellte, welcher dem bezeichneten Bette am Nächsten stand. — „Er hat sich gerade mit dem Gesichte an die Wand gelegt und die Arme über die Stirn geschlagen" — flüsterte der Kutscher — „lieber Gott! wie wunderlieblich schläft das Kind — es thut Einem wahrhaftig Leid, diesen schlafenden Engel aufzuwecken." —

„Er soll schlafen bleiben" — befahl der Graf. — In demselben Augenblicke schlüpfte der Kammerherr an das Bett, zog den Schlitz des feinen, mit Spitzen garnirten Hemdchens auf dem Rücken auseinander und sah prüfend zwischen die weißen Schulterblätter des Kindes. — Auf

eine Stelle der Haut hielt er den Finger — nickte dem herantretenden und sich über das Bett biegenden Grafen zu — dieser verzog sein Gesicht zu einem flüchtigen, boshaften Lächeln, nickte gleichfalls dem Kammerherrn zu und als dieser gleichzeitig das Hemdchen über die Kinderschultern zurückzog und das Oberbettchen darüber deckte, warfen sich beide Herren nochmals einen stillen, bestätigenden Blick zu und schritten dann in das Stübchen zurück. —

„Morgenfrüh" — sagte der Kammerherr zum Kutscher — „wenn Ihnen der Herr Graf ein Briefchen geschickt hat, dann bringen Sie das Kind mit dem Briefe still und ohne Aufsehen in den königlichen Park — um zehn Uhr — Sie entfernen sich dann rasch wieder." —

„Ja — das befehle ich Dir — Wasmus" — setzte der Graf hinzu. —

„Also das Kind lasse ich da?" — fragte der Kutscher.

„Das wird in Empfang genommen werden" — antwortete der Graf schnell und eilte ungeduldig nach der Thür. — Beide Herren schlichen vorsichtig die Treppe hinab aus dem Hause.

Auf der Straße sagte der Graf: „Es trifft genau ein mit dem Zeichen." —

„Auf das Pünktchen" — gab der Kammerherr zur Antwort — „es ist ohne allen Zweifel das Kind des Prinzen und, so weit ich das Gesicht erkennen konnte, da

die Aermchen darüber lagen, so sieht es seiner Mutter, der Marie Höfner, frappant ähnlich — ich gratulire Ihnen, lieber Graf, zu der Rache, die Sie an der moralischen Pedanterie des Prinzen nehmen." —

„Er darf aber niemals erfahren, daß ich die Hand im Spiele habe" — sagte der Graf. — „Ich werde Morgen in der Audienzstunde des Prinzen zugegen sein, wenn das Kind mit dem Briefe ankommt — ha! ha! ein neuer Caspar Hauser — ganz vortrefflich — ich muss das Benehmen des Prinzen sehen, wenn er den Schandfleck seiner eigenen Jugend vor sich erblickt." —

„Sie sind um die Revange zu beneiden" — meinte der Kammerherr. — „Wie konnte auch der Prinz Leopold sich so weit in der Etikette vergessen, Sie, lieber Graf, über Ihre Liebes- und Maitressenangelegenheiten zur Rede zu stellen, Ihnen den Luxus Ihrer Venus in der Theaterloge vorzuwerfen! Was sollte aus der Aristocratie des Hofes werden, wenn solche Eingriffe in ihre Rechte Statt finden dürften, ohne daß sie bestraft würden! — Sehen Sie nun wol, wie klug es ist, die prinzliche Erziehung gleich so anzulegen, daß der spätere, launige Herr sich vor seiner eigenen Erinnerung geniren muss, wenn er die Freiheit des Hofadels beschulmeistern möchte?" —

„Ja — ja — es ist ein nothwendiges Uebel für unsere eigene Freiheit des Standes" — erwiderte der Graf.

— „Ich werde morgen einen großen Triumph feiern — ich werde den Blick in das Gesicht des Prinzen kaum erwarten können, wenn er seinen Sohn findet — ich werde ihn bitten, das Kind aufzunehmen und an ihm eine Sühne der Gerechtigkeit für ein gebrochenes Mutterherz auszuüben — so bin ich, ihm gegenüber, der Sittenrichter.“ —

„Wo nur das Kind gesteckt haben mag“ — sagte der Kammerherr nachdenkend. — „Der Commerzienrath Balke, welcher als Bankier des Prinzen in das Geheimniss eingeweihet werden musste, sagte doch, das Kind sei gestorben — in dem Kirchenbuche der Johanneskirche muss es eingetragen sein — am Ende hat der Glockenläuter ein stilles Geschäft gemacht — denn es ist gar keinem Zweifel unterworfen — das Kind des Prinzen ist jetzt in der Wohnung des Kutschers. — Nun — das Kind wird jedenfalls morgen ausgefragt werden — es wird vielleicht Namen und Oerter zu bezeichnen suchen — merken Sie sich genau Alles — im Falle wir durch stille Vermittelung diejenigen Personen schützen müssten, welche durch eine unschuldige Privatintrigue unseren Zwecken das Kind aufbewahrt haben.“

„Es wird nicht viel zu erzählen wissen“ — meinte der Graf. — „Aber werden Sie, lieber Schönwangen, nicht morgen zugegen sein wollen?“ —

„Hoffentlich — wenn mir irgend Zeit bleibt — Sie

wissen ja — lieber Graf — ich habe zur Stärkung bei der Abneigung, welche mir der Prinz zu erkennen giebt, auch eine kleine Genugthuung von Nöthen." —

Die beiden vornehmen Herren, mit ihren niederen Gedanken der Rache, trennten sich als innige Freunde. —

Dreißigstes Capitel.

Der andere Morgen war gekommen. —

Mit ihm wurden verschiedene Personen auf das Höchste beunruhigt. —

Ganz früh erhielt Leda von Dönhoff unerwartet einen Brief von der Hand ihres geliebten Ludwig Warner. — Der Brief war mehrfach couvertirt und man konnte einen fremden Körper durch das Papier fühlen. — Der Briefträger erklärte, daß der Brief schon gestern Abend in dem Postkasten nahe am Thore des Buchwaldes gefunden worden sei. —

Als Leda, nach der eiligsten Abfertigung des Briefträgers, mit großer Bestürzung das Siegel erbrach — denn sie erkannte die Handschrift schon von ferne — überflog

das Roth der Freude und Ueberraschung ihre Wangen. — — Es war die erste Nachricht vom Geliebten, nach dem furchtbaren Morgen, wo sie ihn todt zu finden geglaubt und sich irrthümlich über den schwererkrankten Lunsen gestürzt hatte.

Ein in Papier gewickelter, schwerer Gegenstand fiel aus dem gefalteten Briefe heraus auf den Tisch, vor welchem Leda stand. — Sie achtete nicht eher darauf, bis sie die eiligen Schriftzüge des Arztes entziffert hatte, was ihr aber ohne Mühe gelang. Der Arzt schrieb:

„„Die Vorsehung hat uns wunderbar gerettet — — theuere Leda! — Ich habe der Arzt eines Mannes werden müssen, der mein Leben tödten, der unsere Liebe furchtbar zerreißen wollte. Ich fühle mich beruhigt bei dem Gedanken, daß ich, als sein Arzt, hoffentlich sein Lebensretter werden kann — — obgleich die Krankheit bei ihm einen furchtbaren Grad erreicht hat. Gott erhalte auch Dich — denn bald — bald wird die schlimme Zeit der Seuche vorüber sein — schon deuten die Zeichen des Himmels darauf hin, daß sich in nächster Zeit ein Gewitter entwickeln wird — und nach der Erfahrung soll diese electrische Reinigung der Luft auch das verheerende Contagium zerstören können. Gott möge recht bald mit diesem Gewitter das Böse, das uns bedrohet, vertilgen. — — — Nun habe ich noch einen Auftrag für Dich, meine theuere

Leda — Du wirst ihn gewiss gern ausrichten; wenn ich Dir die näheren Umstände mittheile. — Der Lieutenant von Lunsen liegt in schweren Phantasien — — er spricht Dinge, die ich kaum wiederholen mag, da sie, obgleich von einem Fieberwahne eingegeben, doch mein Gemüth erschüttern. Vielleicht redet der Fiebertraum die Wahrheit — — daß er von Fräulein von Stignitz aufgereizt worden sei, mich zu erschießen, weil — ich seine und ihre Abkunft wisse — Leda! es wäre entsetzlich, wenn die Bosheit einer emporgekommenen Sängerin bis zu solchem Verbrechen ihre Zuflucht nehmen könnte. — Doch — die Vorsehung wacht. — — Ich habe, um den Zustand des Lieutenants durch nichts aufzuregen, sorgfältig verhindert, daß die Stignitz die Krankheit und den Aufenthalt ihres Vetters erfahre — ich muss auch ferner Alles thun, um den gereizten Seelenzustand des Fiebernden zu beruhigen. — Der Lieutenant trug einen Ring am Finger — so oft er ihn in seinen Phantasien erblickte oder fühlte, brach er in größere Unruhe aus und forderte von mir, von den dienstthuenden, barmherzigen Schwestern und dem übrigen Lazarethpersonale, daß dieser Ring sogleich an die fremde Tänzerin St. Brice — welche in der Residenz gegenwärtig zu Vorstellungen anwesend sein soll, abgegeben werde. — Um diese Phantasie, welche den Kranken auf bedenkliche Weise erschöpft, zu beruhigen, habe ich heute Abend

diesen Ring vor den Augen des Fiebernden eingesiegelt und versprochen, denselben sogleich abzuschicken. — Ich schicke ihn nun an Dich, theuere Leda — vielleicht gehört dieser Ring der Tänzerin — und ich weiß dann meinen Kranken ruhig. —

Schreibe mir bald einige Nachricht von Deinem Befinden und von meinem Bruder — ist es denn wahr, daß er von der Balke-Rabe'schen Parthei beim Consistorium verklagt ist? — Ich kann mir diese empörende Handlung nicht denken und doch — schrieb es mir heute früh ein Freund; — kläre mich darüber auf — ich weiß — Adolph würde mir doch darüber nur lakonisch antworten, da er seine Feinde für zu unbedeutend hält. O! diese Pharisäer! —

In geschäftiger Eile Dein Ludwig."" —

Leda nahm nicht ohne Erstaunen das Päckchen auf, welches aus dem Briefe bei dessen Entfalten auf den Tisch gefallen war, und wickelte das Papier los. — Ein einfacher, goldener, von längerem Liegen oder auch durch den Schweiß des Kranken geschwärzter Ring kam zum Vorschein — mit einer gewissen Scheu betrachtete Leda den darauf gravirten Namen: „Leoni." —

Sie faßte augenblicklich den Entschluß, diesen Ring selbst in die Hände der Tänzerin zu bringen, da sich die Umstände dieses Auftrages besser mündlich darstellen ließen.

— Eine erste Frage Leda's war die nach dem Aufenthaltsorte der Tänzerin. Sie glaubte darüber die sicherste Auskunft im Theatergebäude zu erhalten und während sie sich ankleidete, hatte sie bereits nach einer Droschke geschickt. — In einer halben Stunde war sie unterwegs. — Nicht ohne Ueberraschung wurde sie von dem Hausverwalter des Theaters gewahr, daß die fremde Tänzerin St. Brice seit zwei Tagen in dieselbe Wohnung gezogen sei, welche Leda einst im Morgenroth'schen Hause bewohnt hatte. — Nur mit einer inneren Ueberwindung ließ sich Leda nach dem Theile der Promenade fahren, wo das Haus des Lieutenants Morgenroth stand. — Schon bei dem Halten der Droschke, reckte Frau Isabelle Morgenroth ihren Hals nach dem Fenster und ihr Gesicht, von den Schnauzen der beiden, auf der Fensterbank sitzenden Hunde beschnuppert, lugte mit großer Neugierde nach dem Wagen der Aussteigenden. —

Ohne seitwärts zu blicken, war Leda, mit der Ortlichkeit genau vertrauet, rasch durch den Garten, in das Haus und die Treppe hinauf geeilt und hatte bereits auf ihr rasches Anklopfen den französischen Entréeruf der Tänzerin vernommen, als unten im Hause die Lieutenantin hörbar wurde — und als Leda im Zimmer der Tänzerin eben ihre Anrede begann, hörte sie, wie draußen der Kleiderschrank geöffnet wurde, der ihr noch aus früherer Zeit

als der Beschützer der Morgenroth'schen Horcherei bekannt war. —

Die französische Tänzerin war gerade mit ihrer Toilette beschäftigt und schien durch das Eintreten der fremden Dame nicht im Mindesten genirt zu werden, in der Ausschmückung ihres Haares fortzufahren. — Auf Leda's absichtlich französische Anrede antwortete sie im geläufigen Deutsch und es entstand nun eine deutsche, lebhafte Unterhaltung. —

„Ich komme im Auftrage eines Arztes" — sagte Leda — „ein erkrankter Offizier trug einen Ring am Finger, dessen Besitz ihn in seinen Fieberanfällen sehr beunruhigt und dessen Anblick ihm den Ruf abgenöthigt hat, daß man Ihnen, Demoiselle St. Briçe — diesen Ring zurückgeben möge — — der Arzt glaubte durch Gewährung dieses Wunsches den fiebernden Offizier zu beruhigen und da bin ich denn gekommen, Ihnen den Ring einzuhändigen." — —

„Einen Ring?" wiederholte die Tänzerin sinnend — „glaube ich doch, daß der Offizier ganz und gar im Fieber gesprochen hat — hm" — setzte sie schnippisch hinzu — „eine seltsame Liebeserklärung." —

Sie nahm den Ring mit spöttischer, verächtlicher Miene — blickte auf die eingravirten Schriftzüge und schien plötzlich zu erschrecken — es flammte aber ebenso schnell ein

Feuer der leidenschaftlichsten Freude und Ueberraschung aus ihrem Gesichte und aus der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen — „O! mein Gott!" rief sie laut — „Leoni — meine Schwester — wo ist sie — führen Sie mich zu ihr, daß ich sie umarme, daß ich sie küsse — o! meine Schwester!" —

„Ich bin betroffen über die Bedeutung des Ringes" — versetzte Leda von Dönhoff — „mir war dieses Verhältniß ganz unbekannt und auch der Arzt hat hiervon keine Ahnung — wie gesagt ein Offizier . . ."

„Wie heißt der Offizier? — O! ich habe meine Schwester unaussprechlich lieb — ich habe sie in Brüssel vor Jahren zuletzt gesehen — sollte sie einen Offizier geheirathet haben — — o! welch' ein Glück." — — So rief die Tänzerin, vor Freude und Ueberraschung weinend. —

„Der Offizier, welcher diesen Ring besaß, heißt von Lunsen" — sagte Leda arglos. —

„Lunsen? — ein Sohn meiner verstorbenen Schwester o! er ist hier? — er ist Offizier? — ist krank?" — rief die Tänzerin in Leidenschaft. — „Wo ist er — wo? — Ich muß sogleich zu ihm eilen — muß ihn sehen — ach! Fräulein — ich habe es schmerzlich empfunden, ganz allein in der Welt zu stehen — alle Verwandten

verloren zu haben, ohne zu wissen, ob sie leben oder todt sind.“ —

Mit natürlichem Mitgefühle betrachtete Leda die aufgeregte, hübsche Tänzerin, welche ihre Gefühle mit einem gewissen theatralischen Effecte offenbarte, und sagte zu ihr beruhigend: „Den Offizier können Sie nicht sprechen — er ist von der herrschenden, ansteckenden Seuche befallen — aber er hat noch eine Verwandtin — eine Tante — ein Fräulein von Stignitz . . .“

Die leidenschaftliche Tänzerin rang die Hände, küßte den Ring und jammerte: „Ich soll ihn nicht sehen? — Er ist von der Seuche angesteckt? — O Gott! erhalte mir den einzigen Verwandten, das Kind meiner theueren Schwester.“ —

„Ich würde Ihnen den Rath ertheilen, das Fräulein von Stignitz aufzusuchen“ — sagte Leda.

„Wer ist diese? — Sie wäre eine Tante des Lieutenants von Lunsen? — O! — doch — sollte es möglich sein? — sollte meine andere Schwester noch leben? — Aber man sagte mir doch, daß sie nach ihrem plötzlichen Verschwinden aus Brüssel verschollen sei — niemals hörte ich den Namen Hardine Leoni wieder.“ —

Mit eigener, großer Ueberraschung und in dem Mitgefühle, welches die ungeheuchelte Schwesterliebe der Tänzerin in Leda's Herzen hervorgerufen hatte, sagte sie: „In der

That — Demoiselle — das Fräulein von Stignitz heißt Hardine — aber — da sie unverheirathet ist — wie würde sie zu dem Adelnamen einer von Stignitz gekommen sein?" —

„Sie ist schön" — fiel die Tänzerin eifrig ein — „ach — Hardine war von uns drei Schwestern die leichtsinnigste, die liebenswürdigste — die kokette ste — ich kann mir nicht helfen — ich fühle eine Befriedigung meiner Aufregung darin, Ihnen Alles zu erzählen — es ist der Charakter eines jungen Mädchens oft weniger als das zufällige Lebensverhältniß daran Schuld, wenn es eine vagabundirende Rolle in der Welt spielen muß — sehen Sie — meine Dame — — diese Rolle haben die drei Schwestern Leoni übernehmen müssen. — Lassen Sie mich ausreden, es thut meinem lebhaften Herzen wohl — o! ich weiß ja vor Aufregung und Freude darüber, daß ich eine meiner Schwestern wiedersehen dürfte, nicht, wo ich beginnen soll — doch — meine Dame — lassen Sie mich erzählen, daß unsere Mutter eine Sängerin war, daß wir drei Töchter noch klein und hülflos waren, als der Vater, ein Schauspieler, mit einer italienischen Sängerin verschwand — die Bühne war die Welt, die ganze Zukunft der drei unglücklichen Kinder. — Meine älteste Schwester tanzte, so wie ich — sie hatte interessante, galante Verbindungen — sie gebar einen Sohn — da ließ

sie sich später einem ehemaligen Lieutenant, dem Steuercontroleur von Lunsen, auf dessen Sterbelager zum Gatten antrauen — der Mann starb bald — auch meine älteste Schwester starb — das Kind hatte den Namen von Lunsen erhalten — ich hörte bis heute nie wieder eine Nachricht von ihm — denn ich, als die jüngste Schwester, wurde einer reisenden Tänzergesellschaft beigegeben und musste diese nach Oesterreich und Ungarn begleiten. Meine zweite Schwester, Hardine, war Sängerin geworden — aber schöner noch als ihre Stimme war ihr Gesicht — lieblicher noch als ihr Gesang war ihr zärtliches Wort — — sie hatte immer vornehme Bekanntschaften und als ich einmal nach Brüssel kam, um zu tanzen, da fand ich Hardine dort als Sängerin — als Geliebte eines Barons — o! meine Dame — ich sah sie seit Brüssel nicht wieder — der Baron starb bei ihr — böse Menschen beneideten sie — sie soll damals nach Paris, dann nach Italien geflohen sein. — Ich erhielt einen Ruf als Tänzerin — ich tanzte in Paris — dort erfuhr ich, daß meine Schwester mit einem Baron, dessen Namen ich vergessen habe — mit einem sächsischen Baron — vielleicht war es ein Herr von Stignitz — nach Italien gereist sei — o! wenn ich sie wieder sehen sollte — meine einzige Schwester — meine Hardine — o! es wäre das schönste Glück meines Lebens.“ —

Die lebhafte Tänzerin küsste den Ring mit leidenschaftlicher Beweglichkeit und ihre freudestrahlenden Augen glänzten abwechselnd in unwillkürlich aufperlenden Thränen. —

„Da Ihr Familienname Leoni ist, und Sie sich jetzt St. Brice nennen — so wird es auch Ihrer Schwester schwer geworden sein, Sie in der Welt wieder zu finden" — bemerkte Leda.

„Ja — ja — führt doch meine Schwester auch einen anderen Namen" — antwortete die lebhafte Tänzerin. — „Ich hatte in Frankreich eine Liaison — ein junger Graf St. Brice liebte mich — er fiel als Offizier in Algerien — aus Liebe nahm ich seinen Namen an — mein Geliebter lebt in meinem Künstlerinnamen fort — o! ich bin ganz aufgeregt — dieser Ring — o! wenn meine Schwester ihn mir geschickt hätte." —

Leda musste sich im Stillen eingestehen, daß zwischen der Tänzerin und der Maitresse des Grafen von Dreieichen eine auffallende Gesichtsähnlichkeit walte und mit um so größerer Zuversicht konnte sie der feurigen, exaltirten Tänzerin empfehlen, das Fräulein von Stignitz aufzusuchen — Leda sagte ihr dieses und stand auf, um sich zu verabschieden. —

Bei dem Geräusche des Aufstehens und dem ersten Worte, das die Beendigung des Gespräches andeutete, hörte

man draußen auf dem Vorplatze die Thür des Kleiderschrankes schließen und Jemand eilig die Treppe hinabschleichen. —

Leda — von der Ueberraschung, die ihr das Geständniß der Tänzerin verursacht hatte, und von stillen anderen Gedanken, die das eben Gehörte mit den früheren Aeußerungen des Arztes verknüpften — selbst aufgeregt und in diese eigenen Gefühle versunken, übersah ganz, daß sie bei ihrem Fortgehen aus dem Hause von frohlockenden Blicken der Lieutenantin Morgenroth verfolgt wurde und daß auch der neugierige Lieutenant sein grinsendes Gesicht durch die Fensterjalousie steckte und dann mit selbstgenügsamem Wohlgefallen wieder zurückzog. — Die Lieutenantin hatte absichtlich den Kleiderschrank auf dem Vorplatze oben benutzt, um zu horchen — und es war ihr auch kein Wort der Unterredung im Zimmer entgangen.

„Christian" — sagte die triumphirende Frau — „jetzt haben wir es heraus — habe ich nicht immer gesagt, daß hinter der Stignitz nichts steckt? — Hi! hi! — eine vagabundirende, liederliche Sängerin ist sie — o! und darauf thut sich der Pastor Warner was zu Gute — diese Landstreicherin hat es durchgesetzt, daß er Pastor an der ehrbaren St. Johanneskirche geworden ist — ich will nur gleich zu der Pastorin Rabe gehen und ihr das ganze Geheimniß erzählen — denn da seit einigen Tagen der

Pastor Warner beim Consistorium wegen freier, gefährlicher Predigten und dergleichen belangt ist, so kann diese Geschichte mit der Stignitz, vor deren Einfluss auf den hochnasigen Grafen sich immer noch der Kirchenrath heimlich fürchten soll — einen Ausschlag geben — lieber Gott — ich habe es doch immer gesagt — wer den Pastor Warner empfehlen kann, ist selbst nicht weit her.“ —

„Und ich will die Geschichte heute im Rosengarten erzählen, wo die Offiziere hinkommen‘ — sagte Morgenroth; — „die werden Augen machen über Lunsen's Adel — pfui — eine liederliche Tänzerin — die sich noch trauen lässt mit einem sterbenden Steueraufseher — um für den lange vorher geborenen Jungen einen adeligen Namen zu kriegen — o! der stolze Husarenlieutenant mag mit seinem Adel nur einpacken — — wenn Einer sagt: Guten Morgen, Herr Morgenroth — schlicht weg — das ist mir lieber als so ein Herr v o n Anderswoher.“

„O!“ — kicherte die Frau — „wenn dieser Lunsen wirklich das Fräulein von Dönhoff zur Braut genommen hätte — dieses stolze, zimperliche Fräulein — das wäre eine Blamage geworden — die hätte ich ihr gegönnt, allein schon für das Ausziehen aus unserem Hause — sechs Groschen wollte ich darum geben, wenn der Doctor Warner auch dabei in den Dreck gefallen wäre.“ —

„Höre — liebe Isabelle“ — sagte Morgenroth mit

ungewöhnlicher Kühnheit — „Du kannst mir heute sechs Groschen Taschengeld geben, damit ich im Rosengarten auf mehre Stunden was zu verzehren habe — dort kommen alle Stunde andere Leute — die müssen die Geschichte erfahren — nun ist's um den Pastor Warner auch geschehen — das will ich als Kirchenrepräsentant dreist aussprechen.“ —

„Das Geld sollst Du haben — aber sprich dann nur schlank von der Leber weg — ach! lieber Gott! was ist doch ein gutes Gewissen werth! — Wie nur die Stignitz — die aller Welt vorspiegelt, daß sie selbst eine vornehme Baronin sei — eine ruhige Stunde haben kann — und nun der Procurator Klipphausen, — die rechte Hand der Stignitz — hi! hi! hi! — wie wird sich der wundern — wenn er das erfährt!“ —

Die Lieutenantin hatte unterdessen Tuch und Hut angelegt, um schnell einen Besuch bei der Pastorin Rabe zu machen und sie dachte gerade noch, beim letzten, koketten Blicke in den Spiegel, darüber nach, welche Freundinnen sie vor Mittag wol noch aufsuchen könne, als die Tänzerin, im glänzendsten Kostüme einer pariser Modedame, die Treppe herabschwebte und aus der Hausthür eilen wollte. — — Die Lieutenantin hatte aber mit einem listigen Gesichtsausdruck die Stubenthür geöffnet und war der Tänzerin in den Weg getreten.

„Ei — Mademoiselle — schon so früh in die Stadt?“ — rief sie ungewöhnlich freundlich.

Die Tänzerin blickte mit strahlender Glückseligkeit die Lieutenantin an und in der, ihrem Naturell eigenen Lebhaftigkeit und beweglichen Unruhe, erwiderte sie: „Ach! — meine liebe Frau — — ich habe eine überraschende Botschaft erhalten — meine Schwester werde ich wiedersehen — sagen Sie mir — wo finde ich das Fräulein von Stignitz?“ —

„Ihre Schwester? — O! das muss Ihnen viel Vergnügen machen — die haben Sie gewiss lange nicht gesehen — nun — die ist wol auch eine berühmte Künstlerin?“ —

„Ist die Wohnung des Fräulein von Stignitz Ihnen bekannt?“ — fragte die St. Brice lebhafter. —

„Ist diese vornehme Dame Ihre Schwester? — Nun — dann gratulire ich von ganzem Herzen“ — rief die Lieutenantin und schlug in die Hände. — „Da werden Sie Ihre Schwester in vornehmem Stande wiederfinden — dann stammen Sie auch aus einer altadligen Familie ab?“ —

Die Tänzerin war viel zu zerstreuet und aufgeregt, um diese Frage gehört zu haben. Noch ehe diese Frage beendet gewesen war, hatte sie bereits abermals die Worte wiederholt: „Ist die Wohnung Ihnen bekannt?“ —

Lieutenant Morgenroth hatte den Kopf aus der Spalte der zum Horchen still geöffneten Stubenthür gesteckt und rief in seinem Eifer: „Gehen Sie nur die Promenade hinunter, bis Sie an die schöne italienische Villa gelangen, wo vom Balkon eine Epheulaube bis auf die Hausthür herabhängt — da kommen Sie ganz recht.“ —

Die Lieutenantin schlug einen so entsetzlichen Blick nach der Stubenthür, daß Morgenroth erschrocken seinen Kopf zurück zog — die Tänzerin aber lispelte einen eiligen Dank und wollte davon schweben, als die Lieutenantin mit breiter, zudringlicher Freundlichkeit ihr nachrief: „Wenn Sie dort nicht recht kommen, so nehmen Sie eine Droschke und lassen sich gleich zum Grafen von Dreieichen fahren — dort finden Sie, was Sie suchen.“ —

„Merci! — Merci!“ — hauchte entzückt die Tänzerin und hüpfte aus dem Hause. —

Mit zorniger Miene fuhr die Lieutenantin in die Stube, wo ihr Mann mit scheuen Seitenblicken sich aus Verlegenheit mit dem Nachtigallkäfig beschäftigte.

„Du wirst in Deinem Leben nicht klug“ — schalt die Frau im Verdruss — „da raisonnirst Du mit in mein Gespräch, wo ich die Person erst gehörig aushorchen wollte — — ach! — was sind die Männer für schlechte Diplomaten!“ —

Morgenroth antwortete nicht und ließ Alles geduldig

und zwar recht diplomatisch an sich vorübergehen, da er mit stiller Revange an die verheißenen sechs Groschen für die Zeche im Rosengarten dachte. —

Die Lieutenantin sah nach der Uhr und eilte rasch aus dem Hause, um bis Mittag noch recht vielen Frauen die Geschichte von der Stigniß erzählen zu können. —

. . . .

An demselben Morgen hatte der Glockenläuter Schwarzmeier das geraubte und verheimlichte Kind beim Kutscher Wasmus aufgesucht und, sich stellend, als ob er der Entführer nicht sei, sondern das Kind nur ganz zufällig kennen gelernt habe, auf freundliche Weise auszufragen versucht, was das Kind über seine Vergangenheit wisse — Schwarzmeier hatte nämlich gegen Wasmus die Besorgniß ausgesprochen, daß die Entwendung des Kindes eine Nachfrage des Gerichtes nach sich ziehen könne, da er eben auf Umwegen erfahren habe, daß der Mensch, der bei dem Raube in das Wasser gefallen sei, wirklich ertrunken wäre. —

Auf die nochmalige Nachfrage des Kutschers, wo das Kind denn geraubt worden sei — antwortete Schwarzmeier nicht — da die Besorgniß vor dem gerichtlichen Nachspüren der Todesursache eines gewaltsam in das Wasser Geschleuderten — doch muthlos zu machen anfing und

den Glockenläuter ängstlich antrieb, durch scheinbar unschuldige Fragen nach den früheren Verhältnissen des Kindes, auszuforschen, wer wol der Ertrunkene gewesen sein konnte. — Aber auf alle Anfragen, die Schwarzmeier an das Kind richtete, während Wasmus sich draußen auf dem Vorplatze beschäftigte — erhielt er keine Antwort und nur ein heftiges Weinen konnte der liebliche, eingeschüchterte Knabe herausbringen. —

Als Wasmus in das Zimmer zurücktrat, flüsterte ihm Schwarzmeier zu: „Der Junge fürchtet sich vor unsern Bärten — oder er ist stumm — nun desto besser — sagt nur keinem Menschen, daß ich dem Grafen den Dienst geleistet habe — auch Eurem Grafen redet es kräftig zu, daß er mich nicht kennt — denn daß der Kerl, dem ich auf dem Kahne einen Stoß gab, ertrunken ist — — das verdirbt die Freude an dem Gelde — wegen der gerichtlichen Nachforschung. — Ich leugne Alles — ich weiß nichts — also still.“ —

Wasmus erklärte, daß sein Herr genug Einfluß habe, alle üblen Folgen niederzudrücken und daß überhaupt gar nichts darauf erfolgen könnte. — Nicht ohne Unruhe entfernte sich Schwarzmeier, um seine Besorgnisse in der Lampe zu vertrinken und um zugleich den dortigen Zechbrüdern zu erzählen, daß er an der schlimmen Krankheit seit mehren Tagen im Bette gelegen hätte. — Diese Lüge sollte

seine mehrtägige Abwesenheit in den Kreisen seiner Bekannten erklären. —

Wasmus sah sehr unruhig nach der Uhr — — das Kind war angekleidet und stand weinend vor einem Stuhle. — Furcht und Schreck hatten die lieblichen Züge des sechsjährigen Knaben gebleicht und seine zarten Glieder in ein krampfhaftes Zittern gebracht. — Als es endlich neun Uhr geschlagen hatte, zog Wasmus aus seinem Rocke ein zusammengefaltetes Papier, mit einer Oblate verschlossen, hervor — betrachtete es von allen Seiten — die Adresse des Prinzen stand zwar undeutlich darauf geschrieben, aber es war nicht möglich, im Inneren des Papiers eine Zeile zu erkennen. — Der Kutscher hatte dieses verschlossene Billet am frühen Morgen, als er zum Pferdeputzen in den Stall des Herrn gekommen war, von dem Grafen selbst, mit der Weisung erhalten, dasselbe dem Knaben in die Hand zu geben, wenn er im Schlossgarten ein Zeichen dazu erhalten haben würde. —

Um halb zehn Uhr sollte der Kutscher das Kind in den Park gebracht haben. Er steckte daher das Papier sorgfältig in die Rocktasche, nahm den Knaben auf den Arm und sagte: „Nun will ich Dich wieder nach Deinem Hause bringen — sage mir, liebes Kind — wie heißt Du denn?“ —

Der Knabe weinte von Neuem auf und schien vor dem

Kutscher eine große Furcht zu haben. — — Erst als das laute Weinen in ein krampfhaftes Schluchzen überging, wagte Wasmus sich mit dem Knaben auf die Straße. —

Ein warmer Sonnenstrahl glänzte auf der Orangen-Allee des königlichen Parkes. — Als Wasmus dort angekommen war, setzte er sich auf eine Bank, die ihm unter einer schattenreichen, versteckten Baumgruppe bezeichnet worden war und erwartete hier, indem er sich Mühe gab, das Kind zu beruhigen und ihm Blumen und Steine zu bringen — die weitere Anweisung. —

. . . .

Es war halb zehn Uhr. —

Prinz Leopold hatte an diesem Morgen seine Sprechstunde für Jedermann. Der strenge, aber leutselige Prinz wurde in solchen Stunden sehr oft von Bittstellern heimgesucht und es war bekannt, daß unverschuldete Armuth, gekränkte Sittlichkeit und gefährdete Ehre immer einen männlichen Schutz an ihm fanden. — Auch an diesem Morgen warteten mehre Hülfsbedürftige im Schlosse auf das Zeichen, daß der Prinz im Audienzzimmer eingetroffen sei. — In solcher Stunde pflegten sich dann hohe Hofbeamte und Adlige, welche mit dem Prinzen in näherer Beziehung standen, in einem Nebenzimmer zu versammeln und, nach beendeter Audienz der Bittsteller aus der Stadt,

des Prinzen Befehle oder Einladungen zu erwarten — da derselbe gewöhnlich in dieses Nebenlokal einzutreten und sich zu unterhalten pflegte. —

In diesem Lokale befanden sich neben einigen Kammerjunkern, Hofstallmeistern und Adjutanten, auch Graf Dreieichen und der Kammerherr von Schönwangen. — Beide waren in eine tiefe Fensternische, beinahe ganz von den schweren, seidenen Gardinen bedeckt, getreten und merkten bei ihrer geheimen, eifrigen Unterhaltung gar nicht, wie die anderen Cavaliere sich darüber wunderten, daß der Graf sich hier einmal sehen lasse, zumal die strenge Anrede des Prinzen über das öffentliche Treiben der gräflichen Maitresse schnell in den aristocratischen Kreisen bekannt geworden und vielfach besprochen war. — Die Hofcavaliere vermutheten, daß eine Verständigung zwischen dem Prinzen und dem Grafen stattgefunden habe, zumal einige Adjutanten flüsternd erzählten, daß die schöne Hardine von Stignitz seit einiger Zeit nicht mehr in der Theaterloge des Grafen erschienen sei und überhaupt seit mehren Tagen nicht auf der Promenade in dem gräflichen Prachtwagen sich gezeigt habe. —

Obgleich in der tiefen Fensternische des Saales die beiden Männer eifrig und freundlich mit einander flüsterten, so herrschte doch in Jedem eine besondere Grundstimmung und, trotz des scheinbar gemeinschaftlichen Inter-

esses, eine geheime, verschiedenartige Tendenz. — Graf Dreieichen lebte in dem Gedanken der Rache am Prinzen, dem Sittenrichter gräflicher Freiheit und Gelüste — der Graf empfand gegen den Kammerherrn eine aufrichtige Dankbarkeit, weil dieser so bereitwillig das Mittel dargeboten hatte, den sittenrichterlichen Charakter des Prinzen zu beschämen und darin eine Genugthuung gekränkten Grafenstolzes zu finden — der Kammerherr dagegen hatte in dieser Mitwirkung ein stilles Nebeninteresse gehabt und war durch dieses ganz besonders geleitet und veranlasst worden, des Grafen Rache am Prinzen zu befördern. —

Es ist bekannt, daß der Prinz zu einer Zeit, als ihm durch ein anderes Mitglied des königlichen Hauses die Thronfolge streitig gemacht werden sollte, den Kammerherrn von Schönwangen zum Erzieher zugetheilt erhielt, und dieser den stillen Auftrag zu erfüllen hatte, durch systematische Entsittlichung und Entnervung den Prinzen zu jeder männlichen Reife und einer politischen Stellung unfähig zu machen. Es wurde bereits mitgetheilt, wie der Prinz zu rechter Zeit die Gefährlichkeit seines Erziehungsplanes erkannte, daß er durch die wahre, sittliche Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen (das Schönwangen eigentlich zum Verderben des Prinzen requirirt hatte) plötzlich in seinem moralischen Bewusstsein erbebte und von dem Augenblicke an, ein sittlicher, durch strenge Wahrheit des Charakters

die frühe Jugendsünde versöhnender Mann wurde, der mit festen, edlen Entschlüssen und einer tiefen Verachtung gegen den Kammerherrn und die hinter diesem agirenden Personen — unter der Vormundschaft heraustrat und nun selbstständig und willenskräftig fühlte und handelte. — Der plötzliche Tod des königlichen Verwandten, welcher, bei seinen ehrgeizigen Plänen zur Erlangung der Krone, in dem Prinzen ein wegzuräumendes Hinderniss erkannte, beraubte auch den Kammerherrn von Schönwangen seines Stützpunktes am Hofe und er musste daher, um seinen Einfluss im Schlosse nicht gänzlich zu verlieren, eine devote, gedrückte Stellung gegen den Prinzen einnehmen, die dieser ihm durch eine ungeheuchelte Verachtung noch empfindlicher machte. — Schönwangen war aber dem Könige, der indessen seiner schwächlichen Gesundheit wegen, meist im südlichen Auslande lebte, immer noch empfohlen und dieser Rückhalt hielt ihn auch noch am Hofe und gewährte ihm in denjenigen Kreisen, die den prinzlichen Hofstaat weniger durchkreuzten, einen gewissen Einfluss. — Indessen hatte Schönwangen schon längere Zeit auf die Erreichung einer einträglichen Hofcharge gehofft, die er um so eher nach der zeitweisen Rückkunft des Königs zu erhalten hoffte, als der einzige, mögliche Mitbewerber, Graf Dreieichen, einen Gesandschaftsposten in Italien angenommen hatte. Dessen plötzliche Rückkehr in die Residenz

musste den Kammerherrn besorgt machen und zwar um so mehr, als der Graf erklärt hatte, daß er den Hof nicht wieder verlassen wolle. — Von diesem Augenblicke an dachte Schönwangen darüber nach, dem Grafen eine Ungnade zuzuwenden und ihn zu einer übereilten Zurückziehung auf seine Güter zu veranlassen. —

Der Zufall kam dem Kammerherrn in diesen stillen Plänen sehr gelegen, denn als der Graf eine Intrigue gegen den Prinzen zu spielen beabsichtigte und als Privatrache ein Kind aufsuchen lassen wollte — von dessen fernerer Existenz der Kammerherr selbst nichts mehr gewusst hatte — sann er, unter freundlicher Mitwirkung an den Plänen des Grafen, heimlich darüber nach, wie er zugleich diese Privatrache des Grafen am Prinzen zum Sturze des Mannes, der zugleich ein mächtiger Concurrent bei der erhofften Hofcharge werden würde, zu benutzen hätte. — Um aber seine stille Absicht ganz zu verstecken, benahm er sich gegen den Grafen sehr gefällig und freundschaftlich, gab ihm und seiner Maitresse zu Ehren große Diners und Bälle, schmeichelte allen Wünschen des Grafen dadurch, daß er selbst die Anstellung Lunsen's, (der bald nach dem Eintreffen der Stignitz, ohne Geld und Familienempfehlung erschienen war) zum Husarenoffizier vorschlug, daß er auf ein einziges Wort der Stignitz und des Grafen sogleich alle Concurrenz bei der Besetzung der St. Johannespfarre

zu Gunsten des von der Maitresse empfohlenen Warner, niederschlug und sich gegen Balke und Rabe, welche für ihren Candidaten bei Schönwangen eine Stütze zu finden glaubten, da sie ja ein heimliches Kind in den Kirchenbüchern stehen hatten — — — — darauf berief, daß Graf Dreieichen einen zu großen Einfluss geltend gemacht habe. —

Dieses war auch der Grund, wesshalb der Kirchenrath Lucas — ein Buhler um die Gunst des Hofes — nicht wagte, gegen Warner's Anstellung einzuschreiten. —

Diese beiden Männer — Graf Dreieichen und Kammerherr von Schönwangen — standen noch in der Fenstervertiefung und flüsterten eifrig mit einander. —

Da sagte der Kammerherr plötzlich: „Schon zehn Uhr — bleiben Sie hier — ich werde unten im Parke zusehen — ob das Kind dort bereit ist. Es soll dann als gefunden — in das Schloss gebracht werden." —

Der Kammerherr war eben fortgegangen und der Graf wollte sich mit unbefangener Miene den übrigen Hofcavalieren nähern, als die seitliche Flügelthür aufsprang und Prinz Leopold hereintrat. Mit offener, freier und ungezwungener Freundlichkeit begrüßte er die Hofcavaliere und schien höchst angenehm überrascht zu sein, als er den Grafen erblickte. Leutselig und ohne Zwang reichte er ihm die Hand und sagte mit wohlwollendem Tone: „Ich

freue mich, lieber Graf, daß Sie auch mir wieder die Aufmerksamkeit schenken, die ich Ihnen hoch anrechne.“ — — Hierbei warf er dem Grafen einen zwar flüchtigen, aber stechenden Blick gerade in die Augen — dann nahm er seine milde, herzliche Miene wieder an, trat vor die übrigen Hofleute und sprach: „Man hört nichts als Klagen über Noth und Elend — es sind ja entsetzliche Zeiten — der Hunger wüthet — die ansteckende Krankheit rafft stündlich neue Opfer dahin — — und alle diese zur Verzweiflung führenden Scenen stürzen Hunderte von Menschen auf die Bahn des Lasters. — Ich wurde eben von der Erzählung zweier Mütter, deren Männer gestorben sind und deren Kinder verhungern, auf das Tiefste erschüttert.“ —

„Die Regierung hat Alles gethan, was ihre Mittel zur Erleichterung der Zeitumstände irgend erlauben“ — sagte ein Hofmann. —

„Es muss Außerordentliches geschehen“ — fuhr der Prinz fort — „alle halbe Maßregeln sind gefährlich — wie ich höre, sollen die ankommenden Getreidefuhren vom Volke gewaltsam angegriffen werden — selbst Menschenleben sollen im Kampfe um Getreide geblieben sein.“ —

„Davon weiß die Obrigkeit nichts“ — sagte ein Herr in Hofbeamten-Uniform und sah dabei einen Andern

mit starrem Blicke an. — Dieser Andere bestätigte die Aussage des Ersteren mit einiger Verlegenheit. —

„Befehlen Ew. Königliche Hoheit die Jagd?“ — — fragte der hervortretende Hofjägermeister — „Es ist Alles bereit, wie gestern befohlen.“ —

„Ich danke — meine Stimmung ist durch die vielen Nachrichten aus dem Volke und seinem Elende wirklich nicht vergnügungssüchtig geblieben“ — sagte der Prinz — und strich sich über die Stirn. —

„Ew. Hoheit würden weniger belästigt sein, wenn Höchstsie beföhlen, daß die Wochenaudienzen aufgehoben sein sollten“ — bemerkte ein junger Adjutant aus guter Familie. —

Der Prinz sah ihn finster an und sprach dann, indem er sich zu den sämmtlichen Anwesenden wandte, mit leichter Verbeugung: „Guten Morgen, meine Herren — ich hoffe Sie bei Tisch wiederzusehen.“ —

Mit giftigem Lächeln schielte Graf Dreieichen auf den Prinzen, da dieser plötzliche Abschied die Rachepläne des Grafen zu vereiteln drohte, denn es war seine Absicht gewesen, bei der Beschämung des Prinzen zugegen zu sein und sich daran zu weiden. — Der Zufall gestaltete sich aber auch hier günstig; — als der Prinz bemerkte, daß der Graf mit einem gewissen Zögern sich entfernen wollte, rief er seinen Namen, reichte ihm die Hand und sagte:

„Wir haben uns lange nicht gesehen — finden Sie Vergnügen, mit mir durch den Park zu promeniren?“ —

Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit stellte sich der Graf zur Verfügung des Prinzen und folgte ihm erwartungsvoll die Schlosstreppe hinab in die sonnigen Parkanlagen, wo alle Blumenkelche mit einander zu rivalisiren schienen, in Pracht der Farben und im duftigen Ausströmen ihrer Blumenseelen. —

Der Prinz war mit dem Grafen in die Orangenallee gekommen — als der Graf bemerkte, daß der Kammerherr hinter einer Gruppe tiefschattiger Bäume stand, auf eine andere Gruppe hinwies und dann auf Umwegen den Prinzen im Rücken wieder zu erreichen suchte. — Graf Dreieichen strebte sogleich die bezeichnete Baumgruppe in den Weg des Prinzen zu bringen, der sorglos und in Freude über die Pracht der Natur auch unwillkürlich in den Weg einlenkte, den der Graf betrat und der nach der bezeichneten Baumgruppe führte. — In demselben Momente hörte man die weinerliche, klagende Stimme eines Kindes von dort herüberschallen. — Der Graf fühlte sich plötzlich so beklommen, daß er, obgleich er vorhin eiliger als der Prinz den Weg nach der Baumgruppe verfolgte, nunmehr zögernd zurückblieb und mit ängstlicher Geberde zurücksahe, ob der Kammerherr noch nicht erscheine und ihn auf vorsichtigen Umwegen einhole. — Der Kammerherr schritt aber, viel-

leicht absichtlich langsam, noch auf einem entfernteren Wege. —

Der klagende Ton der Kindes wiederholte sich und der Prinz horchte auf. Dann schritt er rascher wie bisher auf die Baumgruppe zu. —

„Was bedeutet das?" — fragte Prinz Leopold, als er an einer Bank ein niedergesunkenes Kind bemerkte, welches das Gesicht auf die Arme gelegt und sein reichgelocktes Haar dem Eingange des Gebüsches zugekehrt hatte. In den kleinen, vorgestreckten Händchen schimmerte ein weißes, zusammengefaltetes Papier, von den Thränen des Kindes und darauf geflogenem Staube befleckt. — — Ein keckes Finkenhähnchen, welches auf der Lehne der Bank saß und mit gesträubten Kopffedern den Knaben betrachtete, flog zwitschernd in die Spitze des Baumes, als der Prinz menschenfreundlich auf das Kind zueilte und es aufzurichten suchte. — Als er in das Gesicht, in die erschrockenen, blauen Augen des Knäbchens blickte, schien ein Schreck der Ueberraschung auf die Mienen Leopolds einzuwirken, was Graf Dreieichen nicht bemerkte, da er eben nach dem zögernden immer noch entfernten Kammerherrn spähete. —

„Vielleicht ein ausgesetztes Kind" — rief der Prinz dem langsam herantretenden Grafen zu — „lieber Gott — wir sprachen vorhin von der Noth und Verzweiflung armer Leute — welch' entsetzliches Unglück — welch' zer-

reißender Schmerz muss dazu gehören, wenn ein Mutterherz sich von solchem Engel von Kinde trennen kann, wenn ein Vater diesen unschuldigen Knaben zu retten sucht, indem er ihn auf den Weg anderer, glücklicherer Menschen wirft." —

Als der zitternde Knabe an der Hand des Prinzen aufgerichtet dastand und seine ängstlichen, himmlischen Augen auf die beiden Männer richtete, schien der Graf plötzlich zu erschrecken und mit einer großen Befangenheit das Kind zu betrachten — er fasste die Hand desselben an, sah forschend, überrascht — beklommen in dessen Augen — musterte seine Gestalt, seine Kleidung und sprach mit gewaltsamer Hast: — „das Kind muss ich kennen — es betrachtet auch mich mit hülfesuchendem Blicke — es ist doch merkwürdig — — das Kind hat eine Aehnlichkeit — . . .".

Der Prinz sah den Grafen bestürzt an und sagte: „Eine Aehnlichkeit? — Wissen Sie das? — O! in diesen Kindesmienen liegt eine entsetzliche Vergangenheit meines Lebens." —

Dieser Ausruf des seltsam bewegten Prinzen schien den Grafen aus eigenen, quälenden Zweifeln zu reißen — er bemerkte mit beruhigendem Wohlgefallen, daß das Gesicht des Kindes dem Prinzen bekannt war, daß es das ächte Kind sei. — Der Prinz hatte den Brief aus

der Knabenhand genommen und mit neuer Ueberraschung seine eigene Adresse darauf entdeckt — ungestüm erbrach er das Billet — las — erbleichte — sah mit furchtbarem Schmerze in das Gesicht des Knaben — — „Gerechter Gott!" — seufzte er dann und warf sich auf die Bank, indem er beide Hände auf die Schläfen des ängstlichen Kindes legte und sich im Anblicke dieses Antlitzes schmerzlich verlor. —

Der Graf stand unruhig und beklommen daneben — auch er war in den Anblick des Kindes versunken — er konnte nicht daran zweifeln, daß der Knabe das Kind des Prinzen sei — und doch musste er sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß er das Kind genauer zu kennen glaube und er musste sich Zwang anthun, zwischen diesem prinzlichen Kinde und seinem eigenen Sohne in Dreieichen, den er seit zwei bis drei Jahren nicht gesehen hatte, eine Unähnlichkeit aufzusuchen. —

Der Prinz blickte immer noch, tief in seine Betrachtung versunken, das Kind an. — „Ach!" — seufzte er — ganz des Grafen Nähe vergessend — „Kind! — Du bist das Bild Deiner Mutter — der ich mein besseres Gefühl, meiner Jugend sittliche Rettung verdanke — Kind! — Kind! — Deine Mutter ist todt — aber Du hast ihre Augen, Du hast ihren Mund." —

In demselben Momente trat der Kammerherr in den

Raum, welchen die Baumgruppe einschloss. — Mit stillem Frohlocken sah er den Grafen an und schien durch seine fragende, ermunternde Miene seine Ueberraschung über des Grafen Beklommenheit und Unruhe ausdrücken zu wollen. Dann nahm der Kammerherr plötzlich eine unbefangene Miene an und sagte: „Ew. königliche Hoheit scheinen an diesem Bettelkinde Wohlgefallen zu finden!“ —

Der Prinz schien aufgeschreckt zu werden, als er diese Worte hörte — er sah den verstellt freundlichen Kammerherrn mit einem furchtbaren Blicke an und sprach: „Sie sagten mir einst, daß ein Kind einer auf meinem Gute verstorbenen Mutter den Tod gefunden habe — einige Tage früher, als die Unglückliche selbst — hier — hier — steht das Kind.“ — . . .

„Welche Mutter?“ — — fragte Schönwangen verstellt. —

„Sehen Sie in dieses Gesicht“ — rief der Prinz leidenschaftlich — „erkennen Sie die Züge — denken Sie an die Schlussthat Ihres Hofmeisteramtes?“ —

„Mein Himmel“ — erwiderte Schönwangen listig — „sollte ich irren, wenn dieses Kind, dieses Gesicht mich an die Tochter des Bürgers . . . an Fräulein Marie Höfner erinnert?“ —

Der Prinz schauderte. — „Kind“ — sagte er dann

mild — „Du armes Kind — Deine Mutter hat mich durch ihr Unglück zum sittlichen Menschen gemacht — an Dir will ich thun, was ich Dir schuldig bin — geraubt bist Du — geraubt nach der Geburt — o! entsetzlich! — Schönwangen, was wissen Sie davon? — Lesen Sie dieses anonyme Schreiben an mich." —

Der Kammerherr nahm das Papier, welches das Kind gehabt hatte, aus der Hand des Prinzen und blickte heimlich und triumphirend den Grafen an, dessen verworrenes Benehmen er sich nicht erklären konnte. —

„Ja — Hoheit" — sagte der Kammerherr nach eiligem Ueberfliegen des Billets — „die Angabe der Geburtsstunde, der Namen der Mutter — die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Kind — Alles trifft genau zu — das todtgeglaubte Kind lebt — ein Menschenfreund schickt es an das humane Herz Ew. Hoheit zurück." —

„Herr Graf" — sagte Prinz Leopold mit stolzer Erhebung seiner Würde — „Sie sind Zeuge einer Scene, die mich beschämen könnte, wenn ich nicht wüßte, daß die Sühne einer vergangenen That nicht das Mitleid, sondern die Achtung eines jeden redlichen Mannes in Anspruch nimmt. Die Aristocratie weiß, daß ich absichtlich erzogen wurde, um unterzugehen — Ihnen, Kammerherr, habe ich still verziehen, denn Sie handelten auf Befehl meines nunmehr entschlafenen Onkels. — Genug davon — ich danke

Gott, — daß mir dieses Kind, dieses sprechende Andenken an den Tag, wo ich mein sittliches Leben am frischen Grabe eines edlen, verklärten Weibes neu gestärkt — neu geboren fühlte — nunmehr wiedergegeben ist. Ich brauche die Aechtheit dieses Andenkens nicht länger zu prüfen — diese Augen, dieser Mund, diese Züge lügen nicht — es sind Maria's Züge." —

Der Prinz hob das zutraulicher werdende Kind auf seine Kniee und küßte es inbrünstig.

Der Kammerherr sahe boshaft den Grafen an, dieser aber befand sich in einer zunehmenden Unruhe und seltsamen Befangenheit. —

„Wie wirst Du denn genannt?" — fragte der Prinz, dessen Blicke mit glücklicher Erinnerung auf den Kindermienen hafteten. —

„Max" — lispelte der Knabe und in demselben Augenblicke erbebte der Graf. —

„Weißt Du nicht, wo Du früher warest?" — — fragte der Prinz zärtlich und mit steigendem Wohlgefallen an der zunehmenden Vertraulichkeit des lieblichen Kindes. — —

„Auf dem Schlosse Dreieichen — weit von hier — dort hat mich ein böser Mann vor drei Tagen weggerissen, als ich im Kahne fahren sollte" — antwortete

das Kind — — jedoch schon bei den ersten Worten des Kindes hatten die bestürzten Blicke des Grafen und des Prinzen sich begegnet und mit furchtbarer Aufregung rief der Graf:

„Jetzt ist's gewiß — wie kommt mein Sohn hierher? — mein Sohn?" —

Nun kam aber auch an den Kammerherrn die Reihe der Bestürzung — als er sah, wie der Graf in der Heftigkeit seines gekränkten Stolzes auf das Kind zusprang und es dem erschrockenen Prinzen zu entreißen suchte — — „dieses ist mein Kind" — — rief der Graf außer sich — „Hoheit — es geht ein furchtbarer Irrthum vor — — wer hat es wagen können, mein Kind zu benutzen?" — — —

Der Kammerherr fühlte, daß von diesem Augenblicke Alles abhinge — er wußte selbst nicht, wie der Graf in dem Knaben sein Kind wiedererkennen konnte und wie es zusammenhing, daß dieses Kind vom Schlosse Dreieichen gekommen war — mit heuchlerischer Befangenheit näherte er sich dem Prinzen und sagte: „Hoheit — ein Diener, welcher damals bei der Geburt des Kindes auf Ihrem Gute beschäftigt gewesen ist, erklärte mir, wie ich mich dessen jetzt deutlich erinnere — daß jenes Kind der Marie mit einem Muttermahle auf die Welt gekommen

sei — in Form eines Kreuzchens zwischen den Schulterblättern — und wenn dieses Zeichen an dem Knaben nicht vorhanden ist, so dürfen Ew. Hoheit mit gutem Gewissen den vermeintlichen Sohn des Grafen zurückgeben.“ —

Mit großer Hast suchten der Prinz und der Graf gleichzeitig nach dem Zeichen — beide erkannten es — beide sahen sich betroffen und regungslos an. —

„Ich muss Aufklärung haben — muss gleich einen Eilboten nach Dreieichen senden“ — rief der Graf, der alle Haltung und allen Stolz vergessen hatte und in größter Leidenschaftlichkeit sich entfernte. —

Jetzt glaubte der Kammerherr seinen Zweck durch die überraschenden Umstände fördern zu müssen. —

„Hoheit“ — — nahm er das Wort — „ich zweifle keinen Augenblick an der Aechtheit des Kindes — — ich möchte glauben, daß Graf Dreieichen dieses für todt ausgegebene Kind auf seinem Schlosse hat erziehen lassen und als Revange für den Vorwurf, den Ew. Hoheit ihm wegen der öffentlichen Frivolität der Maitresse gemacht haben, dieses Kind in die Hände des wahren Vaters zurückführte, um die Großmuth zu zeigen, der Pflegevater eines verwaisten Wesens zu sein, das . . . . .“

„Welch' Geheimniss wird sich entschleiern“ — sagte der Prinz ergriffen, ohne auf des Kammerherrn Worte zu

hören. — „Kannst Du noch mehr aus Deinem Leben erzählen?" — fragte er dann mit zärtlicher Bewegung das Kind, welches ihn freundlich ansah. —

„Ach!" — antwortete dieses leise — „früher, als noch der gute-Pastor Warner auf dem Gute war, da gefiel es mir — der gute Pastor hatte mich so lieb — er erzählte mir von meinem Papa, der weit weg sei in Italien — und von meiner Mutter, die im Himmel sei — aber da haben die bösen Menschen den Pastor Warner nach der großen Stadt fortgeschickt und ich habe im Schlosse eingesperrt sitzen müssen und viel, viel geweint." —

„Warner?" — wiederholte der Prinz nachdenkend — „kennen Sie den Pastor?" —

„Nein" — — gab der Kammerherr keck zur Antwort. —

„Es giebt einen Doctor Warner — einen Arzt" — fuhr der Prinz fort. — „Ich werde Erkundigungen einziehen — Sie sehen, Kammerherr, daß Sie durch Ihr früheres Hofmeistersystem noch nach Jahren nichtswürdige Verwicklungen herbeiführen. — Aber — ich bin Mann — ich verabscheue jene alte Zeit — — lassen Sie mich allein mit dem Kinde." —

Schönwangen erglühete vor innerem Aerger über die unerwartete Verwicklung seiner Intrigue, und empfahl sich mit höfischer Kälte und Gewandtheit. —

Nach einigen Minuten schritt der Prinz langsam, das Kind an der Hand führend, in das Schloss. — Zu seinem Leibhusaren sagte er: „Man erkundige sich schnell nach einem Pastor Warner — und wenn er zu finden ist, soll er gleich mitkommen.“ —

Ein und dreißigstes Capitel.

Während dieses Vorfalles im Schloßparke war auch Hardine von Stignitz in große Verlegenheit gekommen. — Sie hatte schon am gestrigen Abend die Absicht gehabt, unter der Maske der Bestürzung dem Grafen anzuzeigen, daß das Kind in Dreieichen geraubt worden sei — aber theils wurde sie durch den Gedanken beklommen gemacht, daß irgend eine andere Intrigue die ihrige durchkreuzen und das Kind wieder an's Tageslicht bringen könne — theils war es ihr nicht möglich gewesen, seit dem Ereignisse, den auffallend zerstreueten Grafen zu sprechen. — An diesem Morgen glaubte sie ihn aber sicher zu Hause zu treffen und hatte daher frühzeitig ihre Toilette gemacht, um den Geliebten vorerst auszuhorchen, was er von den

Ereignissen auf seinem Gute bereits erfahren habe. — Sie wiegte sich eben in den entzückenden Gedanken, daß mit dem hoffentlich ewigen Verschwinden des gräflichen Kindes nun der Graf keinen Vorwand mehr haben könne, der Erhebung seiner Geliebten zur gräflichen Gemahlin irgend auszuweichen und als eben das Rollen und Halten eines Wagens vor der Villa das Zeichen zu sein schien, daß die Equipage auf die Gebieterin harre, erhob sich Hardine unruhig und gedankenvoll, um den Weg zum Hotel des Grafen anzutreten. Sie wollte der zögernd eintretenden Zofe einen Vorwurf machen, daß sie nicht schneller das Vorfahren der Equipage verkündige, als diese, furchtsam durch die halbverschlossene Thür in den Vorsaal zurückblickend, ganz verlegen sagte: „Ach! gnädiges Fräulein — eben ist eine Dame mit der Stadtdroschke vorgefahren — sie fordert Sie sogleich zu sprechen — ach! da ist sie schon im Vorsaale — sie nennt sich eine Tänzerin — — . . .“

Ehe Hardine sich von ihrer Ueberraschung zu erholen und über den Augenblick völlig Herr zu werden vermochte, war die Demoiselle St. Briçe bereits vor der Thür angelangt — ihre freudestrahlenden Augen fanden Hardine — und mit dem glücklichen Ausrufe „Schwester! — Schwester!“ — stürzte sie mit ausgebreiteten Armen auf die stolz und zurückweisend auf sie blickende Hardine von Stignitz

zu. — — Die Zofe erschrak, sah bestürzt ihre Gebieterin an und verstand ihren Wink, das Boudoir zu verlassen. —

Beide Schwestern standen sich merkwürdig gegenüber — die Tänzerin in der freudeglänzenden Begeisterung und Glückseligkeit des Wiedersehens — Hardine bleich, unsicher umherspähend, einen Ausweg suchend — gezwungen freundlich einen flüchtigen Blick auf die Tänzerin werfend. — „Hardine — o! so umarme auch mich — — Schwester — liebst Du mich nicht? — O! wie lange waren wir getrennt — ich hörte nichts mehr auf den Theatern von Dir — Du bist glücklich — bist geliebt von einem vornehmen Herrn — ach! ich hätte Dich nicht wiedergefunden, wenn nicht ein Zufall uns zusammengeführt hätte." — So jubelte die frohe Tänzerin. —

„Sprich nicht so laut" — erwiderte Hardine mit beklommener Stimme. — „Ich bin sehr leidend — deßhalb ist meine Freude nicht so stürmisch — sage mir, hast Du die Bekanntschaft eines Offiziers gemacht?" —

„Er hat mir diesen Ring geschickt durch seinen Arzt" — erwiderte die feuerige, glückliche Tänzerin und hielt den Ring empor — „der Sohn meiner verstorbenen Schwester ist Offizier — o! wie pochte mein Herz, als ich diesen Ring mit dem Namen „Leoni" sah, als ich den Namen „Lunsen" aussprechen hörte." —

Hardine horchte auf — nur mit großer Kunst vermochte sie die Rolle einer Leidenden in der stillen Freude des Wiedersehens fortzuspielen. — „Durch einen Arzt? — Den Ring?“ — fragte sie gedankenvoll.

„Ja — der Arzt ist in dem Lazareth, wo Lunsen gefährlich krank liegt“ — erklärte die lebhafte Tänzerin — „o! Hardine — lass Dich umarmen — wie schön bist Du — — ach! und dieses glückliche Wiedersehen — hast Du mich denn nicht im Theater wiedererkannt?“ —

„Ich besuche das Theater selten“ — erwiderte Hardine zerstreuet und immer unruhiger werdend. —

„Und wie kömmst Du zu dem Namen Stignitz? — Warest Du schon verheirathet?“ — fragte die Tänzerin.

„Davon ein ander Mal — entschuldige liebe Schwester — ich freue mich sehr, Dich zu sehen, aber ich kann Dich jetzt nicht länger bei mir behalten — man erwartet mich irgendwo — aber um Ein's muss ich Dich bitten — nenne mich vor der Welt nicht Deine Schwester — die Klugheit gebietet es.“ —

„Aber es weiß ja die Dame, welche der Arzt mit dem Ringe zu mir schickte — — es weiß die Wirthin, wo ich wohne, die Lieutenantin Morgenroth“ — — sagte bestürzt und mit einer gewissen Betrübniss, die lebhafte Tänzerin. —

„Sie wissen?“ — fragte Hardine — und zum ersten

Male fuhr die bleiche Farbe des Schreckens über ihre Wangen. — Noch einmal fasste sie sich, aber die wirren Gedanken konnten keine Beruhigung finden. Die Nachricht, daß Lunsen in einem Lazareth liege, daß ein Arzt den Ring an die Tänzerin geschickt habe, welchen sie dem Lieutenant, am Abend vor dem Duell, in größter Heimlichkeit anvertrauet hatte — — der Umstand endlich, daß Lunsen seit jenem Abend nicht wieder erschienen, daß er die übernommene Intrigue gegen die St. Brice nicht ausgeführt hatte — diese Gedanken und Ereignisse machten Hardine's Gemüth beklommen und es wurde ihr der Umstand, daß sie den Grafen gestern nicht aufzufinden vermocht und ihn schon seit einigen Tagen höchst unruhig und zerstreuet getroffen hatte, plötzlich um so bedeutsamer, als sie sich sagen musste, daß Doctor Warner der Arzt sein werde, der den geheimnissvollen Ring an die Tänzerin geschickt habe. Hardine verlor sich in einem stürmischen Meere aufwogender und niedersinkender Vermuthungen. — Warner war im Duell nicht gefallen — er, der Mitwisser ihres früheren Lebens — hatte den Ring an die Tänzerin geschickt und musste daher eingeweihet sein in deren Verhältniss zu ihr — der Knabe Max von Dreieichen war auf eine ihr unbegreifliche Art von fremder Hand geraubt — und — so nahe am Ziele der ehrgeizigsten Wünsche, sah Hardine die schlau angelegte Intrigue zu einem unsicheren,

der Berechnung entwachsenen Resultate ausgeartet — sah sie vor sich die Schwester — die in glücklicher Wiedersehensfreude gefährlich werdende Verrätherin dessen, was Hardine mit ewiger Nacht verdeckt wissen wollte. —

„Der Arzt weiß es — die Lieutenantin Morgenroth weiß es!" — diese Töne erschütterten ihre Seele und zum ersten Male zeigte sich das stolze, schöne Weib muthlos. — Sie bedurfte des Rathes ihres treuen Rathgebers und mechanisch griff sie an den Glockenzug, während die Tänzerin in ihrem glücklichen, feurigen Temperamente nichts von den inneren Zuständen der Schwester ahnte und mit beredter Zunge ihre Lebensgeschichte erzählte. Hiermit war sie gerade zu Ende und sie wollte nun auch Hardine um Mittheilungen ihres Lebens bitten, als diese an den Glockenzug griff und nichts von den Reden der Schwester gehört hatte. —

Als die Zofe mit zaghafter, bedenklicher Miene in das Boudoir trat, befahl Hardine, sogleich einen Diener zum Procurator Klipphausen zu schicken. — Als sie mit zunehmender Besorgniß bemerkte, daß die Tänzerin sich immer vertraulicher im Zimmer geberdete, ergriff sie mit einer leidenschaftlichen Gewalt die Schwesterhand und ihr Blick haftete gebieterisch auf den lebhaften, kecken Mienen der Künstlerin. —

„Schwester“ — sagte Hardine rasch — „hast Du im Leben niemals ein zärtliches Verhältniss gehabt?“ —

„Ei“ — lachte die Tänzerin — „ich bin ja kein Gänschen — wozu hat man sein hübsches Gesicht?“ —

„Dann wirst Du wissen, daß der Stolz eines Grafen eben so leicht verletzt, als sein Herz launisch ist“ — flüsterte Hardine eifrig — „Du darfst hier nicht als meine Schwester gelten — ich heiße die Tochter eines Barons, Du sollst Alles wissen — ich will Dich reich belohnen — verleugne Dein Schwesterherz — hörst Du — wir kennen uns nicht weiter.“ —

„Aber — ich wurde es ja erst von fremden Leuten gewahr — der Ring — — das Fräulein, welches ihn brachte . . . .“

„Eile zu der Leda von Dönhoff — sage, Du habest Dich geirrt — forsche nach dem näheren Zusammenhange wegen Lunsen — Schwester! ich flehe Dich an — spiele vor der Welt eine Fremde gegen mich — — ich belohne Dich mit einer großen Summe.“ — —

In der Aufregung, worin Hardine dieses sprach, hatte sie gar nicht darauf gehört, daß im Vorsaale ein stürmischer Spornschritt erscholl und sie wäre beinahe in Ohnmacht gesunken, als plötzlich und ungewöhnlich der Graf in das Boudoir trat, den Hut auf den Spiegeltisch warf

und in großer Aufregung gar nicht bemerkte, daß die Tänzerin sich behende in die Fensternische zurückzog. —

„Hardine“ — stürmte der Graf in Leidenschaft und Zorn — „was weißt Du von den Ereignissen in Dreieichen?“ —

„Herr Graf“ — zitterte Hardine mit krampfhafter, halber Stimme — „hier stelle ich Ihnen die französische Tänzerin St. Brice vor — sie wird nicht wieder auftreten, sondern heute schon abreisen.“ —

„Ei“ — sagte der Graf zerstreuet und mit flüchtigem Seitenblicke auf die Tänzerin — „ei — nun — glückliche Reise.“ —

„Ja — reisen Sie glücklich“ — setzte Hardine hinzu und sah die bestürzte, lebhaft erhitzte Tänzerin mit einem langen, bedeutsamen Blicke an. —

Als die St. Brice mit einem listigen Blicke an die Thür schritt und hier trotz der drohender werdenden Augensprache Hardine's, noch in der Zerstreuung und in der Absicht, durch ihre Miene das Wiederkommen auszudrücken, etwas zögerte, gab ihr der Graf, welcher ungestüm im Zimmer auf- und niederschritt und mit der Hand nachgrübelnd durch das Haar fuhr, einen deutlichen Wink, sich zu entfernen und die Tänzerin empfahl sich mit Bestürzung und funkelndem Blicke auf ihre, sie stolz verleugnende Schwester. —

Der Graf befand sich kaum mit seiner Geliebten allein, als er von Neuem ausrief: „Was weißt Du aus Dreieichen?“ —

„Mein Himmel!“ — stammelte Hardine ungewöhnlich kleinlaut und betroffen — „was ist denn vorgefallen? — Ich weiß von nichts!“ —

„O! unerhört! — meine Ehre ist gebrandmarkt — mein Name wird mit Spott genannt werden — ein niederträchtiger Betrug hat mich um meine Ehre gebracht“ — rief der Graf. —

„Ich begreife noch nicht“ — zitterte Hardine aushorchend. —

„Ich selbst begreife nicht“ — fuhr der Graf in höchster Leidenschaftlichkeit fort — „man hat meinen Sohn heimlich vom Gute geraubt — man hat ihn dem Prinzen gebracht — dem Prinzen — mein vermeintlicher Sohn ist das natürliche Kind des Prinzen.“ —

Hardine fühlte bei dieser überraschenden Wendung des befürchteten Ereignisses ein stilles Frohlocken. — Ihre Wünsche, das Kind zu entfernen, waren ohne ihre eigenen Mittel auf merkwürdige Weise zum Ziele geführt. — — Mit gesteigertem Muthe spielte sie die Ueberraschte, die theilnehmende Freundin des Grafen. —

„Ich — der Pflegevater eines prinzlichen Kindes! — Entsetzlich! — Ha! welches Bubenstück hat bei der Ge-

burt meines Sohnes den Kindertausch veranlasst! — Meine Ehre ist befleckt — ich muss die Residenz verlassen — ich werde auf dem einsamen Gute die Tage meines Lebens in Schaam und Groll tödten müssen." — — So eiferte der aufgeregte, tiefverletzte Graf. —

„Kuno!" — lispelte Hardine mit verführerischer und schmeichelnder Sirenenstimme, indem sie ihre ganze Kraft der weiblichen Koketterie zusammennahm, um die empörte Natur des Grafen durch den Zauber der Schönheit und sinnlichen Reize zu fesseln und zu beruhigen — „Kuno! — Du vergisst, daß ich Dich auch in jene ländliche Einsamkeit begleiten würde — nein! — Du wirst nichts von Deinem Stolze einbüßen — der Name des Grafen von Dreieichen wird strahlend bleiben vor der Welt — und die Falten Deiner Stirn — den Schmerz über den Verlust eines Kindes — küsse ich Dir in heimlicher Stunde weg." —

„O!" — rief der Graf — die Zärtlichkeit des Weibes unwillkürlich zurückweisend — „ich — ich — der Pflegevater eines prinzlichen Bastard — ich fasse den Zusammenhang nicht — ich muss Licht haben und Genugthuung. — — Und — so eben erhalte ich die Anzeige meines Schlossvogts, daß der neue Prediger meines Gutes von fremder, unbekannter Hand in's Wasser gestürzt und ertrunken sei — welch' ein Zusammenhang?" —

Als der Graf nach seinem Hute greifen wollte, fiel Hardine in theatralischer Affection in seine Arme und vergoss — Thränen. — „O! Geliebter!“ — weinte sie zärtlich, schmerzlich, hingebend. — „O! ich darf Dich nicht von mir lassen — in solcher Stunde, wie die jetzige, kann nur ein liebendes Weiberherz Deine Seele beruhigen — dazu schuf Gott ja die weibliche Schönheit — und wenn ich oft in glücklicher Stunde von Deiner Güte schwelgte, so habe ich jetzt die Pflicht, auch Deinen Gram in Seelenruhe zu verwandeln. — Kuno — lass uns heute noch nach Dreieichen fahren — lass uns dort die Welt vergessen — o! ein Weiberherz räth oft in höherer Eingebung.“ — . . .

„Lass mich“ — erwiderte der Graf unruhig und zerstreuet — „ich habe bereits stille Schritte gethan, um dem Geheimnisse näher zu kommen — — ich erwarte Dich zu fernerer Rücksprache zum Diner — bis dahin muss sich Alles enthüllt haben.“ —

„O! bis dahin entschließt Du Dich, Geliebter, mit mir diese Stadt auf einige Zeit zu verlassen“ — seufzte Hardine und versuchte nochmals, durch ihren Zauber der Schönheit den Grafen zu beherrschen. — „Rede nicht mit anderen Leuten über das Geheimniss — ha! mir fällt ein Gedanke ein, der Dich in den Augen der Aristocratie unbefleckt läßt — Du hast mir oft gesagt, daß der Prinz

bei vielen Personen des Hofes nicht beliebt sei, daß seine affectirte, moralische Strenge die frühere Jugendsünde verdecken soll und dadurch der näheren Umgebung lästig werde — Kuno — ein Weib ist erfinderisch — werde ein Anführer des unzufriedenen Adels, stelle Dich, als hättest Du aus Großmuth mit politischer Berechnung, das verstoßene Kind des Prinzen angenommen — — als hätte ein Anderer das Geheimniß gekannt und Dir heimlich den Pflegling entwandt, um den Prinzen zu compromittiren — — Du — Kuno — stehst dann als großmüthiger Mann da." — —

Der Graf schien nachdenklich geworden zu sein und Hardine betrachtete ihn mit einem heimlichen Triumphe. Plötzlich aber rief er: „Das ist zu spät" — und seine Gedanken weilten in der Erinnerung an sein Benehmen im Schloßparke. — Hastig sah er nach der Uhr und riß sich dann aus den Armen der Maitresse los, um eilig davon zu gehen. —

. . . .

Ehe der Graf zu Hardine gekommen war, hatte er bereits den Kutscher Wasmus zu dem Glockenläuter Schwarzmeier ausgeschickt. — Dieser befand sich gerade nahe vor dem Platze der Johanneskirche, als der Kutscher Wasmus ihn, nach mancher Nachfrage, eingeholt hatte. —

„Nun — was giebt's?“ — fragte er, nicht ohne stille Furcht. —

„Sie müssen gleich zu meinem Herrn kommen“ — sagte Wasmus — indem er sich den Schweiß aus dem großen Backenbarte trocknete. —

„Ich habe keine Zeit — ich muss läuten“ — erwiderte Schwarzmeier, dem es sehr unangenehm zu sein schien, daß der Graf nach ihm verlangte. — „Mit der Bezahlung muss jedes Geschäft einmal für allemal vorbei sein“ — setzte er brummend hinzu — „sagen Sie zu Ihrem Herrn, ich wäre gar nicht zu finden — mit den Geschichten Ihres Grafen mag ich auch nichts zu thun haben — ich bin ein ehrlicher Kerl und ein Mensch, der die Glocken zur Kirche läutet, muss ein gutes Gewissen haben — — das Kind habe ich einmal geholt — das bleibt ein Geheimniss — und damit abgemacht.“ —

Wasmus lächelte ironisch. „Wenn der Graf Sie schützt, dann brauchen Sie sich nicht zu fürchten“ — sagte er. — „Mein Herr kann mit einem Worte mehr thun, wie Sie das ganze Jahr mit der großen Glocke zusammenläuten.“ —

„O ja — ich kenne das“ — brummte Schwarzmeier in den Bart — — „wenn's zur Extremität kommt, dann zieht sich der Graf zurück — kennt den armen Kerl nicht

— und die kleinen Spitzbuben werden gehängt, wenn die großen einen Orden kriegen." —

„Sie wollen also nicht kommen?" —

„Nein." —

„Wollen Sie meinen Herrn aufbringen?" —

„Ho! vor Ihrem Grafen fürchte ich mich am Wenigsten — wenn der was wollte, so käme ich damit, daß er mich zum Kinderstehlen verführt hat — — der soll schon schweigen." —

„Nun — kommen Sie!" —

„Nein — ich kenne Ihren Grafen gar nicht — ich will ihn nicht kennen." —

Wasmus zuckte die Achseln und Schwarzmeier schritt verdrießlich über den freien Kirchplatz, um die Thür des Thurms zu erreichen, welche sich dem Pfarrhause Warner's gegenüber befand. —

Vor der Thurmthür wartete bereits mit ungeduldiger Geberde ein junger Mensch mit blondem Barte am Kinne. —

„Was machst Du hier?" — — fragte Schwarzmeier mürrisch. —

„Ich habe auf Dich gewartet — die Thurmthür ist noch verschlossen — Lampe ist noch nicht da. — — Schwarzmeier — hast Du schon gehört?" —

„Was?" —

„Die Polizei hat uns auf dem Strich.“ —

Schwarzmeier erschrak sichtlich, suchte aber unbefangen zu erscheinen und murmelte: „Fitzlappe — Du bist schon lange reif gewesen.“ —

„Höre — lass uns bei Zeiten darüber sprechen — ich habe einen guten Freund bei der geheimen Polizei — man will Dich und mich verhören.“ —

„Ist in der Lampe denn Prügelei gewesen?“ —

„Schwarzmeier — es ist eine dumme Geschichte — sei aufrichtig — Du bist in Dreieichen gewesen.“ —

Der Glockenläuter stutzte und sah den ängstlichen und unruhigen Cumpan an. —

„Du hast ein Kind dort gestohlen“ — flüsterte Fitzlappe — „der Wirth im Kruge zu Dreieichen hat Dich ganz genau beschrieben — auf ein Haar — der Pastor Korn ist ertrunken — die Obrigkeit hat Verdacht auf Dich und mich.“ —

„Auf Dich gewiss allein — denn Du bist dort gewesen“ — — brummte Schwarzmeier in stiller Zerstreutheit. —

„Du hast mich dort gesehen — gestehe es ein — wir müssen uns verständigen, müssen eine Lüge erfinden, damit wir aus einem Munde sprechen — — ich will zuerst aufrichtig sein — höre zu — es hat mich die Maitresse . . . .“

In demselben Augenblicke bog Lampe um die Thurmecke, mit dem Schlüssel in der Hand. — Ihm folgten die anderen Glockenläuter. — „Heda — Fitzlappe" — rief Lampe hämisch — Ihr wurdet heute schon in meinem Keller nachgesucht — macht nur eine Badereise — ehe Euch die Polizei den Kopf wäscht." —

Schwarzmeier sah Fitzlappe betroffen an und, als die anderen Glockenläuter in den Thurm hinaufsteigen, trat er mit dem Cumpan in das Gewölbe und Beide unterhielten sich hier eifrig und lange. —

. . . .

Die Tänzerin St. Briçe war sehr unbefriedigt von ihrer stolzen Schwester zurückgekehrt. — Sie selbst war gewohnt, überall, wo sie auftrat, von Offizieren und vornehmen Lebe-Männern mit Zärtlichkeiten und Zudringlichkeiten bestürmt zu werden, denn auch sie war schön und feuerig und kannte die Kunst zu gefallen, — auch sie hatte ihren Stolz, der durch ihr feueriges Naturell sehr leicht beleidigt werden konnte. —

So war sie denn nach ihrem ersten Auftreten auf der Hofbühne nicht ohne Anbeter des Parquets geblieben und mehre junge Husarenoffiziere machten ihr die Cour und kokettirten auf der Promenade mit ihr. — Aufgeregt und mit der heimlichen Absicht und Intrigue ihrer Schwester

lebhaft beschäftigt, war sie in ihr Logis zurückgekehrt. — Lieutenant Morgenroth, der allein zu Hause saß, da seine Frau von ihrer Klatschpromenade noch nicht zurückgekommen war — empfing sie mit großer Neugierde und Gesprächigkeit, da er noch irgend etwas Neues zu erfragen hoffte, um sich damit bei seiner Frau ein freundliches Gesicht zu erwerben. —

„Nun?" — grinsete er — aus der Stubenthür tretend — „war die vornehme Schwester recht erfreuet, Sie zu sehen?" —

Die Ironie, welche die Tänzerin in dieser Frage lebhafter fühlte, als der Lieutenant eigentlich beabsichtigt hatte, brachte sogleich das feuerige Temperament der Tänzerin zum Auflodern und mit deutlicher Bitterkeit sagte sie schnippisch: „Ach, mein Herr — das war ein großer Irrthum — ich glaubte meine Schwester zu finden und traf eine fremde Baronin von Stignitz — nein — nein — jene Dame ist mir ganz unbekannt." —

Hiermit eilte die Tänzerin schnell ihre Treppe hinauf. — Morgenroth kniff listig die Augen zu und schlich dann in seine Stube zurück. —

Nach einiger Zeit klirrten Sporen und Säbelscheiden; — zwei gelangweilte Husarenoffiziere schlenderten zu der Tänzerin hinauf. — Demoiselle St. Brice war in einer großen Zerstreuung, als die beiden Lieutenants mit ab-

sichtlich übertriebenen Höflichkeiten in ihr Zimmer traten. —

„Demoiselle können auch mißlaunig sein?" — fragte der eine Offizier, indem er sich vor der Tänzerin aufreckte und mit imponirender, zärtlicher Grimasse die Hand darbot. —

„Demoiselle haben einen Pas getanzt, den ich im Traume wiedergesehen und auch im Traume beklatscht habe" — sagte der andere Offizier. —

Die Tänzerin beantwortete diese und ähnliche gezierte und abgenutzte Redensarten der beiden hochadligen Cavallerie-Offiziere mit Kürze und Zerstreutheit, aber der fremdartige, scharfe Accent ihrer Stimme, ihr feueriges Auge und die Unruhe ihres hübschen, in allen Bewegungen kecken Körpers — schienen den Herren Vergnügen zu machen. Bald darauf schlug eine der Uhren in Morgenroths Stube mit grellen, fast keifenden Tönen, zwölf Uhr. —

„Parbleu!" — rief einer der Offiziere — „die Zeit ist abgelaufen — ich habe den Dienst heute für Lunsen — und muß in den Regimentsstall." —

„Lunsen" — wiederholte die Tänzerin lebhaft — und ihre Augen flohen auf den Ring, der den Namen „Leoni" trug. —

„Nun, Lunsen? — ha! ha! — der wird Ihnen keine

Galanterie mehr erzeigen können" — lachte ein Offizier — „lieber Gott — wenn er noch nicht todt ist, so stirbt er heute." —

„Stirbt?" — rief die Tänzerin aufspringend und mit der einen Hand krampfhaft den Ringfinger umfassend — „Ich muss ihn noch einmal sehen — o! ich muss ihn sehen!" — und bei diesen Worten, wobei sie ganz ihre von Hardine ihr aufgedrungene Rolle vergaß, brachen die Thränen heftig hervor. —

Die Offiziere stutzten und sahen sich an. —

„Demoiselle" — sagte einer von ihnen — „Sie müssen sich einen gesunden Ehrencavalier wählen." —

„O!" — rief die Tänzerin leidenschaftlich — „Lunsen! — Lunsen!" — doch schnell fasste sie sich, erkannte die Schwäche, durch welche sie sich zu dem unüberlegten Ausrufe hatte hinreißen lassen, und mit einem gewaltsamen Lächeln verwandelte sie den leidenschaftlichen Ton in die möglichste Ruhe und fuhr fort: „Ist der Lieutenant von Lunsen denn gefährlich erkrankt?" —

„Demoiselle" — sagte der eine Offizier — „heute kam die Nachricht von seinem baldigen Tode zum Regimente — es ist schade um ihn, er war ein lustiger Kamerad und wusste das Geld des Grafen von Dreieichen an die Leute zu bringen." —

„Des Grafen? — Was wissen Sie davon? — Ist

er mit dem Grafen verwandt?" — fragte schlau die lebhafte Tänzerin. —

Der Offizier, welcher eben geredet hatte, blickte mit schelmischer Zärtlichkeit in die gespannten, unruhigen Züge des hübschen Mädchengesichtes. — „Ei — ei" — lächelte er, bei aufgehobenem, drohenden Finger — „Sie haben viel Interesse für den Herrn von Lunsen — schade für Sie, daß er so krank ist — wenn Sie mehr von ihm hören wollen, so besuchen Sie seine Tante, die reizende Baronin von Stignitz." — . . .

Die Tänzerin befand sich in einer quälenden Situation — die Nachricht vom nahen Ende des Sohnes ihrer Schwester hatte ihr bewegliches Gemüth heftig erschüttert und doch musste sie diese innigere Theilnahme, ihre nahe Beziehung zu Schwester und Vetter verleugnen. — Sie schützte eine Anwandlung von heftigem Kopfschmerze vor, um die beiden Offiziere zu entfernen. —

Nach einigen Minuten empfahlen sie sich.. — Auf der Treppe sagte der Eine zum Andern: „Kamerad — die St. Brice muss den Lunsen schon früher gekannt haben, denn ich glaube, so lange sie hier ist, liegt er schon im Lazareth draußen." —

„Sollte etwas Wahres an dem Gerüchte sein" — — sagte der Andere — „als die Tänzerin zum ersten Male im Theater auftrat und wir vom Parquet aus nach der

Loge der Baronin von Stignitz aufschaueten, wo sie so imposant mit einem Türkenbunde kokettirte — da wurde erzählt, daß es mit ihr nicht weit her sein solle — man wollte von einer niederen Abkunft wissen — — nun — Lunsen soll im Fieberwahne draußen im Lazareth laut gerufen haben, daß seine Tante eine gewisse Leoni sei — gab es nicht eine Sängerin dieses Namens?" —

„Possen" — murmelte der Begleiter — „man compromittirt mit solchen Vermuthungen das Offiziercorps." —

Als die Tänzerin allein war, weinte sie über die Nachricht von Lunsen's Gefahr bitterlich und es war ihr unbegreiflich, daß ihre Schwester an dem Zustande des Vetters nur einen flüchtigen Antheil genommen hatte.

Jetzt fiel es ihr schwer auf's Herz, daß sie vor der Welt jede Verwandtschaft mit Hardine verleugnen solle und sie erinnerte sich, beim Empfange des Ringes, ihre Freude über das Wiedersehen einer Schwester laut und offen gegen Fräulein von Dönhoff geäußert zu haben. — Sie fühlte das Bedürfniß, auch gegen diese die übernommene Rolle zu spielen oder, falls es hier zu spät sei, um Verschwiegenheit zu bitten, wobei sie dann Gelegenheit hätte finden können, ihr stürmisches Herz gegen eine Vertraute auszuschütten und zu erleichtern. —

Sie erkundigte sich deßhalb bei dem Lieutenant Morgenroth, welcher genau die Wohnung des Fräulein von

Dönhoff beschrieb. — — Nach einigen Minuten eilte Demoiselle St. Brice nach dem bezeichneten Orte. —

Sie war ungefähr eine Viertelstunde fort, als die Lieutenantin Morgenroth nach Hause kam. — Noch glühend von der Begeisterung der Zunge, zeigte sie eine frohe Stimmung, denn sie hatte die erhorchten Geheimnisse über den Grafen Dreieichen und dessen Geliebte an vielen Orten erzählen können und dafür auch manche andere, interessante Neuigkeit eingetauscht. — Von der Pastorin Rabe hatte sie namentlich zwei Dinge erfahren, welche theils ihre Thränen des Mitgefühls, theils ihre Schadenfreude angeregt hatten und es war daher das Erste, als sie zu ihrem Manne in die Stube trat, daß sie von der Pastorin Rabe erzählte. — Sie hatte diese Frau in Thränen angetroffen, da kurz vorher die unerwartete Nachricht eingelaufen war, daß durch die Hand eines Unbekannten der Pastor Korn, ein Verwandter der Pastorin Rabe, im Wasser um's Leben gekommen sei — es war die Geschichte des unerklärlichen Kinderraubes zu Dreieichen damit gleichfalls bekannt geworden. — Von sehr großem Interesse war aber auch die Nachricht, daß in Folge einer Anzeige des Commerzienrathes, als Kirchenherrn, und des Pastor Rabe, eine von mehren Gemeindemitgliedern und gewissen frommen Vereinen und Gesellschaften unterstützte Beschwerdeschrift über das Leben und Lehren des Pastor Warner bei dem Kir-

chenrathe Lucas eingereicht worden und bereits auf heute Vormittag der Pastor vor ein geistliches Gericht citirt worden sei. —

„Ach!" — seufzte die Lieutenantin — „damit geschieht dem Pastor Warner ganz recht — der mag heute morgen schwitzen — hoffentlich wird er gleich abgesetzt. — Und wenn der Kirchenrath erst erfährt, daß der Graf Dreieichen in Ungnade gefallen ist — o! Du lieber Himmel! das habe ich Dir, Christian, noch gar nicht einmal erzählt — man kommt durch das viele Neue ganz in Confusion — als ich nämlich gerade von der Pastorin wegging, kam der Commerzienrath ganz erhitzt in das Haus gelaufen und stürzte zum Pastor in die Stube — der Mann sah aus, als ob ihn der Schlag rühren müsste — — die Pastorin wurde gerade in den Garten gerufen, ich schlich zurück, denn ich war auch neugierig, und ging in das kleine Winkelchen, neben der Studierstube des Pastors — und da habe ich eine schreckliche Geschichte gehört. — Der Commerzienrath erzählte, ungewöhnlich laut, daß eben ein Brief vom Kammerherrn von Schönwangen angekommen sei — der Brief wäre in der Portierstube des Schlosses geschrieben — denke Dir, Christian — der Kammerherr schreibt dem Commerzienrathe, daß das Kind des Prinzen nicht todt sei, wie in den Kirchenbüchern stände, daß dieses Kind jetzt lebendig zum Prinzen gekommen wäre als

der vermeintliche Sohn des Grafen Dreieichen und der Graf jetzt in großer Wuth vom Prinzen fortgelaufen sei — — Balke solle nun gleich Auskunft geben, wie die Geschichte zusammenhänge — — und wie ich nun recht das Ohr an die Thür drücke, kömmt die Pastorin Rabe ganz unruhig aus dem Garten und ruft: „Mein Gott — sind Sie noch da?" — — „Ja" — antworte ich — „ich glaubte einen Regenschirm hier im Winkel vergessen zu haben" — da horchte die Pastorin auf die Worte der Männer in der Stube und sagte schnell: „Kommen Sie, liebe Morgenroth — mein Mann hat Geschäftsangelegenheiten — wir dürfen nicht horchen" — und damit zog sie mich die Treppe hinunter. — — Das sind schöne Geschichten — na! — wir kommen auch noch dahinter — wenn die Pastorin nicht aus der Schule plaudert, so will ich's schon anderswo erfahren — — und ich möchte auch einmal gern wissen, was das Judenmädchen macht, das Balke sich hat antrauen lassen — Einige sagen, sie sei noch sehr krank, Andere behaupten, sie würde eingesperrt und wieder Andere glauben, sie sei heimlich weggebracht nach ihren Eltern." — . . .

So raisonnirte die klatschsüchtige Frau mit glühendem Eifer und der Lieutenant stand vor ihr mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. —

. . . .

Was die Lieutenantin nur fragmentarisch erhorcht hatte, war indessen völlig wahr und die Sache hing folgendermaßen zusammen.

Als Schönwangen vom Prinzen, auf dessen bitteren Wunsch, sich entfernt hatte, eilte er in das Portierzimmer im jenseits des Parkes gelegenen Flügel des Schlosses und ließ sich hier Schreibmaterialien geben. — Die plötzliche Wendung des Ereignisses mit dem Kinde war ihm unbegreiflich und er glaubte allein durch Valke's Vermittelung auf die geheimnissvolle Spur zu kommen, um zu erfahren, wie das vor sechs Jahren entfernte Kind zum Grafen von Dreieichen gelangt und dort als rechtmäßiger Sohn der verstorbenen Gräfin untergebracht worden sei. Er schrieb daher eilig an den Commerzienrath und forderte schleunige Nachforschung, da der Prinz in höchster Spannung und der Graf mit der Wuth gekränkten Stolzes aus dem Parke geeilt sei. — — Der Commerzienrath eilte mit diesem Schreiben höchst aufgeregt zum Pastor Rabe, der nicht minder erschrocken, an den Bericht des Küsters Wurm dachte, den dieser von dem Sterbegeständniss der Frau Aken gemacht hatte. Beide Mitwisser der Intrigue des Kammerherrn kamen indessen mit ihren Vermuthungen nicht weiter und beide waren schnell darin übereinstimmend, daß Schwarzmeier allein Auskunft geben könne, da er höchst

wahrscheinlich eine heimliche Intrigue auf eigene Hand fortgespielt habe. —

Pastor Rabe war über dieses Ereigniss am Meisten betroffen. — — „Ich darf bei der Sache nicht genannt werden“ — wiederholte er immer von Neuem auf die anderweitigen Entschlüsse des Commerzienrathes — „ich bitte Sie, lieber Freund — denken Sie an meinen geistlichen Stand — ich muss ganz aus dem Spiele bleiben — ein Geistlicher muss alle Rücksichten unbeachtet lassen, wenn es darauf ankommt, das Decorum zu bewahren.“ —

„Nun — und ich“ — lächelte boshaft der Commerzienrath — „ich bin Banquier des Prinzen und möchte diese Einkünfte nicht einbüßen — außerdem habe ich den bösen Leumund zurückzuhalten, da der Fall mit Sabine schon das Publikum neugierig gemacht hat — das Geständniss der Frau Aken fürchte ich nicht — es kennt kein Anderer, als Ihr College Warner — nun, der wird vielleicht jetzt schon, während wir von ihm sprechen, sein Urtheil empfangen haben — Kirchenrath Lucas hat mir versprochen, daß er ihn wegen seiner Ansichten sogleich suspendiren und schnell darauf in ein Dorf versetzen wolle — Graf Dreieichen kann ihn jetzt nicht schützen, denn der hat mit sich selbst genug zu thun — also — vor Warner's Aussage in Betreff der Frau Aken, können wir sicher sein — — wie wäre es — wenn wir eine kleine Summe

daran wendeten — — wenn Küster Wurm den Sünder machte.“ —

In demselben Augenblicke läuteten die Glocken des Johannesthurms. — Unwillkürlich erschraken beide Männer. — —

„Wir brauchen uns nicht zu fürchten“ — sagte Balke, um sich durch gewaltsame Unbefangenheit zu ermuthigen — „mit Geld kann man Alles zwingen — der Kammerherr wird selbst eine Summe daran wenden — der Graf wird aus Schaam die Sache nicht öffentlich verfolgen —“

„Lassen Sie uns sogleich den Glockenläuter Schwarzmeier hierher rufen“ — fiel Rabe ungeduldig ein. — „Dieser Mensch muss wissen, was er gethan hat — er wird für Geld und gute Worte die Schuld übernehmen — es wird jetzt gerade geläutet, auf das morgende Kirchenfest — Schwarzmeier wird auf dem Thurme sein.“ —

„Gut — lassen Sie den Menschen kommen — ich möchte ihn um so lieber jetzt sprechen, da er unbegreiflicher Weise seit der Zeit, wo die Cigarrenmacher meine Fabrik demolirt haben — nicht zu Dienstleistungen in mein Haus gekommen ist“ — sagte Balke schnell. —

Der Pastor schickte eilig seine Magd in den Thurm. —

„Lieber Freund“ sagte Rabe mit großer Weichheit — und sein süßliches Lächeln nahm einen bittenden Ausdruck an — „lieber Balke — eine Hand wäscht die andere —

ich habe kein Vermögen und bedarf als Geistlicher des öffentlichen Vertrauens — lassen Sie mich bei der Kindergeschichte gänzlich aus dem Spiele — wenn Schwarzmeier erklärt, Alles auf eigene Hand gethan zu haben, so wäre jenem Menschen für Geld Alles wieder gut zu machen — denn er bedarf keines Decorums." —

Balke schritt nachdenkend durch die Stube. —

Nach einigen Minuten kam die Magd zurück. — Sie war eilig und aufgeregt. — — „Ach! Herr Pastor!" — sagte sie — „eben hat die Polizei zwei Menschen im Thurme arretirt, den Schwarzmeier und einen jungen, offigen Burschen, mit blondem Ziegenbarte am Kinn." —

Beide Männer sahen sich bestürzt an.

„Und Keiner weiß — warum!" setzte die Magd hinzu und ging fort. —

Plötzlich trat Balke an die Thür und sprach: „Da wir auf den Wunsch des Kammerherrn von Schönwangen gehandelt haben, so muss dieser uns vor jeder Verantwortlichkeit schützen — ich werde sogleich zu ihm gehen." —

Zwei und dreißigstes Capitel.

Von allen Ereignissen des Tages wusste Pastor Warner kein Wort. Er war schon seit gestern mit sich selbst beschäftigt gewesen und hatte in eigenen, schweren Angelegenheiten den heutigen Morgen erwartet. Aber nicht mit Furcht, sondern mit der muthvollen Heiterkeit eines guten Gewissens, nicht mit Nachgrübeln, sondern mit der unmittelbaren Begeisterung des freien, wahrhaften Bewusstseins hatte er diesem Morgen entgegengesehen. — Schon seit mehren Tagen lebte er still und eingezogen und die Beweise der Liebe und Verehrung von seiner täglich anwachsenden Gemeinde, die stillschweigend, aus allen anderen Kirchsprengeln der Stadt gemischt, — sich gewissermaßen zu einer freien Gemeinde gebildet hatte — konnten den

geliebten Geistlichen kaum erreichen, da er selten sein stilles Arbeitszimmer verließ, wenn nicht das Amt des heiligen Geistes ihn an den Altar oder in die Kreise seiner Mitbürger rief. — Diese Zurückgezogenheit Adolph Warner's hatte ihren mehrfachen Grund. Zunächst hatte das Ereigniss mit Sabine sein innerstes Leben erschüttert — wenn er an die schöne, leidende, verzweifelnde Erscheinung dachte, dann zuckte ein heimliches, namenloses, aber entsetzlich schmerzhaftes Gefühl in seinem Herzen — das Bild der Unglücklichen verfolgte ihn bis in die heimlichste Stunde seines Lebens. — Und qualvoll wurde ihm der Gedanke, daß dieses Opfer gemeiner Sinnlichkeit spurlos verschwunden war. Er wusste, daß Rabe die Trauung vollzogen hatte — daß Sabine den Tod gesucht habe — absichtlich hatte aber Valke das Gerücht verbreiten lassen, seine junge Frau sei in eine ferne Irrenanstalt abgeführt — und es war kein Wort wieder über sie laut geworden. —

In der Entrüstung über stille, in seiner Nähe vorgehende Verbrechen an der Freiheit und Würde der menschlichen Natur, in der Empörung über die Scheinheiligkeit und innere, moralische Verworfenheit seines Mitgeistlichen — hatte ihn am letzten Sonntage die Begeisterung für Wahrheit und Schönheit des sittlichen Lebens fortgerissen, daß er von der Kanzel herab eine Predigt über „die deutschen Pharisäer" gehalten und ein zahlreich versammeltes

Publikum tief ergriffen, gewaltig getroffen hatte. Unzählige Beweise der Verehrung waren ihm beim Austreten aus der Kirche zu Theil geworden, viele glückliche Worte des Dankes für seine kraftvolle Darstellung des Pharisäerthums im neunzehnten Jahrhundert — hatten ihn, den begeisterten Apostel einer freien Sittlichkeit und eines unmittelbaren christlichen Lebens — bis in sein stilles Arbeitsstübchen begleitet — — aber geheim in der Sakristei hatte Rabe mit wüthendem Grimme der Predigt gehorcht — hatte sich selbst getroffen gefühlt — und vor dem Altare, den Balke einst in der Sakristei hatte erbauen und ausschmücken lassen — vor diesem Altare schwur Rabe leidenschaftlich seinem Amtsbruder den Untergang. — Schon am anderen Tage hatte er die Anklageakte, von Balke, von den dazu gewonnenen Personen und den Mitgliedern des pietistischen Missionsvereins und einer orthodoxen Bibellesegesellschaft unterzeichnet, — couvertirt, hatte das, aus Warner's Buche in der Sakristei entwendete Gedicht beigelegt und diese Akte dem Kirchenrathe Lucas, dem orthodoxen Emporkömmlinge einer herrschenden Parthei — persönlich zugestellt. — Balke hatte nicht darauf eingehen wollen, Warner als einen Entführer seiner damaligen Wirthschafterin darzustellen und so hatte denn zum Motive der Anklage die „freie Ansicht in religiösen Dingen und deren

Gefährlichkeit für die bestehende Bedeutung der Kirche im Staate und für das Volk" dienen müssen. —

An demselben Abende, als Graf Dreieichen und Kammerherr von Schönwangen die Wohnung des Kutschers betraten, um den Gegenstand ihres verbrecherischen Treibens zu besichtigen, erhielt Adolph Warner die Citation des Consistoriums, um sich am anderen Morgen über das Vergehen der religiösen Freigeisterei verhören zu lassen — — und — in derselben Stunde, wo der Graf den Prinzen in den Park begleitete, stand Warner vor seinen partheiischen Richtern. —

Im Consistorium führte der Kirchenrath Lucas den Vorsitz. Er war ein mittelgroßer, magerer Mann, dessen Beine in einer engen Tuchhose und in schwarzen, bis zur Hälfte der Waden aufreichenden Gamaschen steckten. Sein Kopf war mehr in die Breite gezogen, als hoch, und ein lockiges, schwarzes Haar umzottelte ungeordnet Stirn, Schläfen und Rockkragen. — — Die Physiognomie dieses hohen Geistlichen hatte etwas Besonderes. — Seine kurzsichtigen Augen drängten sich glotzend aus den Höhlen hervor und die gerötheten Augenlider waren in beständiger Bewegung und schienen oft überzuschlagen. Seine Miene war immer lächelnd, seine Rede stets flüsternd feierlich — eine eigenthümliche Form nahm aber jedesmal vor und nach dem Sprechen oder wenn er aufmerksam zuhörte — sein breiter,

zahnarmer Mund an — indem dieser die Stellung machte, als wolle er küssen — wodurch das übrigens gelbliche, von Studien und klassischer Gelehrsamkeit gebleichte Gesicht einen frazzenhaften Ausdruck erhielt. Auf dem Rocke des Mannes hing ein goldenes Kreuz — und die flache Brust war mit sauberer Wäsche schmucklos bekleidet. —

Neben dem Kirchenrathe saßen würdige, gelehrte Herren, schmal und dickbäuchig, groß und klein, blaß und rosig. Bei allen diesen Herren war aber ein Grundzug zu erkennen — nämlich die völlige Unterwerfung unter die Ansichten des Kirchenrathes. —

Ruhig und klar trat Pastor Warner in den Saal. — Er war im geistlichen Ornate — und als er mit der höheren Ruhe des göttlichen Bewusstseins eine leichte Verbeugung machte, sah ihn der Kirchenrath schielend, mit schräg aufgezogenen Augenbrauen, von der Seite an — sein Mund machte die Geberde des Küssens und dann flüsterte er seinem Nachbar zu: „Welch' eine spöttische Aehnlichkeit mit dem Christusbilde!" —

„Herr Pastor!" — nahm der Kirchenrath das Wort, indem er bei jeder Satzperiode zischend und lang die Luft zwischen den Zähnen einsog — — „Herr Pastor — Sie haben durch Ihre Predigten an der St. Johanneskirche mehrfaches Missvergnügen bei denjenigen Christen erregt, welche es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können,

daß das Wort der Bibel auf künstliche Weise erklärt werde — daß überhaupt freie Themate gewählt werden, wo das gläubige Herz sich sehnt, das einfache, unmittelbare Wort der heiligen Schrift vom Munde des Geistlichen zu vernehmen.“ —

Als Warner mit ruhigem Stolze diese Anrede vernahm, wurde das breite Gesicht des Kirchenrathes leicht erhitzt, die Adern auf der Stirn schwollen ihm an und mit einer gewissen Heftigkeit sagte er, unter schreckhaftem Augenverdrehen: „Sie haben sich darüber zu vertheidigen — Herr Pastor — denn es soll einmal für allemal die Kirche unseres Landes rein erhalten werden, von dem frivolen Geiste unserer aufklärungssüchtigen Zeit — und dem Bestreben, eine geistige Kirche neben der Kirche des Staates zu begründen.“ —

„Ich lebe der Ueberzeugung, daß eine geistige Kirche zu gründen, das Ziel und Streben aller protestantischen Christen sein muss“ — — erwiderte Warner fest und laut. —

„Lassen Sie dem Verfahren der Untersuchung ihren formellen Gang und greifen Sie nicht durch solche Bemerkungen vor“ — sagte hitzig der Kirchenrath und sah mit gereizter Röthe des Gesichtes auf die vor ihm liegenden Papiere. —

Wäre Doctor Warner zugegen gewesen, so würde er

beim Anblicke dieser inneren Gereiztheit und Aderdicke des kirchenräthlichen Gesichtes gesagt haben: „Dieser Mann ist leberkrank!„ — — —

„Beantworten Sie mir folgende Fragen“ — sprach Lucas. — „Haben Sie dieses Gedicht geschrieben? — Es beginnt mit den Versen:

„Zu erlassen für den Glauben,
Mit der Zukunft ein Gebot —
Suchen sie im Weinberg' Trauben
Bei der Kirche äuß'rer Noth“ — u. s. w.

„Ich vertrete den Inhalt dieses Gedichtes, welches mein Bruder einst gedichtet hat und mir heimlich entwandt worden ist“ — antwortete Warner. —

„Nicht mehr als Ja — und Nein — darum bitte ich“ — sagte mit zischendem Einziehen der Luft der geistliche Richter. —

„Haben Sie eine Predigt „über die deutschen Pharisäer“ gehalten?“ —

„Ja“ — erwiderte Warner kurz. —

„Es ist“ — fuhr der Kirchenrath fort — „mißfällig bemerkt und von Ihren Amtsgenossen mit Verwunderung in Erfahrung gebracht worden, daß Sie sich absichtlich von dem Wege der Observanz von vorn herein entfernt haben,

indem Sie es verschmähten, eine übliche Antrittspredigt zu halten, worin Sie die Gemeinde zu überzeugen hatten, daß Sie den ehrlichen Willen der Pflichterfüllung besäßen und dergleichen. Gegen diese Observanz muss ein Geistlicher sich am Wenigsten opponiren." —

Warner sah den Kirchenrath mitleidig an und sprach: „Die übliche Weise, Antrittspredigten zu halten, streitet gegen mein Wahrheitsgewissen. — Wenn der Prediger auf der Kanzel von sich selbst redet, von seinen Vorsätzen, was er der Gemeinde sein und leisten wolle, von seiner Liebe zu der Gemeinde, seiner Selbstprüfung in Annahme der Wahl, von der Vortrefflichkeit der Leute, die seiner Kirche zugehören — wenn er betheuert, nur des göttlichen Wortes wegen gekommen zu sein und vielleicht gar sich schwer von der früheren Gemeinde getrennt zu haben, so sind dieses Alles nur Worte — eine Komödie, die nicht in das Gotteshaus gehört und leider oft deutlich genug die Heuchelei zur Schau trägt. Wenn die Gemeinde weiß, daß der neue Prediger ihre Eigenschaften noch gar nicht kennt und seine betheuerte Liebe desshalb nur eine unächte sein müsse — wenn die Gemeinde gar vermuthet, daß der Prediger sich dringend um die Stelle beworben habe und er nun mit Rührung von dem Kampfe redet, der ihm die Annahme des schweren Berufes gekostet habe, so sind dieses Worte — die einem Apostel des Herrn nicht ziemen

und ihn den Floskeln des gemeinen Lebens zu nahe führen. In der Begeisterung für den Beruf frägt der Geistliche sich nicht lange, was er leisten will — verspricht er nicht lange, was er leisten möchte und zu wirken hoffe — die That ist der Hintergrund des Geistlichen, sie ist sein Richter — denn Worte führen nur zu leicht zum Pharisäerthume. — Darum verschmähete ich die Form der üblichen Antrittspredigt und mein erstes Auftreten in der St. Johanneskirche wurde von mir durch ein andachtsvolles Gebet begangen — ein Gebet zum höchsten Vater des sittlichen Lebens, daß er die Gemeinde und den Prediger erleuchten möge durch den Geist der Wahrheit." —

Der Kirchenrath machte eine Miene, als ob er sich ekle, sah seine Beisitzer herausfordernd an und blätterte darauf in den vor ihm liegenden Papieren. Plötzlich fuhr er fort zu inquiriren. —

„Haben Sie irgendwo den Satz zu beweisen gesucht, daß nicht der Staat die Kirche mache, sondern die Kirche den Staat formiren müsse und daß dem Protestantismus in politischer Richtung die constitutionelle Staatsform ganz und gar entspreche?" —

„Ja" — antwortete Warner — „ich behaupte dieses — denn wenn die Aufnahme religiöser Motive für das öffentliche Leben von der Politik einmal in Anspruch genommen werden soll, so hat die Politik nicht das Recht,

eine Staatsreligion zu machen oder zu vermitteln, wo die gegebenen Dogmen unantastbar sein sollen. — Nur in der katholischen Kirche ist dieses möglich, denn ihre Construction ist das Werk herrschsüchtiger Priester. — Auf dem Boden der Reformation haben wir aber die Pflicht, ununterbrochen zu forschen nach Wahrheit, ununterbrochen zu arbeiten an der Freiheit vom Glaubenszwange. — Darum erkenne ich als Protestant keine Glaubensedicte der Politik an und ich ehre in dieser Beziehung und Deutung den Ausspruch des großen Preußenkönigs: „daß in seinen Staaten jeder Mann nach seiner Façon selig werden könne" — höher und als richtiger, als die Verpflichtung der Geistlichen auf symbolische Bekenntnissformeln. — Dadurch bildet man Pharisäer — die die Maske der vorgeschriebenen Form tragen, aber in's Geheim mit dem Leben und der Sünde der Zeit fortgehen und somit religiöse Heuchler werden." —

„Schweigen Sie davon!" — rief der Kirchenrath in höchster Bestürzung und sah mit der küssenden Geberde seiner Lippen die geistliche Versammlung an, welche offenbare Zeichen der Bestürzung und des Missfallens zu erkennen gab. —

„Mein Herr" — fistulirte der Kirchenrath — „diese Erklärung, welche Sie eben ausgesprochen haben, wird Sie von Amt und Würde bringen, wenn Sie nicht widerrufen.

Sie haben sich bei Ihrer Anstellung in Dreieichen auf die symbolischen Bücher verpflichten lassen — — Sie selbst sind ein Uebertreter der Pflichten geworden, welche Sie vertreten sollen." —

„Ich habe jene Verpflichtung als Symbolum apostolicum aufgefasst, und die Fortentwicklung des Christenthums ist die wahrhaft apostolische Aufgabe eines Geistlichen." — . . .

„Anathema maran atha!" — rief der Kirchenrath und indem er diesen alten kirchlichen Bann- und Fluchspruch ausrief, schlug er ein Kreuz gegen sich und die ganze, ernste Versammlung neigte die ehrwürdigen Häupter. — —

Warner fühlte eine edle Empörung und die Begeisterung seines Wollens und Bewusstseins ließ sich nicht länger in die Schranken der gewaltsamen Zurückhaltung einsperren. — Als ob ein leuchtender Christus die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn treibe — so entrüstet, so in heiliger Empörung stand Warner vor der Versammlung und sprach: „Es hat einst auf dem Reichstage zu Worms der große Reformator reden dürfen vor Kaiser und Räthen — als es sich darum handelte, Gottes Wort zu vertreten gegen Aberglauben, Finsterniss und Vorurtheil — auch ich fordere dieses Recht zu reden, im Namen Gottes! — Nach des Apostels Worten, die er an

die Galater, Cap. V., 1. richtete: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasst Euch nicht wiederum in das knechtische Joch spannen" — nach diesen Worten wirke ich im Sinne des Apostels als ein christlicher Lehrer des neunzehnten Jahrhunderts. — Ich weiß, daß ich vor einer othodoxen Versammlung rede — aber ich hoffe, daß ich im Bewusstsein der Wahrheit und Gottinnigkeit, auch das Vorurtheil, die Finsterniss und die feindliche Absicht furchtlos und frei überwinden werde. — Die christliche Religion ist Liebe — jene Liebe, welche wir als eine unmittelbare Einheit mit Gott in uns empfinden. Die christliche Urkirche erhielt ihre Anhänger durch die prunklose, aber die innersten Zustände der Menschen befriedigende Lehre der Liebe — — die sich in ihrer ersten Wirkung durch jene Wohlthätigkeit offenbarte, welche die Reichen als Pflicht betrachteten und welche die weniger Vermögenden übten, indem sie fasteten — jene Liebe offenbarte sich zunächst in der Nachsicht, welche die ersten Anhänger Christi gegen alle Arten von Ketzern übten, durch die Milde gegen alle, vom Heidenthume unterdrückten Sclaven und durch das einfache, fromme Leben. — — Diese christliche Liebe, ohne Symbole und Dogmen — war also unmittelbar zur Humanität geworden — Ja! — und diese Humanität — diese praktische Liebe Gottes in uns Menschen, sie ist das Ziel und Streben des

Christenthums — sie, in ihrer reinen Unmittelbarkeit, ist die Absicht der Reformation. — An dieser Liebe sollen wir fortbauen im praktischen Leben — diese Liebe sollen wir immer mehr in dem uns durchdringenden, göttlichen Wesen zu erforschen suchen — denn die Lehre Jesu ist noch lange nicht fertig — sie ist nicht vollendet uns hinterlassen. Der Heiland sagt selbst: „Ich hätte Euch noch Vieles zu sagen, aber Ihr könnt es noch nicht tragen. — Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird Euch in alle Wahrheit leiten" — — dieses von Christus Unausgesprochene ist uns aber ein Vermächtniß, welches uns verpflichtet, durch tiefes Eingehen in die Lehre des Geistes, diesem ewigen Geiste immer inniger uns zu verschmelzen, indem wir ihn immer reiner, unverfälschter, immer geistiger erkennen. — „Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" — ruft der philosophische Apostel Paulus und im zweiten Briefe an die Corinther spricht er aus, daß es die Aufgabe seines Berufes — also auch jedes Geistlichen — sei — „das Amt zu führen des neuen Testamentes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes." — In diesem Amte wirke auch ich — und wer mir zum Vorwurfe machen will, daß ich im Sinne des Paulus meinen Beruf erfülle, der hat den Geist des neuen Testamentes nicht begriffen." —

„Mäßigen Sie sich" — fiel der Kirchenrath mit verdrehten Augen ein — „Sie sind nicht des Geistes wegen angeklagt, sondern — einer Philosophie wegen — Sie haben sehr ungerechter Weise die Philosophie in das Gebiet des Religiösen hineingreifen lassen, Ihre Predigten zeugen davon und bei der jetzigen frivolen Stimmung des Volkes, welches sich mit der Philosophie, der Wissenschaft des Teufels, beschäftigt, haben Ihre Kanzelvorträge einen weiten Wiederhall in dieser sündhaften Residenzstadt gefunden." —

„Die Philosophie ist der Geist selbst, in so fern er sich denkt — sie ist nicht das subjective Denken eines einzelnen Menschen — sondern das Denken an sich, welches den Schein von der Wahrheit, den Irrthum vom Falschen, das Hinfällige vom Ewigen erkennt und scheidet. — Diese Philosophie ist die ewige Schwester der Lehre Christi — ohne diese Philosophie hätte Paulus nicht an die Tessalonier schreiben können: „Dämpfet den Geist nicht — prüfet aber Alles und das Gute behaltet!" — Schon die verschiedenen, religiösen Bekenntnißformen zeugen von den mannigfaltigen Auslegungen des ewig einen Gottes — da dieser heilige Geist aber allen lebenden Wesen derselbe, der unveränderliche ist, so müssen die sich so oft widersprechenden Bekenntnißformen jedenfalls Beimischungen weltlicher und menschlicher Zuthat enthalten

und es ist diejenige Bekenntnissform die wahrste, vom Geiste am Innigsten durchdrungene, welche am Einfachsten, am Unmittelbarsten den ewigen Gott zu begreifen, welche den Geist am Deutlichsten in der Menschenseele wiederzufinden und zu verstehen vermag. Dieses soll der Protestantismus erfüllen und dazu bietet ihm die Philosophie die Hand und die Mittel des reinen Denkens dar. —"

„Herr Pastor" — unterbrach der Kirchenrath höhnisch die Worte des glühenden Redners — „die Philosophie, auf welche Sie trotzen, ist selbst von einem Manne, der mir seiner unchristlichen Ansichten wegen übrigens sehr ferne steht, nicht besonders geachtet, denn dieser Mann, Göthe — sagt von dem Publikum: „Urtheilen gelingt ihm miserabel!"" —

Dieses Wort erregte in der Versammlung ein beifälliges Nicken und eine formelle Heiterkeit. —

„Die rohe Masse hat keine Philosophie" — entgegnete Warner ruhig. — „Das Denken des Menschen beginnt seine Kindheit jedesmal mit der Reflexion auf das subjective Innere des einzelnen Menschen und die Weltanschauung knüpft ihr erstes Verständniss immer an die individuelle Wahrnehmungsfähigkeit. — Die Philosophie aber, welche das Denken des ewigen Geistes in der Menschheit selber ist, gehört nicht dem Individuum an, sondern ist Eigenthum der gesammten, bewussten Menschheit und

bauet seine Anschauungen weiter auf die Grundlagen des Bewußtseins der vergangenen Jahrhunderte. — Wollen Sie mein christliches Glaubensbekenntniß? — Hier ist es. — — Ich glaube an Gott — den ewigen Geist des Guten und ewig Wahren, den Geist der Liebe und Gerechtigkeit, welcher durch alle Wesen hindurchwirkt, welcher in der Natur zur Erscheinung kommt und in den Naturgesetzen die erste Kunde seiner ewigen Weisheit offenbart — der aber im Bewußtsein der Menschen sich gedankhaft spiegelt und seine Liebe, seine Wahrheit in den Menschengeistern zu individuellen Brennpunkten entzündet. — — Ich glaube an eine unmittelbare Offenbarung Gottes — denn ehe die Menschheit völlig reif wird, Gott im reinen Gedanken und im philosophischen Begriffe zu fassen und mit ihm Eins zu werden — lebt in der Tiefe des Menschen eine höhere Ahnung — eine ewige Sehnsucht. — In der Kindheit des Menschenlebens treibt diese ewige Ahnung des Göttlichen zur Anbetung der Natur — im Christen aber ist das Bewußtsein des reinen, göttlichen Geistes schon am klarsten entwickelt und gerade hier hat die Philosophie des edelsten Menschen der Erde, Jesus Christus, und seiner Apostel, die Grundlage zur unmittelbaren Gottinnigkeit des reinen geistigen Lebens geliefert. — Auf dieser Grundlage sollen wir weiterbauen. — Aber unsere zeitlichen Schranken haben

uns noch lange nicht so frei werden lassen, durch die Mittel des Denkens Gott vollständig zu erkennen und zu begreifen — — es liegt noch ein weiter, seliger Himmel göttlicher Wahrheit und Liebe hinter der Grenze unserer Vernunftanschauung — — und unser Herz fühlt die Ahnung davon, fühlt das Bedürfniss, sich sehnsüchtig nach jenen enthüllten, göttlichen Mysterien zu erheben, nach jenen Kreisen unserer Abkunft und Zukunft, für welche die menschliche Sprache noch keine erreichbare Merkmale, noch keine Begriffe, gefunden hat. — Und in diesen Sphären — mögen wir durch den sehnsuchtsvollen Blick in den gestirnten Himmel, durch die Sehnsucht musikalischer Töne, durch das Gebet oder durch das Wort des begeisterten Dichters hinaufgeleitet werden — eröffnet uns die religiöse Andacht ein ewiges Mysterium. — Hier, wo die Anschauung Gottes durch das reine Denken aufhört — hier entfaltet der religiöse Glaube seine herrliche Macht und hierauf deutete Christus, als er zu Thomas sagte: „selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ — . . . .

„Es ist demnach eine Tollkühnheit, allein auf dem Wege der Philosophie, ohne Glauben, Gott begreifen zu wollen — der Glaube ist die letzte, nothwendige Vermittlung unserer unendlichen Sehnsucht nach Gott und diese Vermittlung finden wir im Evangelium. — Der

Geistliche des neunzehnten Jahrhunderts hat deßhalb die zweifache Aufgabe, die durch die Vernunft philosophisch festgestellten Begriffe Gottes in populärer Weise dem Volke zugänglich zu machen und durch die Gesetze Gottes — die Gesetze der Moral — zu bewahrheiten — ferner aber auch das Volk in die höhere Andacht zu erheben und im gläubigen Gebete und durch die Lehre des Evangeliums hinaufzuleiten zur Verschmelzung des Gefühles und der Ahnung mit Gott. O! und aus dieser Andacht — aus dieser mysteriösen Verschmelzung mit Gott — bringt jedes Herz eine unaussprechliche Weihe mit in das Erdenleben zurück — eine Kraft, eine Liebe, eine trostreiche Hoffnung, die unser tägliches Leben verschönert und uns unwillkürlich mit unseren Blicken nach dem Himmel treibt — um dort — dort oben die Seligkeit und Befriedigung unseres himmlischen Heimweh's zu empfinden. — O! diese Liebe, welche im Menschen wohnt und auf Erden keine Befriedigung findet, bedarf immer der religiösen Vermittlung — denn unsere Vernunft giebt hier noch keine Antwort darauf. — Und dieses Heimweh nach Oben — diese von der Philosophie gefundene Einheit Gottes mit dem Menschen — das Wesentliche des Christenthums — bedingt und fordert Humanität und Wahrheit." —

„Wenn Sie" — fistulirte der Kirchenrath — „auf

diesem Wege den orthodoxen Buchstaben der heiligen Schrift verlassen haben, so darf ich Sie nicht länger die Kanzel betreten lassen. — In dem neuen Testamente ist die christliche Lehre fertig, vollständig und abgeschlossen und ich billige es nicht, daß ein Buchstabe darin gedrehet wird." —

„Fertig ist nur der Tod — das Lebendige niemals!" — rief Warner feierlich aus — „Christus als fertig und abgeschlossen gedacht, wäre nur der gestorbene Christus, der noch nicht Auferstandene — O! gerade mit der Auferstehung beginnt die Fortentwicklung des Christenthums — denn Christus will für alle Ewigkeiten in seiner Gemeinde fortwirken und gestalten. — Und nochmals wiederhole ich hier laut: das Ziel unseres christlichen Lebens ist Weiterforschen in der Wahrheit und diese Wahrheit ist die Humanität. — Darum missbillige ich den Buchstabendienst und das Formwesen, denn es wird der Geist dabei stumpf und das Herz verknöchert — darum erzeugt das todte Christuswesen auch in unseren Tagen das zahlreiche Pharisäerthum." —

Der Kirchenrath wollte mit großer Gereiztheit aufspringen und ein neues Anathema gegen den leuchtenden, in glücklicher Begeisterung dastehenden Warner schleudern, als plötzlich der Consistorialdiener hereintrat — — und, mit ängstlichem Eifer und neugierigen Blicken nach Warner, auf den Kirchenrath zueilte, um ihm die Worte zuzuflüstern:

„Hochwürden — — draußen ist eben der Leibhusar Sr. Königl. Hoheit angekommen — der Prinz Leopold befiehlt augenblicklich den Pastor Warner zu sprechen.“

Der Kirchenrath stutzte, die süßliche, küssende Geberde der Lippen verzog sich schnell in ein starres Offenstehen des zahnlosen Mundes — er flüsterte mit seinen Nachbaren rechts und links und — nachdem er noch einmal die Augen verdrehet hatte, erhob er sich am Tische und sagte: „Herr Pastor Warner — wir bedürfen Ihrer weiteren Vertheidigung nicht mehr — Sie haben uns ein reiches Material zur Beurtheilung geliefert. — — Da aus mir unbekannten Gründen der Prinz Sie schnell zu sprechen wünscht, so entlasse ich Sie — bis auf Weiteres.“ —

Warner verbeugte sich stumm und schritt aus der Thür. — —

Als der Prediger mit dem Consistorialboten hinausgegangen war, sprach Lucas zu seinen Beisitzern: „Sie haben nun gehört, daß Warner nicht länger als Seelsorger im Amte bleiben kann — seine Lehren dulde ich nicht und ich hätte seine einstweilige Suspension vom Dienste decretirt, wenn ich nicht erst abwarten wollte, was Seine Hoheit von dem Manne befehlen. Einer allerhöchsten Person darf man nicht vorgreifen.“ —

Die Versammlung nickte beistimmend. — —

. . . .

Nicht ohne große Ueberraschung hatte Pastor Warner beim Austreten aus dem geistlichen Versammlungssaale den prinzlichen Leibhusaren in strahlender Uniform auf ihn warten sehen. — Es war ihm dieser Ruf zu einem hohen Herrn, der von allen sittlichen Menschen, wegen seiner Biederkeit und rechtschaffenen Handlungsweise geachtet und hoch geliebt wurde, so plötzlich und unvorbereitet gekommen, daß er in der ersten Unruhe vermuthete, die List seiner Gegner hätte ihm eine neue Falle gelegt. — — Der Leibhusar war aber sehr höflich, erklärte, daß er schon in dem Pfarrhause der Johanneskirche gewesen sei und dort von der Magd erfahren habe, daß der Herr Pastor in das Consistorium gegangen wäre. — „Als ich gerade aus Ihrer Hausthür trat, die der Thurmthür gegenüber liegt“ — fuhr der Leibhusar fort — „ereignete sich noch eine sonderbare Geschichte — die Polizei hat zwei Männer auf dem Johannesthurme arretirt — wahrscheinlich Glockenläuter, denn es wurde gerade oben geläutet.“ —

Auch diese Nachricht kam Warner sehr überraschend und er glaubte nunmehr gewiß, irgend einer Bosheit zum Opfer zu dienen — doch vertrauete er auf das Rechtlichkeitsgefühl des Prinzen und auf den göttlichen Beistand.

— Da das Schloss noch entfernt lag und der Leibhusar versicherte, daß Sr. Hoheit gewiss ungeduldig warten würden, so benutzte Warner eine auf der Straße harrende Droschke und stieg, den Husaren zurücklassend, ein. —

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Einfahrtsthore des seitlichen Schlossflügels. — Es erregte bei der unteren Dienerschaft des Palais Aufsehen und Befremden, als ein Geistlicher im vollen Ornate und einer kleinen Bibel in der Hand, ausstieg und auf den Wink eines Kammerdieners die Marmortreppe nach den Gemächern des Prinzen Leopold hinaufschritt. —

In einem prunkenden Marmorsaale ließ der Kammerdiener den in verschiedenartige Vermuthungen versunkenen Geistlichen allein und entfernte sich durch eine Gallerie mit Antiken geschmückt, welche zu dem Wohnzimmer des Prinzen führte. — Nach etwa einer Minute öffnete sich die entgegengesetzte Thür der Antikengallerie und die hohe, stattliche Gestalt des Prinzen Leopold erschien, einen Knaben an der Hand führend. —

Warner erschrak — fast hätte er in der Ueberraschung, die ihm widerfuhr, Haltung und Fassung verloren, denn der Knabe war ja Max, der frühere Pflegbefohlene des Predigers. Aber auch der Knabe hatte den Geistlichen kaum erblickt, als er jubelnd sich von der Hand des Prinzen losriss und mit ausgebreiteten Armen auf Warner

zustürzte, der ihn betroffen und sprachlos, den Prinzen anblickend, an die Brust drückte. —

„O! nun musst Du bei mir bleiben" — jubelte das Kind und versuchte die Hand des Predigers nach der Hand des Prinzen zu ziehen. —

„Ich habe Sie rufen lassen" — nahm der Prinz das Wort — „weil ich von diesem Kinde erfuhr, daß Sie vor Ihrer Anstellung in der Residenz der erste Erzieher desselben gewesen sind und da das Kind mit einer großen Liebe und Zuneigung von Ihnen erzählte —"

„Ja!" — rief Max — „Du bist immer so gut gewesen — ach! — seit die bösen Menschen mich einsperrten und mir untersagten, wieder zu Dir zu gehen, da habe ich immer geweint." — . . .

„Königliche Hoheit" — sagte Warner, allmälig sich sammelnd — „ich hatte das Glück, früher den Sohn des Herrn Grafen unter Aufsicht zu haben und es schmerzte mich tief, plötzlich das liebe Kind aus den Händen geben zu müssen — wie ein unerwarteter Befehl des Grafen forderte." —

„Was war die Ursache dieses Befehls?" — fragte der Prinz mit besonderem Interesse. —

„Ach! — das weiß ich" — fiel mit lieblicher Unschuld und Offenheit der Knabe ein und blickte mit seinen freien, unschuldigen Augen den Prinzen freundlich an. —

„Onkel Warner hatte mir viele schöne Geschichten erzählt, die dem Schloßvogte nicht gefielen und als er mir die schöne Geschichte mit dem Riesenspielzeuge gelehrt und ich diese dem Vogte auf dem Schlosse wiedererzählt hatte, da schrieb er einen Brief und bald darauf wurde ich eingesperrt und ich durfte den guten Pastor nicht wieder sehen. — Und da kam ein anderer Pastor dorthin — hu — ein böser, häßlicher Mann, der erzählte mir immer, daß ich bald eine neue Mutter haben sollte, die ich recht lieb haben müßte — und daß mein Papa bald wieder nach dem Schlosse kommen wollte — ach! ich kenne meinen Papa gar nicht." —

Mit deutlichem Wohlgefallen hatte der Prinz in das Gesicht des zu ihm aufstrahlenden Knaben geblickt und mild fragte er: „Wie heißt denn die Geschichte von dem Riesenspielzeuge?" —

„O! die will ich Dir erzählen" — lächelte der Knabe und sah dabei glücklich und muthig auf Warner. — „Es lebte mal auf einer alten Burg ein Riese und der hatte eine Tochter, die auch eine große Riesin war. Und als sie einmal hinab in das Thal gehen wollte, sah sie auf dem Ackerfelde Bauern, welche pflügten. Darüber wunderte sie sich und betrachtete die kleinen Leute, die Pferde und den Pflug. — „Ei" — sagte sie — „das Spielzeug nehme

ich mit.“ — Und da knieete sie auf die Erde nieder und strich die Bauern mit Pferden und Feldgeräth in die Schürze und mit einem Sprunge war sie damit oben auf dem Felsen. Ihr Papa saß gerade am Tische. — „Ei“ — sagte sie — „lieber Papa, hier habe ich ein allerliebstes Spielding gefunden und sie stellte Alles auf den Tisch, die Bauern, den Pflug mit den Pferden — und schlug vor Freuden in die Hände, als sie um den Tisch hüpfte. Der Papa aber machte ein böses Gesicht und sagte: „Kind, das ist kein Spielzeug, gehe gleich wieder hin und trage es auf das Feld zurück — — mir ist der Bauer kein Spielzeug, denn bauet der Bauer nicht sein Ackerfeld, dann haben wir großen Leute auf den Bergschlössern nichts zu leben.“‘ —

Der liebliche Knabe hatte diese Fabel so naiv und rührend erzählt, daß der Prinz aus einem tiefen, erinnerungsreichen und wehmüthigen Anschauen des Kindes zu erwachen schien, als Max auf Warner zusprang und freudig rief: „Siehst Du — habe ich nicht gut behalten?“ — Der Prinz blickte dann wohlwollend den Prediger an und sagte: „Sie sind jetzt Prediger in dieser Stadt — der Name Warner ist mir bekannt — haben Sie noch einen Bruder?“ —

„Zu Befehl, Hoheit — mein Bruder ist Arzt und

gegenwärtig in dem Typhushospitale am Buchwalde beschäftigt.“ —

„Ich kenne Ihren Bruder“ — sagte lebhaft der Prinz — „er ist ein braver, junger Mann — ich wünsche ihn wiederzusehen — und Sie — kommen Sie eben aus einer geistlichen Handlung?“ —

„Hoheit — ich bin aus dem Consistorium hierher gerufen auf Ihren Befehl — ich war wegen meiner religiösen Wirksamkeit angeklagt worden und hatte die Pflicht, mich vor meinen anders denkenden Vorgesetzten zu vertheidigen.“ —

Der Prinz stutzte und maaß den Geistlichen mit forschenden, zweifelhaften Blicken. — Dann sagte er schnell: „Berichten Sie mir ausführlich darüber.“ —

Und Warner erzählte, daß er in seiner Wirksamkeit und in dem Glücke, eine immer mehr wachsende Gemeinde zu haben, beneidet und verdächtigt worden sei — er verschwieg aber großmüthig das feindselige und heuchlerische Benehmen seines Collegen Rabe — und suchte in edler Bescheidenheit seine Wirksamkeit zu deuten. Als der Prinz eine Darstellung der antiorthodoxen Richtung Warner's befahl, wiederholte er sein Glaubensbekenntniß, wie er es kurz vorher dem Consistorium vorgetragen hatte und während er in schöner Begeisterung vor dem auf-

merksamen und immer freundlicher auf ihn blickenden Prinzen stand, hatte Max die Hand des Predigers auf seine Brust gedrückt und sein großes, offenes und klares Augenpaar leuchtend zu ihm aufgeschlagen und der süße Kindesmund lächelte in halbgeöffneter, horchender Geberde zu ihm empor. —

Warner hatte geendet. — Da traf ihn des Prinzen Blick mit Würde, Wohlwollen und Begeisterung und indem der Prinz auf des Geistlichen Schulter klopfte, sagte er: „Sie sind ein Prediger, wie ich ihn mir gedacht habe — — fahren Sie fort, im Geiste des Evangeliums als Apostel einer freien Entwicklung des Glaubens zu wirken — ich werde von nun an Ihrem Gottesdienste persönlich beiwohnen.“ —

Doch ehe Warner die Worte des dankbaren Gefühles gegen die Vorsehung in eine innige Ansprache an den Prinzen zu fassen vermochte, fuhr dieser schnell fort:

„Ich will Ihnen diesen Knaben anvertrauen — seien Sie sein Erzieher und bilden Sie ihn zu einem edlen Manne.“ —

„Hoheit“ — sprach Warner bestürzt — „der Graf wird — . . .“

„Ich übergebe Ihnen in diesem Knaben meinen Sohn“ — fiel der Prinz ein — „nennen Sie ihn von heute an Max Höfner.“ —

„Ich bin zu betroffen — Hoheit — um diesen Befehl ganz zu verstehen" — sprach Warner, indem er mühsam nach dem Zasammenhange suchte. —

„Auch mir wird noch der Zusammenhang klar werden müssen" — antwortete der Prinz. — „Dieses Kind trägt die Züge seiner unglücklichen Mutter — ich ernenne Sie zu meinem geistlichen Seelsorger — und so erfahren Sie denn, daß ich als Christ eine Schuld gegen dieses Kind abzutragen habe, die mein Gewissen von mir fordert. In diesem Augenblicke stehe ich nicht als Prinz vor Ihnen — sondern als Mensch, der die Gnade Gottes anruft und in Ihnen einen edlen Apostel des göttlichen Wortes gefunden hat, der fähig ist, dieses Kind zur Tugend heranzubilden." —

Und ehe noch Warner antworten konnte, neigte sich der Prinz zu dem aufhorchenden Knaben und fragte: „Willst Du wieder zu diesem guten Manne gehen?" —

„Ach ja" — rief der Knabe, welcher sich glücklich an Warner schmiegte und den Prinzen dankbar ansah. — Der Prinz blickte in die Augen des lieblichen Kindes nieder — eine unwillkürliche Rührung überwältigte den biederen Mann — schnell ergriff er die Hand des Knaben und indem er die hastigen Worte sprach: „Ich werde in einer halben Stunde das Kind nach der Pfarre schicken — erwarten Sie dort meine ferneren Befehle" — schritt er

die Antikengallerie schnell hinunter, ohne sich umzusehen, da eine Thräne in seinen Augen hing — Max richtete bittend und beklommen seinen Blick auf Warner zurück, der langsam, von dem Ereignisse bestürzt, den Marmorsaal verließ. — —

Drei und dreißigstes Capitel.

Die Tänzerin St. Briçe war fortgeeilt, um Leda von Dönhoff aufzusuchen. —

Unterwegs kämpften in ihrem lebhaften Inneren zwei Widersprüche mit einander — die auf reiche Vergeltung hingewiesene Klugheit, sich dem Wunsche ihrer Schwester, in Betreff ihrer stolzen Verleugnung zu fügen — und die Eitelkeit, welche immer von Neuem den Gedanken aufstachelte, daß die Schwester sich ihrer schäme. — Demoiselle St. Briçe hatte nicht minder, wie Hardine von Stignitz, einen leicht verwundbaren Stolz, denn die Aufmerksamkeiten, welche sie überall an den Orten ihres Auftretens gewohnt geworden war, die Huldigungen, welche ihr als Künstlerin und feueriges, hübsches Mädchen, bereit-

willig dargebracht zu werden pflegten, hatten auch sie mit einer gewissen Prätension erfüllt und jene Ansprüche in ihr genährt, welche der empfindliche Künstlerstolz zu machen sich berechtigt glaubt. —

Leda von Dönhoff fühlte leicht aus dem aufgeregten, bald leidenschaftlichen, bald abgemessenen Benehmen der Tänzerin heraus, daß die Geliebte des Grafen bereits auf das Herz der Schwester eingewirkt habe — denn wenn sie die glühende Begeisterung und kindliche Freude, womit die Tänzerin den Ring in Empfang genommen hatte, mit deren jetziger Verwirrung und dem Widerspruche verglich, wie er im Benehmen des Mädchens hervorstach, so konnte Leda nicht zweifeln, daß sie dem Zwecke des Besuches und Gespräches die richtigste Deutung gegeben habe. —

Auf die Ansprache der Tänzerin, daß Hardine nicht ihre Schwester sei, daß Lunsen aus anderer Familie stamme — erwiderte Leda ein so mitleidsvolles Lächeln, daß der Stolz der Tänzerin deutlich den Ausdruck der Beleidigung gewann. — Hinter diesem Gefühle stürmte aber bei ihr der Drang nach Mittheilung, nach wortreicher Erleichterung und als Leda, fest entschlossen, die Wahrheit zu ergründen, mit offenem Freimuth erzählte, wie Doctor Warner die Stignitz einst in Brüssel gesehen habe, wie er Zeuge eines früheren Vorfalls habe werden müssen, der die jetzige Prätension der Favoritin Lügen strafe — da küßte

die Tänzerin mit der ihr eigenthümlichen Beweglichkeit, Leda's Hände und gestand unter Thränen ein, wie Hardine sie verleugne und sie nicht wisse, ob sie von ihrer Schwester aus Klugheit verleugnet und still geliebt oder von ihrem Stolze verachtet werde. —

Leda gedachte des Umstandes, daß die entsetzliche Bosheit der gräflichen Favoritin eine Absicht auf das Leben ihres theueren Ludwig gehabt hatte — sie erklärte in der Leidenschaftlichkeit ihrer Empörung über die Umstrickung des verwandten Grafen — laut und frei gegen die Tänzerin, daß sie die Stignitz — und überhaupt jede Lüge im heiligen Gefühle der Weiberliebe, aus tiefster Seele verachte und es für die Pflicht jedes moralischen Herzens halte, diese Verachtung an den Tag zu legen. —

Die Tänzerin hatte eine solche Sprache nicht erwartet, und wol früher nie gehört. Es schien, als beschäme sie die stille Erinnerung an eigene frühere Verhältnisse, welche zu denen gehörten, über die Leda so empört sich aussprach. — Sie fühlte nicht den Trost bei der Dame, welchen sie zu finden geglaubt hatte und die Unterhaltung ging bald in eine drückende Stille über. —

Unbefriedigt und kleinlaut empfahl sich die Tänzerin. Leda fühlte sich indessen ebenfalls so aufgeregt, daß sie sich auf den Weg nach dem Pfarrhause machte, um den Prediger Warner von dem Ereignisse zu benachrichtigen.

— Es war schon Hochmittag. — Der Prediger war nicht zu Hause — die Magd sagte, daß er schon früh im vollen Ornate nach dem Consistorium gegangen sei und daß schon vor einer Stunde der Leibhusar des Prinzen eilig nach dem Pastor gefragt und gleich den Weg nach dem Consistorium eingeschlagen habe, um Warner schnell zum Prinzen Leopold zu holen. — Auch diese Nachrichten kamen Leda so überraschend, daß sie sich in die ängstlichsten Vermuthungen verlor und völlig erschrak, als die Magd noch hinzu setzte, daß gerade, als der Leibhusar dagewesen sei, der Glockenläuter Schwarzmeier und noch ein junger Mensch im Johannesthurme arretirt worden wären. —

Leda schritt noch aufgeregt über die Hausflur des Pfarrhauses, als plötzlich Warner, im vollen Ornate, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, in das Haus trat und in allen seinen Bewegungen eine ungewöhnliche Unruhe verrieth. — Als er Leda erblickte, führte er sie in sein Studierzimmer und seine Hand zitterte und brannte in der Hand der künftigen Schwägerin. — Als Beide im Zimmer angekommen waren, sahen sie sich bang und fragend an — dann erzählte Leda zuerst ihre Begegnisse mit der Tänzerin und Warner berichtete darauf von den Ereignissen, die er an diesem Vormittage erlebt hatte. Als Leda erfuhr, daß das Kind nicht der verstorbenen Gräfin, der Schwester ihrer Mutter, zugehöre, schauderte sie bei dem

Gedanken an ein stilles, entsetzliches Verbrechen und Warner tröstete sie damit, daß diese Entdeckung wahrscheinlich den Hochmuth und Stolz des Grafen demüthigen werde und damit zugleich die Vorsehung als wirksam anerkannt werden müsse, die diesen Weg gewählt habe, ein Gemüth zu erschüttern, welches im Reichthume und in der hohen Stellung des äußeren Lebens sich überschätzt und die sittliche Bedeutung des Menschen verachten gelernt habe. — Und als Warner erzählte, wie seine Feinde ihm Verderben zu bereiten bemühet wären und wie er nun so unerwartet aus der Gefahr gerissen und dem edlen Prinzen, dem künftigen Thronfolger, so nahe gekommen und von ihm, der zweiten höchsten Person des Landes, zum Seelsorger ernannt worden wäre — da ergriff ihn unwillkürlich die Andacht des Dankes gegen die Vorsehung und mit gefalteten Händen sprach er feierlich: „Menschen gedachten es böse mit mir zu machen — Gott aber gedachte es gut zu machen!" —

Ein plötzlicher Entschluß riß Leda, die edle, strengsittliche Jungfrau, aus ihrem bangen Nachdenken. — Als eine Verwandtin des Grafen wollte sie, — obgleich seit dem Tode der Gräfin und Leda's Mutter keine nähere Beziehung zwischen ihr und dem Hause Dreieichen obgewaltet hatte, da der Graf theils zu stolz, theils Jahrelang als Gesandter abwesend gewesen war — doch einen Schritt

wagen, um dem verblendeten, hintergangenen Grafen die ganze Erbärmlichkeit seines Verhältnisses aufzudecken. Sie wollte ihm offen erklären, wie alle sittlichen Personen der Residenz über die Oeffentlichkeit entrüstet wären, womit jedes moralische Verhältniss zwischen Mann und Weib verleugnet würde, indem der Graf seine Favoritin mit einem Luxus und Glanze umkleide, der allen wahrhaften, edlen Neigungen fremd sei und der öffentlichen Ehre des Weibes Hohn spreche. — Sie wollte dann dem Grafen die Augen öffnen über die frühere Lebensweise seiner vermeintlichen treuen Liebhaberin, wollte Ludwig's Bekanntschaft mit ihr in Brüssel dreist zur Kunde bringen und dann die Geständnisse der Tänzerin dem stolzen Grafen an das Herz legen. „O!" — schluchzte Leda, in edler Aufregung — „ich bin diese Handlung dem seligen Geiste meiner Tante, der edlen, strengsittlichen Gemahlin des Grafen, schuldig." —

Warner überlegte noch, welche Mittel zu ergreifen wären, um auch Hardine, bei ihrem Sturze aus der Höhe des gräflichen Verhältnisses, nicht moralisch zu Grunde zu richten, sondern auch auf ihr Gemüth einen sittlichen Einfluss zu üben — als die Hausthür aufgerissen wurde und ein eiliger Sporntritt auf der Diele des Hauses erscholl. Mit flüchtigem Finger klopfte eine stürmische Hand an die Stubenthür — diese wurde aufgerissen und — zum Erstaunen Warner's und Leda's von Dönhoff — reckte sich

der Oberkörper des Grafen in die Stube und sein echauffirtes Gesicht spähete vorsichtig nach den beiden Personen. — Ein schnell unterdrücktes Erschrecken schien über seine Mienen zu zucken, als er Leda erkannte, die, von dem ungewöhnlichen, plötzlichen Erscheinen des Mannes überrascht, einige Schritte zurücktrat. Daß der stolze Graf sich so weit herabließ, zu Fuß und in dieser Aufregung den Pastor Warner aufzusuchen, war ein sprechender Beweis von den heftigen Gemüthsbewegungen, welche im Grafen stürmen mussten. — Anfänglich wollte der erhitzte Mann in der Thür zurückweichen, doch entschloss er sich rasch zum völligen Eintreten. Den Hut stellte er auf einen Stuhl, Reitpeitsche und Handschuhe warf er in den Hut und mit deutlicher Unsicherheit in der Wahl der Worte, sprach er zu Warner: „Ich weiß, daß Sie ein aufrichtiger Mann sind — vor einigen Minuten erhalte ich die Kunde, daß Sie nach dem Schlosse gerufen wurden — — waren Sie bereits dort?“ —

„So eben kehre ich von Sr. Hoheit zurück“ — antwortete Warner theilnehmend — und man konnte aus der Weichheit seiner Blicke errathen, daß ihn das Ereigniss mit dem Sohne des Grafen, dem vermeintlichen Vater gegenüber, mit Betrübniss erfülle. —

„Was wollte der Prinz von Ihnen?“ — fragte der Graf stürmisch. —

Warner antwortete mit niedergeschlagenen Augen: „Mir wurde der liebliche Knabe Max auf Befehl Sr. Hoheit zur Erziehung übergeben — er heißt von jetzt an Max Höfner.“ —

Der Graf zuckte mit den Gesichtsmienen und sah bestürzt Leda an, die mit zurückgehaltener Aufregung am Fenster stand. — „Herr Pastor“ — sprach der Graf mit Hast — „was wissen Sie davon, daß ein Glockenläuter einst ein Kind geraubt hat?“ —

„Nur durch das Beichtgeständniß einer Sterbenden wurde ich mit einem Verbrechen bekannt“ — antwortete Warner ernst — und er erzählte die Scene bei der Frau Aken, ohne jedoch auf eine Mitschuld Rabe's und des Küsters hinzudeuten. —

„Der Glockenläuter hat damals auf eigene Hand das Kind zu mir nach Dreieichen gebracht — meine Gemahlin — ich — wir sollten getäuscht werden — ha! — welche Schmach“ — rief der Graf zähneknirschend aus, indem er einmal durch die Breite des Zimmers schritt. — Plötzlich blieb er vor Warner stehen und fragte: „Kennen Sie einen Menschen, der sich Fitzlappe nennt?“ —

„Er ist ein Vagabunde“ — erwiderte Warner. —

„Es soll auf eine Nachricht aus Dreieichen, wo der neue Pastor Korn durch Bubenhand ertrunken ist, der Glockenläuter hier arretirt worden sein — und die Polizei

fand es für gut, auch jenen Fitzlappe festzuhalten, da das Signalement des Vorstehers und des Schenkwirths zu Dreieichen mit dem Aeußeren dieser beiden suspecten Menschen übereinstimmen soll.“ — — Plötzlich blickte der Graf verlegen auf Leda und sagte, indem er die hellen, blauen Augen scheu zu Boden schlug: „Ja — Fräulein — das letzte Andenken an meine selige Frau muss mir durch einen Betrug geraubt werden.“ —

Leda hatte bisjetzt innerlich bewegt am Fenster gestanden und scheinbar theilnahmlos das Gespräch der Männer an sich vorüber gehen lassen. — Als der Graf aber, mit der Bewegung des Forteilens, Handschuhe und Hut ergriff, trat Leda plötzlich hervor und der Graf fühlte eine offenbare Bestürzung, als diese edle, imponirende Jungfrau ihr leuchtendes Auge auf ihn heftete und die Worte sprach: „Herr Graf! — ich habe Ihnen ein Geständniss zu machen — bei dem Andenken Ihrer seligen Gemahlin beschwöre ich Sie, daß ich Wahrheit rede — daß ich nicht zu Ihrer Beschämung, sondern zu Ihrer Rettung vor größerer Schande diese Worte zu Ihnen rede.“ —

„Was wollen Sie? Welche sonderbare Worte?“ — sprach zurückweisend und stolz der Graf. —

— „Ich darf so mit Ihnen reden“ — fuhr Leda aufgeregt fort und ihr edles Gesicht gewann selbst an stolzer Würde — „ich darf so mit Ihnen reden — — ver-

gessen Sie nicht, daß ich eine Verwandtin Ihres Hauses bin." — . . .

„Wozu dieses?" —

„Um Sie zu warnen — um Sie vor einer großen Beschimpfung zu schützen, ehe die Welt über Sie den Stab bricht, — ich darf so zu Ihnen reden, denn der Schatten, welcher auf Ihren Namen fällt, beschimpft auch gleichzeitig das Andenken einer edlen Verklärten, das Andenken Ihrer Gemahlin, meiner redlichen, strengsittlichen Tante."

„Ich bin bereits durch das Verbrechen mit dem Kindertausche beschimpft — das meinen Sie doch?" — sagte der Graf ungeduldig. —

„Nein" — fuhr Leda fort — „o nein! — das Verbrechen eines Andern schändet Sie nicht, wenn Sie es nicht kennen und keinen Theil daran haben — aber es drohet Ihnen eine größere Schande vor der Welt — — eine Entehrung Ihres Namens, Ihres Standes — Ihres Blutes." —

Der Graf stutzte.

„Sie sind in den schlauen Netzen einer Betrügerin" — fuhr Leda begeistert fort — „Sie wähnen geliebt zu sein — glauben ein treues, ehrliches Weib zu lieben — aber eine Komödiantin der Liebe hat Sie umstrickt — eine unsittliche Dienerin Ihrer Laune haben Sie umarmt — die Lüge war es, welche Ihnen huldigte." —

„Nimmermehr — welche Sprache! — Unerhört!“ — rief der Graf mit der Geberde der Beleidigung und Verachtung. —

„Hören Sie mich“ — sagte Leda in einem fast bittenden Tone — „o! ich rede im Gedächtniß Ihrer verklärten Gemahlin zu Ihnen — Ihre Hardine ist aus dem Besitze Anderer erst spät in Ihre Arme übergegangen.“ —

„Hardine von Stignitz ist die Tochter eines Baron's, der in Italien starb“ — fiel der Graf drohend ein. —

„Sie ist eine Sängerin, Namens Leoni“ — sprach Leda feierlich — „in Brüssel, wo sie unter dem Nameneiner Demoiselle Malton lebte, starb in ihren Armen ein Schwelger Angesichts meines Verlobten, des Doctor Warner — — sie floh nach Paris, wo man sie wieder als Begleiterin eines Lebemannes antraf — sie ging mit einem Baron von Stignitz nach Italien — dort starb der Baron und sie bemächtigte sich seiner Papiere und seines Namens. — Herr Graf — erst dann haben Sie dieses unreine Herz kennen lernen — erst dann — . . . . . . Wollen Sie Beweise? — Mein Verlobter wird es Ihnen sagen — — und die Tänzerin St. Brice ist die leibhafte Schwester Hardine's, deren Vetter, von Lunsen, Sie durch Ihren Einfluß zum Offizier befördert haben. — Dieser junge Mensch liegt jetzt draußen im Typhushospitale des Doctor Warner und schickte im Kampfe des Todes einen

Familienring an die Tänzerin St. Brice — dieser Offizier ist der Sohn von einer zweiten Schwester der Stignitz, die sich dem Steueraufseher von Lunsen auf dem Sterbebette antrauen ließ — daher kommt sein Adel. — Und daß diese Stignitz die Aussage eines Zeugen ihres früheren Lebens fürchtet, wird dadurch bewiesen, daß sie Lunsen aufreizte, meinen Verlobten im mörderischen Duell zu erschießen — aber Gott hat ihn beschützt und der edle Prinz Leopold trat zufällig auf den Wahlplatz, als Ludwig Warner sich des Mannes erbarmte, der sein Mörder werden wollte, aber von Gottes Hand plötzlich in schwere Krankheit geworfen wurde.“ —

„Fräulein — Leda“ — stammelte der Graf mit fast gelähmter Stimme. — „Können Sie das beweisen? — Kein Wort weiter davon, ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen.“ —

„Ich wünsche, daß Sie Ihre Ehre retten, daß Sie den Namen des Grafen von Dreieichen nicht durch eine freche Intriguantin beflecken lassen — daß unter dem Schutze Ihres Einflusses nicht die öffentliche Sitte, die Würde des weiblichen Geschlechtes verhöhnt werde. — Nur Ihrem Range haben Sie es zuzuschreiben, daß die Aristocratie Ihrer Hardine eine forçirte Achtung schenkt — fallen Sie in der Gunst des Hofes — erleiden Sie ein Gericht des Volkes über die Unächtheit Ihrer künstlich emporgetriebenen

Baronin — dann wird auch eben so schnell die Schein-achtung verschwinden und Diejenigen, welche am Meisten sich gezwungen fühlten, Ihr unmoralisches Verhältniss für edel und anständig zu erklären, werden am Eifrigsten an Ihrer Schande und Zurücksetzung arbeiten.“ —

Der Graf warf einen wüthenden Blick auf Leda und man durfte aus den wilden Zügen des sonst immer stolzen und vornehm bezwungenen Gesichtsausdruckes schließen, daß der Graf seine Fassung verloren habe. —

Warner trat ergriffen zu ihm und wollte einige Worte der Beruhigung reden, als der Graf plötzlich mit stechenden Blicken den Geistlichen betrachtete und verächtlich sagte: „Sie, Herr Pastor — — verdanken der Empfehlung des Fräulein von Stignitz meine Verwendung für Ihre Berufung an diese Pfarre — ich hoffe, Sie werden nicht zu Denen gehören, welche an meiner Schande arbeiten.“ —

Ehe der Prediger seine innere Entrüstung überwältigt hatte und antworten konnte, war der Graf aufgebracht davon geeilt. —

Er lenkte seine Schritte geradeswegs nach der nicht sehr entfernten Wohnung des Kammerherrn von Schönwangen. — Die Dienerschaft in diesem Hause schüttelte den Kopf und flüsterte heimlich mit einander, als der Graf sich beeilte, die Zimmer des Kammerherrn zu erreichen. Die Dienerschaft weiß gewöhnlich von den Zuständen der

hohen Herrschaften genau Bescheid und so flüsterte sie auch bereits im Hause des Kammerherrn von der Ungnade des Grafen bei Hofe, von der Geschichte mit dem Kinde und der Tänzerin St. Briçe. Letztere und ihr Verhältniß zur gräflichen Maitresse war besonders durch die Zunge der Lieutenantin Morgenroth in das Gespräch des Publikums gekommen und schon in der Mittagsstunde unterhielten sich die Bürgerfamilien über diese Stadtneuigkeit. Aber auch in den höheren Zirkeln wurde der Name der Stignitz vielfältig genannt, da vom Schlosse aus die Geschichte mit dem Kinde in die Kreise des Hofadels weitergetragen wurde. —

Als der bedrängte, in seinem maßlosen Stolze so heftig erschütterte Graf zum Kammerherrn von Schönwangen trat, empfing ihn dieser, im Begriffe auszufahren, mit ungewöhnlicher Kälte und Formalität, denn er wußte bereits, daß der Graf keine Zukunft mehr in der Aristocratie habe. — —

„Was haben Sie gemacht — Herr Graf" — sprach der Kammerherr. — — „Eben war der Commerzienrath Balke bei mir und wunderte sich, wie Sie mit Gewalt Ihre fatale Angelegenheit in das Publikum bringen wollen — Sie haben es geschehen lassen, daß der Glockenläuter und sein Freund arretirt sind — ohne daß Sie sogleich Schritte dagegen zu thun beliebten. — Wollen Sie Ihre

eigene Angelegenheit vor das Polizeigericht bringen lassen? — Wer nur dem Glockenläuter und dem anderen Burschen auf die Spur gekommen sein mag? — Ich zweifle, daß der Prinz die Sache weiter verfolgen läßt — aber ich rathe Ihnen, Alles mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. — Und — das Gerücht spricht von einer zweideutigen Abkunft Ihrer Herzensdame — und von der Tänzerin St. Briçe — — ich bedauere Sie — ich würde mich still auf mein Gut zurückziehen — würde Alles niederschlagen." —

Der Graf war zerknirscht — er fand keinen Trost bei dem Kammerherrn, dessen Benehmen so kühl, so leichtfertig und spöttisch war, daß der Graf sich beleidigt fühlte. — Mit gezwungener Höflichkeit trennten sich beide Hofmänner, um sich nicht wieder zu sehen. —

Es war bereits drei Uhr, als der Graf aus dem Hotel des Kammerherrn fortging und gedankenvoll, den Kopf gesenkt, Niemand anblickend und nur zuweilen mit der Reitpeitsche zornig an die Unterschenkel schlagend — seinem stolzen Hause zuschritt. Seine eigene Dienerschaft betrachtete ihn mit Aengstlichkeit. Der Portier meldete befangen, daß der Polizeicommissair schon seit einer Viertelstunde auf den Herrn warte und im Anmeldezimmer stehe. — Der Graf war so zerstreuet, daß er, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, anstatt den Angemeldeten in sein

Sprechzimmer zu bescheiden, selbst in das Meldezimmer eilte und den Polizeicommissair mit der Frage bestürmte: „Was giebt's?" —

Der Polizeibeamte schien über die beste Art seines Vortrages verlegen und durch die ungestüme Frage des Grafen befangen zu werden. — Mit mehren Entschuldigungen und Umschweifen brachte er endlich die Nachricht heraus, daß die beiden auf Reclamation des Amtes zu Dreieichen arretirten Personen vernommen worden seien, daß es, ihren Aussagen nach, aber als wünschenswerth erscheine, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, da durch eine formelle Untersuchung der Sache manche hohe Person und besonders der Herr Graf selbst compromittirt werden könnte. —

Als der Graf stutzte und seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, wie er von einer Sache berührt und bloßgestellt werden könne, von welcher er nicht die geringste Kenntniß besitze — steigerte sich die Verlegenheit des Polizeicommissairs noch mehr und unter entschuldigenden Wendungen, sprach er: „Wenn die Sache eine bürgerliche Angelegenheit wäre, dann bedürfte sie keiner Schonung — aber — es würde eine unangenehme Rückwirkung üben und die Polizei in den Verdacht setzen, als unterschiede sie nicht den Plebs von der hohen Gesellschaft — wenn — — wenn das gnädige Fräulein von Stignitz in eine

Untersuchung verwickelt würde — wenn ihr Name genannt werden müsste — wenn dadurch die hohe Aristocratie beleidigt werden könnte.“ —

„Was soll das heißen?“ — fragte der Graf gespannt und vor Unruhe zitternd. —

„Der junge Mensch, den der Pöbel Fitzlappe nennt — hat ausgesagt, daß er von Fräulein von Stignitz für Geld gedungen sei, um mit Hülfe des Pastor Korn das Kind vom Schlosse Dreieichen zu stehlen und nach einem entfernten Orte zu bringen und daß dann der Tod des Kindes im Schlossgraben vorgegeben werden sollte — — und — der Glockenläuter erklärte mit großer Brutalität, daß man ihm nichts anhaben könne, da er vom Herrn Grafen selbst gedungen sei, das Kind zu stehlen, welches er früher schon . . .“

„Schon gut — schon gut“ — fiel der Graf, an die von Warner erfahrene Beichtaussage der alten Frau Aken denkend, heftig in die Rede — „lassen Sie die Sache auf sich beruhen — die beiden Leute reden zwar Dinge, die unerwiesen sind, aber es muss schon die Vermuthung niedergeschlagen werden, wenn Personen von Stande mit ihrem guten Namen dabei gemissbraucht werden können. — — Verstehen Sie — die beiden Leute haben im Irrthume gehandelt — man muss ihren Worten keine Folge geben.“ —

Der Polizeibeamte war damit einverstanden, verbeugte sich gehorsamst und bat um fernere, hohe Gewogenheit des Grafen. — Dann ging er still lächelnd davon, als er mit schielendem Blicke des Grafen Zerstreuung und Unruhe beobachtete. —

Jetzt war aber dem Grafen plötzlich ein Bild von den Begebenheiten aufgegangen, welche er bislang nur aus einzelnen Momenten der Erlebnisse dieses Morgens zu combiniren sich abgemühet hatte. — Er erinnerte sich des dringenden Wunsches seiner Favoritin, sie zur Gemahlin zu erheben — — und seiner Einrede, daß der Sohn in Dreieichen einer neuen Ehe entgegen stehe — er zweifelte nicht mehr an der Aussage Leda's, an der niederen Abkunft Hardine's — und mit wilder Entrüstung seines gekränkten Stolzes musste er sich eingestehen, daß die Stadt dieses Geheimniss wisse und das Gerücht — diese entsetzliche Gewalt des öffentlichen Lebens — bereits den Stab über ihn und sein Verhältniss gebrochen habe. „Und wäre Hardine unschuldig“ — rief er — „so dürfte sie doch nicht ferner in meine Nähe kommen!“ —

Da fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er Hardine um vier Uhr zum Diner bestellt habe. — Er erschrak vor diesem Gedanken, da es eben halb vier Uhr schlug. — —

Mit großen Schritten durcheilte er sein Zimmer. —

„Sie soll anständig abreisen“ — murmelte er — „ein

Graf Dreieichen darf nicht mit neuem Eclat sich von ihr lossagen — ich will sie nicht wiedersehen — sie soll anständig abreisen.“ —

Er ergriff die Klingel.

Den eintretenden Diener schickte er eilig fort nach der Villa Hardine's und ließ bestellen, daß er sie nicht zum Diner erwarten könne. — Der Diener eilte davon und der Graf überließ sich einem qualvollen Nachdenken. — Er hatte aber kaum eine halbe Stunde die ganze Misslaune seines gedemüthigten Stolzes, den Groll über die misslungene Genugthuung am Prinzen, den Kampf zwischen Hardine's zauberhafter Schönheit und dem Gedanken an ihre gemeine Vergangenheit in sich durchlebt — als plötzlich — — blendend — — verführerisch — — und in fast überirdischer Schönheit, Hardine in der Flügelthür erschien. — —

. . . .

Als der Graf vor mehren Stunden aus dem Schlossparke zu Hardine gestürzt war und dort die Tänzerin St. Brice angetroffen hatte, wusste Hardine noch nicht, daß außer der zweideutigen Entfernung des Kindes aus Dreieichen, auch ihre eigene Existenz bedrohet werden würde. Schon ehe der Graf in ihr Boudoir gestürzt kam, hatte sie bereits der Zofe Befehl ertheilt, so schnell als möglich

den Procurator Klipphausen holen zu lassen. — — Sie wollte mit diesem wegen der unvorhergesehenen Wendung der Ereignisse in Dreieichen und wegen einer klugen, geräuschlosen Entfernung der Tänzerin Rücksprache nehmen und als der Graf von ihr weg geeilt war, erwartete sie mit zunehmender Unruhe den rathgebenden, ihr treu verbundenen Freund. — Erst spät traf dieser in der Villa ein. Er hatte selbst unangenehme Ereignisse durchlebt, welche die Ursache geworden waren, daß er seit mehren Tagen nicht bei dem Fräulein von Stignitz erscheinen konnte, denn seine Frau, die Wittwe von Zwicker, hatte ihn, in Folge einer stillen Uebereinkunft verlassen, um mit Aufopferung der Hälfte ihres Vermögens, in das Haus des Pastor Zehrheller zu ziehen und hier in pietistischer Resignation den übereilten Schritt ihrer Verheirathung zu vertrauern und ihre weltliche Verirrung im gemeinsamen Gebete mit Zehrheller zu sühnen. — Mit Regulirung dieser Angelegenheit war Klipphausen auch heute Morgen beschäftigt gewesen, als er eilig zu Hardine gerufen wurde. — Auch er hatte bereits von den Ereignissen Kunde erhalten. Die Klienten unterhielten sich schon in seinem Geschäftslokale von den Gerüchten über Hardine's Abkunft, von dem Ringe des Lieutenant Lunsen, von dem Vorfalle im Schlossparke. —

Höchst aufgeregt eilte daher der Procurator, ehe er zu

Hardine ging, zu verschiedenen Personen, um weitere Erkundigungen einzuziehen, sogar bei Morgenroth war er gewesen, um die Tänzerin zu suchen, und bei ihr den Versuch zu machen, durch Geld ihre schleunige Abreise zu bewirken und ihre gekränkte Eitelkeit und Schwesterliebe zu bestechen. Leider traf er sie nicht zu Hause und erfuhr von der Lieutenantin, daß sie zu Fräulein von Dönhoff geeilt sei, da sie sich habe vom Lieutenant den Weg dahin zeigen lassen. —

Als Klipphausen zu Hardine kam, fand er sie in einem verzweiflungsvollen Zustande. — Das schöne Weib erschien in der unruhigen Erhitzung ihrer Züge und durch die Beklommenheit ihres sonst übermüthigen Wesens noch schöner. — Sie saß auf ihrer Longechaise, die Hände auf den Busen gedrückt und die funkelnden Augen schossen suchende, scheue Blicke über das blanke Parquet ihres Zimmers. Bei Klipphausens Eintreten blieb die Zofe mit ängstlicher Sorge draußen vor der Thür horchend stehen und Hardine fuhr von ihrem Sitze empor, um sich schluchzend an die Brust des rathgebenden Freundes zu werfen. — — „Es ist Alles verspielt!“ — weinte sie aufgelöst — — „meine Stellung vor der Welt ist verloren!“ — —

Klipphausen suchte sie vergebens zu trösten. Seine einzige Hoffnung stützte sich auf die gleichzeitige Zerknir-

schung des Grafen, auf seine Ungnade bei Hofe und die Möglichkeit, daß er selbst die Residenz verlassen werde und in der Einsamkeit des eintönigen Landlebens der Zerstreuung zärtlicher Umgebung bedürfe. —

„Es giebt zwei Mittel, welche Sie ergreifen müssen" — sagte der schlaue Advokat. — „Der Vorsicht wegen haben Sie sich mit den Subsistenzmitteln Ihrer Zukunft zu versehen — und zunächst müssen Sie den Versuch machen, durch Ihre Erscheinung das Herz des Grafen zu bezwingen. — Der Graf hat mir, wie Sie wissen, Vollmacht gegeben, Ihre Wechsel zu respectiren und ich habe daher dem auswärtigen Banquier schon früher angezeigt, daß Sie auf ihn beliebige Summen ziehen dürften. Ehe der Graf, nach einem möglichen Bruche des Verhältnisses, diese Vollmacht zurücknimmt, benutzen Sie die Zeit — ziehen Sie eine Summe, welche Ihre Zukunft deckt — dann eilen Sie zum Grafen — lassen Sie die Macht der Schönheit und der Zärtlichkeit auf ihn einwirken — vielleicht verstehen Sie seinen Stolz zu trösten." —

Hardine schien durch diese Zusprache muthig geworden zu sein. Sie schrieb mit zitternder Hand den Wechsel und übergab ihn dem Procurator. — Als dieser sich mit dem Wechsel entfernt hatte, begab sie sich an die Toilette und alle Mittel, welche den Sinn für weiblichen Zauber

trunken zu machen im Stande waren, wusste sie mit geübter Kunst in ihrer Erscheinung zu benutzen. —

Blendend — mit zauberischer Macht weiblicher Schönheit — stand sie nach einer Stunde unerwartet vor dem zerstreuten, überraschten Grafen. —

. . . .

Es schlug die Uhr im Vorsaale des gräflichen Wohnzimmers Vier. — —

Der Graf fuhr aus seinem qualvollen Nachdenken auf und wollte leidenschaftlich auf die Eintretende zustürzen — plötzlich aber fasste er sich — — eine stolze Verachtung sprach aus seinen Mienen, aus seiner aufgerichteten Gestalt. —

„Mein Kuno!" — schluchzte Hardine — und ihre Augen strahlten einen Himmel voll Sonnenglanz über ihn aus — „Geliebter — o! lass' mich Deine Stirn frei machen von der Wolke des Zorns — ich bin gekommen, um Dich zu trösten." —

„Und mich von Neuem zu betrügen?" — fragte der Graf finster. —

„Nennst Du das Glück der Liebe einen Betrug?" — sprach Hardine sanft und ihre Reize scheinbar unabsichtlich enthüllend — „ja — edler Mann — wir betrügen das

Leben um seine Wolkentage, wenn wir in liebreicher Zärtlichkeit uns umarmen — siehe, Geliebter — darin bestehet ja das Glück der Liebe, daß das Herz sich vergisst im Treiben der Welt und einen Himmel träumt, ohne zu fragen, ob das niedere Leben des Verstandes diesem seligen Traume folgen kann — — Kuno — das Weib hat seine Schönheit, um diesen Traum zu wecken — o! — rechne nicht mit dem Leben, wenn wir uns im Glücke vergessen können." —

Hardine sah hierbei so süß, so bittend aus, daß der Graf unentschieden in seiner Haltung wurde. Doch der Gedanke an seine erlittene, öffentliche Schmach, an die Worte Leda's verfinsterten stärker seine Stirn. — Kalt und förmlich sprach er:

„Ich träumte eine Liebe, die vor mir Niemand gekostet haben würde — — ha! — Lügnerin — ich glaubte Deinen Worten — ich vertrat Deine Person in der aristocratischen Welt — und Du hast mich zum Spotte der Adligen gemacht — Du bist nicht edel geboren — gestehe es ein — eine Sängerin warest Du in Brüssel — eine Buhlerin warest Du, obgleich Du mir in Italien und Paris schwurest, daß ich Dich zuerst kühn gemacht habe, einen Mann zu umarmen." —

„Kuno! — Kuno!" — rief Hardine und warf sich unter lautem Rauschen ihres seidenen Kleides, vor dem

stolzen, verächtlich sie beobachtenden Manne auf die Kniee nieder, indem sie, wunderbar flehend und verführerisch zugleich, zu ihm aufblickte — „verzeihe meiner Liebe — Deine Berührung hat mich geadelt — ein Graf Dreieichen erhebt durch seinen Namen Alle, die er auszeichnet. O! verzeihe mir — Du bist jetzt kinderlos — Du wirst die Einsamkeit des ländlichen Aufenthaltes suchen wollen — lass mich diese Einsamkeit mit Dir theilen, lass uns über der Meinung des Volkes stehen. — O! wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Pracht meiner Kleider, die ich auf Deinen Befehl anlegte, zurücklassen könnte in dieser Residenz, und Dir folgen dürfte als Dienerin Deines Herzens — . . ."

„Genug" — unterbrach der Graf diese verführerische Rede — „wir müssen uns trennen — ich will Dich nicht zur Rechenschaft ziehen — ich will nicht, daß Du auf gemeine Weise von mir scheidest — die Welt soll erfahren, daß der Graf Dreieichen anständig handelte. Ich reise heute fort — ich schenke Dir die Villa — verkaufe sie und lebe entfernt — lebe zufrieden." — —

Mit diesen Worten, die am Schlusse eine Unsicherheit erhielten, welche die innere, heftige Bewegung, einen Kampf der Sinnlichkeit mit dem beleidigten Stolze, andeutete, wendete sich der Graf ab — — kehrte noch einmal um, blickte kalt, vornehm und mit der Hand auf Haidine's Entfernung deutend — die aufspringende Buhlerin an

und schritt dann, als sie ihm folgen wollte, rasch und zurückweisend, durch eine seitliche Tapetenthür. —

Bald darauf trat ein Diener ein und wartete stumm auf die Entfernung der, starr auf die Tapetenthür stierenden Hardine. —

Sie erbebte — der Stolz und die verächtliche Großmuth des Grafen hatten sie tief erschüttert — einen schmerzlichen Abschiedsblick warf sie durch das Zimmer, — — dann eilte sie fort. —

. . . .

An demselben Abend gingen in den eleganten Kreisen der Aristocratie, welche im ersten Range des Theaters versammelt war, mehrfache Neuigkeiten von Mund zu Mund. — Man erzählte sich, daß Graf Dreieichen nach seinem Gute abgereist, daß die Stignitz schon Nachmittags aus ihrer Villa verschwunden und mit vielen Kostbarkeiten und großen Geldsummen des Grafen wahrscheinlich nach Paris geflohen sei. —

Es war in den hellerleuchteten Räumen des Hoftheaters sehr lebhaft. Nur die Loge des Grafen Dreieichen, worin gewöhnlich die schöne Hardine von Stignitz zu glänzen pflegte, war öde und dunkel — die rothen Vorhänge hingen geschlossen nieder. — Auf der Bühne aber tanzte mit hohem Beifall des Publikum die Tänzerin St. Brice,

von den Offizieren lebhaft beäugelt, und Niemand merkte es der hüpfenden, lächelnden und schaukelnden Sylphide an, daß sie selbst, unter eigener, leidenschaftlicher Aufregung, einen großen Antheil an der Ursache hatte, daß diesen Abend die gräfliche Loge verödet und dunkel war. —

Vier und dreißigstes Capitel.

Auf dem blauen Meere des Morgen-Himmels schwamm der glänzende Sonnenkörper langsam und im großen Bogen zur Mittagshöhe hinauf und eine drückende Hitze goß sich hernieder auf Menschen und Fluren. — Am fernen Horizonte stiegen gegen Mittag, wie schäumende Wellen eines Meeres, glänzende Wolkenbilder auf und gestalteten sich zu drohenden, Schatten werfenden Bergen, deren Säume, silberhell und kraus, einen ernsten Contrast mit den Streiflichtern bildeten, welche zwischen den dunkleren Rissen der immer höher sich aufthürmenden Wolkenmassen auf schmale Strecken niederschossen. Mancher Blick ermatteter Menschen hob sich erwartungsvoll nach dem Himmel, an welchem sich immer deutlicher die Bildung eines Gewitters offenbarte

und mancher Wunsch nach Kühlung und Regen wurde laut, als in weiter Ferne, vom grau umlagerten Horizonte her, ein murmelndes Donnergetöse herüber dröhnte.

Die verheerende Krankheit in der Residenz forderte noch immer viele Opfer, besonders in den engeren, ärmeren Stadtvierteln und es war die Meinung Sachverständiger, daß ein heftiges Gewitter die schädlichen Elemente der Atmosphäre zersetzen und den Gesundheitszustand der Gegend verbessern könne. —

Pastor Warner saß in seinem Arbeitszimmer und überdachte eine Rede, die er nach Mittag in der Johanneskirche bei der Taufe eines Kindes zu halten hatte. — — Der Knabe Max knieete vor einem Stuhle in der Ecke des Zimmers und blätterte in einem großen Bilderbuche — wie er schon früher zu thun pflegte, wenn er zu Dreieichen in Warner's dortigem Arbeitszimmer sich befand und den Prediger als seinen nächsten Freund und Beschützer zu betrachten gewohnt war. —

Das Ereigniß mit dem Knaben und die nähere Verbindung Warners mit dem Prinzen wirkten auf das Complott, welches Balke und Rabe geschmiedet hatten, nachhaltig ein und als sogar der Prinz mit seiner Begleitung am gestrigen Sonntage in der Predigt Warners ein ernster und aufmerksamer Zuhörer gewesen war, wagte es Rabe nicht, fernere Schritte der Pharisäerbosheit gegen

seinen Collegen zu thun, zumal Balke vom Kammerherrn von Schönwangen erfahren hatte, daß der Prinz eine hohe Affection für Warner habe und als gleichzeitig der Kirchenrath Lucas — die Windfahne des Hofes genau beobachtend — mit schlauen Windungen seines Körpers und listigem Augenverdrehen im Consistorium zu erklären für gut fand, daß Warner ein vorschriftsmäßiger Theologe sei, gegen den man keine Einwendung machen dürfe. — Der Kammerherr hatte auch nach des Grafen Entfernung still dahin gewirkt, daß die Theilnahme an der früheren heimlichen Entfernung des neugeborenen Kindes, welche Prinz Leopold weiter zu verfolgen befahl, nicht im Geringsten den Pastor Rabe compromittiren konnte und dieser fühlte sich vollkommen ruhig, als er sich sagen durfte: „Das Decorum ist glücklich bewahrt und das ist die Hauptsache für mich, als Geistlichen.“ — Da aber der Prinz ein Resultat der Untersuchung forderte und die Beichtscene der Frau Aken kannte, so half Balke diese unangenehme Angelegenheit dadurch beenden, daß Schwarzmeier sich, als Thäter des Kindesraubes, gefallen ließ, acht Tage in's Gefängniß zu gehen, wofür ihm Balke eine Summe Geld aus dem Armenfond der Kirche gab und Schönwangen ihm versprechen musste, ihm bei der Besetzung einer Vogtstelle behülflich zu sein. — — Der Kammerherr hatte gleichzeitig seinen Zweck — die Entfernung des Grafen — erreicht. Die

Hofcharge, auf welche der Graf reflectirt hatte, konnte dem Herrn von Schönwangen, bei seiner guten Stellung zum schwächlichen, im Auslande lebenden Landesfürsten, nicht mehr entzogen werden. — Somit war denn bei den guten Leuten Alles in die gehörige Ordnung gebracht — man hatte die Augen zugedrückt, wo es nöthig schien, hatte Diesem eine Entschädigung, Jenem einen Wink gegeben — man sprach nicht mehr von dem Kinde, von dem Grafen und der schönen Hardine — die guten Leute waren Alle ehrlich geblieben und rieben sich listig oder wuschen sich unschuldsvoll die Hände. —

So weit vermag die weltliche Klugheit alles Böse zu einem sogenannten *guten Ende* zu führen — so weit reicht die kluge Philosophie der Leute — *die die Gerechtigkeit nur als die Summe eines gut gelösten Rechenexempels betrachten* und mitleidig den Kopf schütteln, wenn ein naiver Mund von einer *göttlichen* Gerechtigkeit redet, von jener höheren Weltordnung, die wir nicht im Stande sind zu berechnen, sondern an die wir zu glauben ein wahrhaftes, unwillkürliches Bedürfniß fühlen. — . . . .

. . . .

Ein plötzlicher Donnerschlag durchbebte die Mauern der Häuser und sein nachdröhnendes Rollen erzitterte die

Fenster von Warners Stube. — Max sprang erschrocken vom großen Bilderbuche weg zum Prediger und flüsterte mit beklommener Stimme: „Hörst Du — der liebe Gott hat eben geredet.“ —

„Ja — Kind“ — erwiderte Warner, indem er das schüchtern sich anschmiegende Kind an sich drückte und von dem andachtsvollen Blicke, den es zum Himmel richtete, feierlich gestimmt wurde — — „Gott redet zu uns nicht nur durch die heilige Schrift und durch unseren Geist — sondern im Rollen des Donners, im Brausen des Sturmes und im süßen Dufte der Blume auf dem Felde erkennen wir die Zeichen seiner Weisheit und Allgegenwart.“ — —

„Aber wenn ich gut bin, dann brauche ich mich nicht zu fürchten vor dem Donner und dem Sturme“ — — sagte der liebliche, gespannt in Warners Gesicht blickende Knabe. —

„Der gute Mensch zittert nicht vor Gottes Nähe“ — sprach Warner — und indem er diese Worte redete, erleuchtete ein blendender Strahl des Blitzes sein und des Kindes Antlitz. — — „Die Natur ist ein klarer Spiegel Gottes und die Gesetze, welche durch die Natur wirken, überraschen uns durch die Weisheit ihrer Anordnung, die Erscheinungen, welche in der Natur in unzähligen Gestalten, bald mild und lieblich, wie die Blume, der Ton der

Nachtigall — bald ernst und feierlich, wie der Sturm, das Aufschäumen des Meeres oder die Stimme des Donners — unsre Sinne und unser Herz ergreifen, zeugen von einer Allmacht, die uns fromm und andächtig stimmt. Liebes Kind — wenn Du mit glücklicher Andacht in eine Naturerscheinung versunken bist, so feiert Deine Seele ein stilles, schönes Gebet." —

In diesem Augenblicke wurde die Hausthür geöffnet und der Küster Wurm blickte in das Zimmer. Sein Gesicht zeigte nicht mehr wie früher das grinsende Lächeln und Lauern der Augen, es schien mehr eine stille Beschämung in seinen Mienen zu liegen, die sich hinter den Ernst einer gemessenen Feierlichkeit und Devotion verbarg. — Als er den Kopf in die Thür steckte, sprach er: „Herr Pastor — der Täufling ist eben in der Kirche eingetroffen — wenn es Ihnen gefällig wäre." — — Bei diesen Worten warf er einen scheuen Blick auf den lieblichen Knaben und entfernte sich schnell und nachdenkend. — Der Physiognomiker würde nicht gezweifelt haben, daß in diesem Manne das böse Gewissen am täglichen Leben nage und — in der That — seine qualvolle Strafe des bösen Gewissens fühlte er nur zu deutlich, wenn er vor dem Manne stehen musste, den er einst zu verleumden und zu stürzen gesucht hatte und der nun mild, still verzeihend, auf ihn niederblickte. —

Warner führte den Knaben in die für ihn eingerichtete Stube und übergab ihn der Aufsicht einer Magd. Dann kleidete er sich in seinen Chorrock und schritt aus dem Hause, um die heilige Taufe in der Kirche zu verrichten. — Als er über den Kirchhof ging, um die Sakristeithür zu erreichen, fielen vom heranziehenden Gewitter die ersten großen und einzelnen Regentropfen herunter. —

Vor dem Hauptaltare der Kirche stand das silberne Taufbecken und es harrten der Täufling und die Zeugen des heiligen Aktes. Nachdem Warner sich in der Sakristei gesammelt hatte, schritt er nach dem Altare der Kirche und als er eben die Worte des Gebetes sprach, erleuchtete ein neuer Blitz die Räume des Hauses und es stand eine Secunde lang der Prediger im Feuerscheine des Himmels. — Eine zunehmende Finsterniß hüllte die entfernteren Spitzbögen und Gewölbe der großen Kirche ein, der prasselnde Regen floß an den hohen, gothischen Fenstern nieder und half das Tageslicht verdunkeln. — Die Dämmerung in der Kirche nahm zu, immer furchtbarer leuchtete der zuckende Blitzstrahl und der folgende Donnerschlag fand in dem Gewölbe der Kirche ein schauerliches Echo. —

Die Taufhandlung war zu Ende und die Pathen eilten mit beklommenem Herzen in den vor der Kirchenthür harrenden Wagen. —

Warner blieb noch allein in der Kirche. — Ein selt-

sames Gefühl drückte seine Brust — — war es die Ahnung eines großen Ereignisses, war es die feierliche Wirkung des furchtbaren Gewitters? — Er konnte sich keine weitere Rechenschaft darüber geben. — Versunken in eine stumme Hingebung an die geheimnissvolle Trauer seiner Seele, lehnte er an den Altar der Kirche, in welcher die Dämmerung des schwarzbewölkten Himmels tiefere Schatten warf. — Ein Blitz flammte abermals über die ehrwürdigen Wände und als durch seinen schnellen Contrast die Kirche gleich darauf noch dunkler erschien, dröhnte im Rollen des Donners das Orgelwerk geheimnissvoll und geisterhaft auf und es war, als ächze eine schmerzvolle Stimme aus dem dämmerigen Hintergrunde des Gotteshauses. —

Warner, an der Seite des Altars stehend, blickte unwillkürlich empor und es ergriff ihn ein leichter Schauder, als das große, gusseiserne und mit Edelsteinen ausgelegte Kruzifix, mit dem Bilde des sterbenden Heilandes, in wunderbarer Gewalt seine Aufmerksamkeit fesselte. Es war das Kruzifix, welches Balke der Johanneskirche geschenkt hatte, als Sabine auf frevelhafte Weise von Rabe getauft und copulirt worden war. — Eine schreckliche Erinnerung rief dieses Kruzifix in Warners Seele hervor. — Er wusste, daß die unglückliche Jungfrau den Tod in den Fluthen gesucht hatte, daß sie zu Balke zurückgebracht war — daß eine schwere Krankheit ihr Leben in Gefahr gebracht habe.

— Die Begebenheiten seines eigenen Lebens hatten ihn selbst seit einigen Tagen so sehr in Anspruch genommen, daß er sich um das Schicksal der Unglücklichen nicht thatsächlich bekümmern konnte — aber in seinem Herzen lag ein tiefer Schmerz über die Ungewissheit von Sabine's Zustande, da er nichts weiter hatte erfahren können, als daß das edle Opfer eines stillen, mit der Maske der Humanität und Liebe verdeckten Verbrechens, an einer Geisteskrankheit darnieder liege, die Balke sorgfältig verheimliche. —

Als Warner sich im Anschauen dieses Kruzifixes den schmerzvollsten Erinnerungen hingab, als es sein moralisches Gefühl empörte, daß dieses Bild des Erlösers als Denkmal eines gemeinen Verbrechens auf dem heiligen Altare stehe — da war es ihm, als ob die Gesichtszüge des sterbenden Heilands sich bewegten, als ob sie im Scheine des gleichzeitig niederschießenden Blitzes sich auf den Geistlichen richteten und einen leuchtenden Blick, einen unaussprechlich strafenden Ernst ausstrahlten. — Ein stummes Entsetzen ergriff Warner und unwillkürlich faltete er die Hände und sprach: „Herr! Herr! sie haben gemissbraucht Deinen Namen und Dein Bild, um ihre Sünde zu verdecken! — Sie bauen Dir einen Altar und bringen Dir das wahre Opfer nicht — sie opfern Dir in Sünde und schänden damit Deinen Altar. — O! Du sprachst einst

zu den Pharisäern: „Was ist größer — das Opfer oder der Altar, der das Opfer heiligt?“ — Herr! Herr! reinige Deinen Altar von Allem, was Deinem Geiste nicht entspricht und wäre es auch Dein eigenes Bild, das nicht geheiligt ist durch Deinen Namen!“ —

Ein furchtbarer Donnerschlag dröhnte durch die Grundmauern der Kirche und das Kruzifix erbebte auf dem zitternden Altare. — —

Langsam schritt Warner vom Altare weiter — — da haftete sein Auge auf einem Bilde am Pfeiler des nächsten Spitzgewölbes. — Eine Thräne rann über die Wange des Mannes. — — Es war das Bild, auf welchem die um Christus trauernden Weiber von der Hand eines begeisterten Künstlers dargestellt, und wo derselbe Mädchenkopf, die gleiche edle Gestalt, derselbe höhere Schmerz der weiblichen Schönheit ausgedrückt waren, wie Sabine, so wunderbar ähnlich, in ihrer Erscheinung verrathen hatte. — So stand sie vor ihm, an jenem stürmischen Abend — mit dieser leidenden Würde und Verklärung — so — wie das Weib vor Christus — mit diesem Flehen im schmerzlichen Lächeln — diesem Vertrauen auf die Wahrheit des Christenthums — stand ja auch Sabine vor Warner und flehete mehr stumm als laut, mehr durch die Seele als durch den Mund — „Führen Sie mich in die christliche Liebe ein“ — und — als Warner das Bild des Mädchens vor seiner

Seele auftauchen sah, ihr glühendes Aufleuchten, als er ihr damals den Kuß auf die Stirn drückte und segnend seine Hand auf ihren Scheitel gelegt und die Worte gesprochen hatte — „Dein Glaube hat Dir geholfen!“ — in dieser Erinnerung rann die Thräne über seine Wange — und er seufzte schmerzlich und vor dem feierlichen, aus den finsteren Kirchräumen zurückrauschenden Echo seiner Stimme erbebend:

„Vater im Himmel! errette sie aus der Nacht ihres Lebens — sie gehört Dir — und empfing sie auch nicht die Taufe, welche in Deinem Namen gegeben wird.“ —

Der heftige Regen ließ nach, aber das Gewitter tobte noch furchtbar. — Zuweilen fuhren Streiflichter der Tageshelle aus einer zerrissenen Wolke durch die Kirche, aber neue, schwarze Wolkenmassen, vom heulenden Winde gejagt, wälzten sich immer wieder vor das Licht des Tages und in der schauerlichen Dämmerung zuckten die Blitze wie drohende Flammenpfeile. — Warner bemerkte jetzt erst, daß sich in der Sakristei ein Geräusch hören lasse. Er glaubte, der Küster habe die Pause des geringeren Regengusses benutzen wollen, um das immer noch am Altare stehende Taufbecken fortzubringen — da flammte ein greller Blitz auf — und in demselben Momente fuhr ein schneidender, entsetzlicher Schrei durch die wiederhallenden Räume der Kirche. —

Warner erbebte — eine furchtbare Erscheinung trat ihm aus der Thür der nahen Sakristei entgegen. —

Eine jungfräuliche Gestalt — — bleich, mit großen, schwarzen, stieren Augen — das schwarze Haar wild über Wangen und Nacken herabhängend — die nackten, schimmernden Arme in Verzweiflung ausgestreckt — der tobende Busen von einem großen, schwarzen Tuche flüchtig überschlagen — ein entsetzlicher, wilder Schmerz in den schönen, krampfhaft gespannten Zügen — so stürzte sie in die Kirche und warf sich leise wimmernd an den Stufen des Altars nieder. —

Warner zitterte — es war Sabine — im Wahnsinne hatte sie eine unbewachte Minute benutzt, den stillen Kerker in Valke's Hause, während des Gewitters zu durchbrechen und die Angst des Wahnes, von einem Mörder verfolgt zu werden, hatte sie in die Kirche getrieben. —

Tief erschüttert eilte Warner auf die am Altare Niedergesunkene zu und indem er sie aufzurichten strebte, sprach er sanft, beklommen — „Sabine!“ —

Mit Entsetzen zuckte der schöne Körper empor, ihr im Wahnsinne furchtbar schönes Gesicht richtete sich schreckhaft auf und sie starrte angstvoll, tiefathmend, fieberisch den Mann an, welcher ein Knie auf die Altarstufe gestützt und ihr Haupt sanft auf seinen Arm gelegt hatte. —

„Sabine! — Gott! — Sabine! — was hat sich

ereignet? — — Herr des Himmels! — welcher Blick!" — — So rief Warner in Verzweiflung über den Zustand des schönen Mädchens. —

Sabine horchte auf — ihre Mienen wurden forschend — hastig — die fieberische Hand strich das wildfluthende Haar von der Stirn — — als suche sie im gewaltsamen Nachsinnen zu erkennen, wo sie sei, wer mit ihr rede. — Bei dem Tone der Stimme schien sie zu erstaunen und als sie erregt und bestürzt eine Zeit lang in das Gesicht des Mannes geblickt hatte, — trat ein momentanes, in seiner Verklärung furchtbares Lächeln auf die bleichen Züge. —

„Sabine" — rief Warner beklommen — die Stimme erstickte — er sah tief, unendlich leidend — in das Gesicht des theuren Mädchens. — So blickten sich Beide an — — sie hörten in diesem Momente den Sturm und Donner nicht. — —

Aber in ängstlicher Hast erschien, vom Küster und einem alten Diener begleitet, der Commerzienrath Balke in der Kirche. — Sein Gesicht war erhitzt, die Augen suchten unruhig Sabine und ein sichtbares Erschrecken durchrieselte ihn, als er ihr Haupt in den Armen des knieenden Predigers sah, eben wunderbar von einem Blitzstrahle beleuchtet. —

„Ha — da ist sie" — rief Balke — „da — Herr

Pastor — Sie haben sich meiner Unglücklichen angenommen — Sie sehen — sie ist leider wahnsinnig." — —

Warner wollte Sabine sanft aufrichten, als sie sich beim Anblicke Balke's und bei dessen Berührung fieberisch empor riss und mit furchtbarer Wildheit, gleich einer Löwin in der Gefahr des Todes, den Mann zurückschleuderte und in herzerschütterndem Tone, vom Rollen des Donners begleitet, ausrief: „Mörder! — Mörder!" — Balke bebte, sein erhitztes Gesicht glänzte in einem kalten Schweiße. — — Er sammelte sich aber rasch wieder, um die Wahnsinnige zu ergreifen, als diese in dem Ausdrucke der Todesangst plötzlich ein Tischmesser, welches sie in ihrer Kleidung verborgen gehalten haben musste, in der Hand blitzen ließ und in schrecklicher Wildheit einen Stoß auf Balke's Brust vollführte. Sie würde den von Ueberraschung und Schreck zum Schwanken gebrachten Mann niedergestochen haben, wenn nicht Warner in demselben Augenblicke in die gefährliche Armbewegung der Verzweiflungsvollen eingegriffen und ihr das glänzende Messer entrungen und zu Boden geworfen hätte. In der Aufregung des Momentes fühlte Warner nicht, daß er sich dabei die Hand verwundet hatte und daß das Blut an ihr nieder tröpfelte.

Als Sabine die Gewalt fühlte, welche Warner ihrer furchtbaren Absicht des Wahnsinnes entgegen setzte, bebte sie in sich zusammen — sah halb ohnmächtig, mit einem

schmerzlichen Lächeln in sein Gesicht und schien sich auf die Züge des über sie gebeugten Mannes zu besinnen. — Plötzlich sank sie nahe vor dem Taufbecken zu Boden, Warner ließ sich erschrocken auf ein Knie vor ihr nieder, neigte sich lauschend, andächtig über sie hin und faltete unwillkürlich seine Hände auf ihrer Brust — — aber in demselben Augenblicke, als Balke diese ohnmächtige Erschlaffung der Wahnsinnigen benutzen und auf sie zueilen wollte, flammte das Innere der Kirche in zischender Gluth auf und blendete die Augen und gleichzeitig entstand ein furchtbares Prasseln und Knattern, als ob das Gewölbe einstürze, der Altar dampfte, der Boden schwankte und die Personen, welche sich in der Kirche befanden, sanken betäubt zur Erde. —

Es war Todtenstille in den Räumen des Gotteshauses — allmälig machte sich ein leises Winseln hörbar — es wälzte sich ein Mensch vor dem Altare — der Küster und der alte Diener lagen in einiger Entfernung am Boden und gaben sich nach und nach Mühe, sich auf die Gegenwart zu besinnen — Warner richtete sich auf — ein leichter Rauch füllte die Kirche, vor ihm lag Sabine — sie richtete ihr Antlitz auf — der Blick war nicht mehr wild — die Züge zeigten keine Verzerrung mehr — ein plötzlich klares Bewusstsein strahlte aus ihren Augen. — Sie horchte auf das lauter werdende Winseln — — Warner

hatte nur Sinn für sie — — er hob sie, eine Verklärte, langsam auf, da sprach sie mild und in wunderbarer Sanftmuth und Lieblichkeit: „Sie sind es? — O! sehen wir uns im Himmel wieder?“ — . . .

„Sabine!“ — rief Warner im Rausche eines seligen Entzückens — „Sabine — Du bist klar vor der Seele? — O Gott! — der Geist ist frei — — Sabine — dieses Erwachen!“ — . . .

Und mit seliger Ruhe, wie im Hellsehen eines heiligen Traumes, sprach sie sanft und schön: „Warner! — ich sterbe im Namen des Heilandes!“ —

Der Prediger erbebte — in schmerzvoller Begeisterung tauchte er seine Hand in das nebenstehende Taufbecken und indem er das symbolische Jordanwasser auf Sabine's Scheitel tröpfeln ließ, sprach er feierlich und tief ergriffen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!“ —

Und mit dem Wasser tröpfelte sein Blut der taufenden Hand über Sabine's Scheitel.

Warner hatte aber gerade das „Amen“ gesprochen, als eine große Unruhe entstand — an allen Kirchthüren wurde gepocht — der Küster und sein Begleiter, aus der Betäubung aufstehend, riefen um Hülfe — draußen ertönten verworrene, heftige Stimmen: „Der Blitz hat in die Kirche geschlagen! — der Blitz hat gezündet!“ — — Und mit

diesem Rufe stürzten viele, erschrockene Menschen in das Gotteshaus. —

„Hülfe! — Hülfe!“ — rief der Küster mit zitternder Stimme — „der Commerzienrath ist getroffen!“ — — Und einige Andere schrieen: „Das Kruzifix ist verschwunden! — Es ist geschmolzen und zerschmettert — überall liegen die Stücken. — Es war ein kalter Schlag — man sieht keine Flamme.“ —

Es entstand eine große Verwirrung. — Plötzlich zerrissen die schwarzen Wolken und durch die nassen Fenster fiel ein helles Tageslicht in die Kirche. — Warner raffte sich auf — er erschrak — Sabine's Augen waren geschlossen — die bleichen Züge waren starr — — das Haupt sank auf die Brust — — die Hände fielen schlaff nieder. — —

Ein herzzerschneidender Seufzer entfuhr dem Prediger. — Die plötzliche Zersprengung der Fessel ihres Geistes war das Zeichen ihrer Todesverklärung gewesen — Warner hielt eine Leiche in seinen Armen. — — Als er sie anblickte, als er dann seine Augen auf den winselnden Balke heftete, sprach er tief ergriffen: „Gott hat gerichtet!“ —

Die immer zahlreicher in die Kirche strömenden Menschen hatten bald erkannt, daß der Blitz das Kruzifix zerschmettert und Balke hart getroffen hatte. In einem ge-

lähmten, schmerzhaften Zustande wurde der Mann fortgetragen — der Blitz hatte sein Rückenmark gelähmt und die geschmolzenen Metalltheile des Altarkreuzes hatten seine Glieder zerfleischt. —

Blass und zitternd stand, den Anblick Warners meidend, der Pastor Rabe in der Sakristei und er musste seinen erschütterten Leib an dem Altare stützen, als der winselnde Körper des Mannes vorübergetragen wurde, welcher einst im Uebermuthe seines Menschenstolzes diesen Altar, angeblich „zur Ehre Gottes" hatte bauen lassen. —

Die Leiche Sabine's wurde bald darauf unter Warners Schutze aus der Kirche, über den freien Platz in Balke's Haus getragen. — Rabe floh vor dem Begegnen seines Amtsbruders scheu in seine nahe Pfarrwohnung. —

Die Leute in der Kirche und draußen auf dem Platze hatten sich bald vom ersten Schreck erholt und urtheilten laut über das Ereigniss. —

„Jetzt hat der Sünder und Pharisäer seinen Lohn" — sagte Einer aus der Volksmasse. —

„Ja" — rief ein Anderer — „sein Kreuz auf dem Altare hat der Herr im Himmel nicht haben wollen." —

„Wahrhaftig!" — sagte ein Dritter — „es giebt noch ein höheres Gericht, welches über unsern Verstand hinausgeht — wenn die Freigeister auch behaupten, daß sie Alles begreifen müssten, was geschähe." —

„Pastor Warner hat mir am Sonntage aus der Seele gesprochen“ — sagte ein gebildeter Bürger — „als er predigte: „Hochmüthig sind Die, welche Gottes Macht ganz und gar begriffen haben wollen und sagen: „ich kenne die Gesetze der Natur und des Denkens und weiter geht es nicht.““ — . . . .

. . . .

Es waren drei Tage vergangen. —

Sabine's Leichenbegängniß fand Statt. Warner folgte dem Sarge und die Jungfrauen der Gemeinde streueten Blumen in die Gruft. —

Valke lag auf seinem Schmerzenslager und konnte keinen Trost finden. Vergebens hatte er Rabe kommen lassen, um die quälende Angst der Seele durch religiöse Tröstung zu mildern, aber von den Lippen dieses Mannes floß keine wohlthuende Beruhigung in das geängstigte Gewissen des Sünders über und die Worte der Religion blieben kalt und wirkungslos, da sie von einem Manne gesprochen wurden, der ein Mitschuldiger der quälenden Erinnerungen war, welche Valke in furchtbare Todesqual stürzten. Und darin liegt eben die erquickende, verklärende Wirkung des Glaubens, daß er ein Herz findet, welches in sich selbst die Akkorde des göttlichen Wortes wiederklingen fühlt —

dem Sünder ohne Liebe und aufrichtige Reue bietet das Evangelium nur kalte, todte Worte dar. —

So erging es dem gequälten Manne. — Als Rabe ihm keinen Trost zu geben vermochte, scheuchte er ihn fort von seinem Lager und in körperlicher und geistiger Pein murmelte er verworrene, undeutliche Worte, welche bald wie Gebet, bald wie Lästerung klangen. —

Da läutete auf dem Johannesthurme die große Glocke in schauerlicher, langgezogener und klagender Weise. — Diese dumpfen, weinenden Töne erschütterten den Mann — seine Gesichtszüge verzerrten sich, die Hände krallten sich in die Bettdecke und er murmelte: „Die Glocke soll schweigen — hu! welche Qual — was will die Glocke?"

Der alte Diener sprach feierlich: „Es wird Sabine begraben." —

Balke starrte geisterhaft in die Luft. — „Die Glocke soll schweigen!" — rief er furchtbar — „ich befehle es — ich bin reich — ha! — ich will mein halbes Vermögen geben — wenn ich Ruhe bekomme!" —

Als der Diener traurig auf seinen Herrn sah, verzog Balke sein Gesicht zum Ausdrucke schneidenden Seelenschmerzes — „die Glocke soll schweigen — verflucht ist die Glocke — verflucht!" —

„Es ist die Glocke, welche bei jedem Sterbenden geläutet wird" — sagte der Diener. —

„Sie ist verflucht — gleich dem Sterben“ — wimmerte Valke in dem Wahnsinne des eigenen Kampfes zwischen Leben und Tod. —

Die Glocke läutete in schauerlicher Weise fort — bis die Erde über Sabine's Sarge lag. — . . .

Fünf und dreißigstes Capitel.

Das starke Gewitter hatte die Luft gereinigt. — Die verheerende Epidemie verlor schnell und zur lauten Freude der Einwohner, ihren tödtlichen Charakter und man hörte kaum mehr von neuen Erkrankungen. —

Vierzehn Tage waren seit dem heftigen Gewitter verstrichen. — Es war früher Morgen — die Sonne stieg in rothen Lichtern am östlichen Horizonte auf. — Der Arzt Ludwig Warner saß in seinem Wohnstübchen des Lazareths am Buchwalde und gedachte der heute stattfindenden Befreiung aus diesem Verhältnisse, dem er treu und eifrig in schwerer Zeit gedient und wobei ihn die Vorsehung kräftig geschützt und erhalten hatte. Er saß einsam am Fenster und während seine Blicke träumerisch

über Gärten, Wald und Flur dahinschweiften, gedachte er der Erlebnisse der letzten Zeit und es zogen viele traurige Bilder vor seiner Seele vorüber. — Er erinnerte sich des Morgens im Walde — — und dabei trat die furchtbare Scene vor seine Phantasie, als Lunsen einst im Todeskampfe seine Hand ergriff, aber nicht mehr die Kraft besaß, die Bitte um Verzeihung in verständlichen Worten laut werden zu lassen — Lunsen lag schon seit mehren Tagen still friedlich und einsam im kühlen Grabe. — — Der Arzt gedachte seiner geliebten Leda — seines theuren Bruders — er war durch Leda von den Ereignissen unterrichtet, welche in den Kreisen des Grafen und Hardine's Statt gefunden und ihn vor der Verfolgung feindseliger Menschen gerettet hatten — unwillkürlich drängte sich ihm die fromme Andacht auf, als er sich sagen musste, wie die Vorsehung alles Scheinwesen, alle Lüge an der Liebe und dem Menschenwerthe, trotz der schlauesten Berechnung menschlichen Verstandes, früh oder spät zu Schanden mache und die Wahrheit glänzend hervortreten lasse. — Mit Rührung gedachte er Sabine's, ihrer stillen Verklärung — und es eilten seine Gedanken, vom treuen Mitgefühle getragen, zu Lisetten, welche im Schmerze einer zarten, empfindlichen Selbstanklage ihr schönes Leben vertrauern wollte. — — Lisette war als barmherzige Schwester unangesteckt geblieben vom Hauche der Krankheit — sie hatte Zeugin furchtbarer

Leiden Anderer sein müssen und gesehen, wie alle Sterbenden mit verzweiflungsvollem Kampfe um das Leben ringen und das Leben und seine Hoffnung nur gewaltsam im letzten Röcheln hingaben. — — Dieses Aufleuchten des letzten Hoffens und Drängens nach dem Leben dieser Welt hatte Lisette's Gemüth erschüttert und Ludwig wies sie auf die irrige Richtung des Herzens hin, welche absichtlich das bunte, heitere, von Gott geschmückte Leben dieser Erde zu fliehen geneigt ist und in der Entsagung der Welt und in der alleinigen Zuflucht zur höheren Heimath, Gott und dem Geiste wohlgefällig zu dienen glaubt. Der Arzt hatte, in Betrübniß über Lisette's Untergang in der pietistischen Einseitigkeit kränkelnder Gottesliebe — ihr am Sterbebette manches nach Leben stöhnenden Kranken, gesagt, daß ihr junges, für eine glückliche Entfaltung fähiges Herz ein Unrecht thue, wenn es sich dem schönen Erdenleben entziehe und sich nicht durch die bunte Reihe der Weltgaben erfreuen und in eigener Empfänglichkeit für Gottes Werke entwickeln lasse — er hatte ihr zu beweisen gesucht, daß der Mensch aller Einflüsse des geselligen und Naturlebens bedürfe, um sich selbst darin für eine innere Welt zu bilden und daß es ein trostloses Verkennen der göttlichen Ordnung sei, wenn das Herz, durch irgend eine Täuschung verwundet, sich in der Entsagung und frömmelnden Ueberreizung des Gemüthes, für den Himmel vorbereiten wolle

und gewaltsam in ein Jenseits vorgreife, für welches erst die Sonne dieser Welt reif mache. —

Lisette hatte in dem Umgange mit Sterbenden und durch die heitere Glaubenslehre des in allen seinen Handlungen guten und biederen Arztes — neue Liebe für das Leben gewonnen und am gestrigen Abend in einer schönen Stunde der gegenseitigen Seelenergießung dem treuen Freunde in die Hand gelobt, mit ihm das Krankenhaus zu verlassen und bei ihm und Leda zu bleiben. — „Schon die Natur allein" — pflegte der Arzt zu sagen — „vermag bei ihrer Erforschung und bei der Aufsuchung ihrer ewigen Gesetze den Suchenden zu einem sittlichen Menschen zu machen — eben so wie die wahre Kunst — diese geistige von Menschen geschaffene, höhere Wiederholung der Natur in ihrer Freiheit. — Dort in der Natur liegt die ewige, gesetzmäßige Nothwendigkeit in großartigen Zeichen und Bewegungen ausgesprochen, dort liegen die auch für die sittliche Welt gültigen Gesetze der Kräfte — hier in der Kunst ist der Geist des Menschen sich dieser Gesetze so innig bewusst geworden, daß es ihre Nothwendigkeit begreift und sie zur Schönheit im Einzelnen verklärt — daß er die Züge der Schönheit, die der Natur im unendlichen Ganzen zukommen, auf einem beschränkten Raume zu denken und zu versinnlichen vermag. — Und natürliche Nothwendigkeit — und Schönheit in der Schranke des Individuum

— ist Moral. — — Naturwissenschaft und Kunst tragen daher in ihrer Tiefe die Gesetze des sittlichen Lebens und nur der sittliche Mensch vermag in der Wissenschaft Wahrheit, in der Kunst Schönheit zu finden und zu entfalten, denn die gute That des Geistes und des Lebens erwächst aus Wahrheit, freier Kraft und Liebe." —

Der Arzt saß, in diese stillen Morgen-Betrachtungen vertieft, am Fenster, als zu derselben Zeit, auf der lichten Wiese des Buchwaldes eine andere Scene sich zutrug. —

Es herrschte die tiefe Stille, wie sie der Sonnenaufgang eines schönen Tages begleitet. Die Blumen richten sich auf, öffnen ihre Kelche der Sonne entgegen, die heiteren Insekten gaukeln von Zweig zu Zweig der noch schlaftrunkenen Bäume und alle Wesen der Nacht fliehen geblendet in ihre düsteren Schlupfwinkel. —

Aus dem Walde trat eine bleiche, männliche Gestalt auf die Wiese. Das schöne, früher gewiß regelmäßige Gesicht, von einem wilden Barte beschattet, war schmerzhaft verzerrt — — die Augen blickten wild, mit einem fürchterlichen Hohne in die aufsteigende Sonne und flohen dann unstät über den Boden. — — Ein gräßliches Hohngelächter entfuhr dem Munde, wobei die weißen Zähne durch den schwarzen Bart glänzten. — — Er murmelte: „Hunger — — Gott und Teufel der Welt

— — Wahn — Wahn! — — Es ist ewig aus, wenn ich nicht mehr hungrig bin.“ — Der Mann warf sich auf den Boden. — „Es giebt keine Liebe — nur reich und arm — keine Ehre — nur reich und arm — keine Wahrheit — nur reich und arm.“ — — Ein grelles, satanisches Lachen scholl über die Wiese. —

„Freiheit — ha! ich habe gelitten deinetwegen — die Menschen nennen Dich, aber opfern Dir nichts — ich hasse die Menschen — ich hasse die Sonne — — die Welt — Leben ist Wahn — ich träumte einst — — ha! — glaubst Du an Gott? — so fragte sie mich — — Wahn -- ha! ha! ha! die Ewigkeit habe ich in meiner Hand.“ —

Bei diesen schrecklich betonten Worten drückten beide Hände sich krampfhaft um ein Pistol. —

Glücklich zwitscherten die Vögel auf den Bäumen und in den Sonnenstrahlen badeten sich die golden blitzenden kleinen Käfer und Fliegen. —

Der Mann sprang auf — — warf einen furchtbaren Scheideblick über die Gegend und verschwand darauf schnell im dichten Buschwerke des Holzes. —

Nach einer Minute fiel ein Schuss. —

. . . .

Es waren einige Stunden vergangen. Von der Stadt herüber läutete die große Glocke des Johannesthurms mit klagenden, in der Luft nachwimmernden Tönen. — Der Arzt hatte sein Krankenzimmer verlassen und stand, auf den schauerlichen Klang der Glocke horchend, vor der Hausthür, als auf einmal ein greller, in entsetzlicher Weise den Metall-Klang dämpfender Ton durch die Luft fuhr und mit klappernder Dissonanz dem Geläute ein Ende machte. — Dieser schauerliche Ton, der wie ein röchelndes, einmaliges Sterbeächzen durch die weite Umgegend der Stadt fuhr, erschreckte des Arztes Gemüth, und würde ihn noch länger beschäftigt haben, wenn nicht in derselben Zeit um die Mauer des Krankenhofes zwei Holzknechte gekommen wären, welche auf zusammengebundenen, jungen Baumstämmen eine schwere Last zu tragen schienen. —

„Herr Doctor" — rief einer der Knechte — „wir haben den Selbstmörder im Holze, nicht weit von der Wiese gefunden — — um ihn unterwegs nicht ansehen zu müssen, haben wir eine Binsenmatte darüber gedeckt." —

Warner ging, von dem Worte „Selbstmörder" ergriffen, an die Tragbäume und hob etwas die Matte in die Höhe. — Ein Mann in der Kleidung einer gebildeteren Volksklasse lag vor ihm — der Kopf war so zerschmettert,

daß man nicht im Stande war, die Gesichtszüge zu erkennen. —

Mit Schauder ließ Warner die Matte fallen und befahl, die Leiche schnell in das Todtenhaus des Lazarethes zu legen. — Die Holzknechte schritten mit ihrer widerlichen Last nach dem bezeichneten Orte und Warner folgte ihnen dorthin. — — Beim Niederwerfen der Leiche auf Stroh schlug der Rock derselben auf der Brust auseinander und aus der Seitentasche schimmerten Papiere hervor. — — Warner zog diese Papiere heraus — blätterte — erzitterte — — sein Gesicht erbleichte und mit einem furchtbaren Schmerze rief er aus: „O! so — so — mußtest Du enden — Du — mit Deinem Talente und Deinen besseren Eigenschaften!“ —

„Kennen Sie ihn?“ — fragte einer der aufhorchenden Holzknechte. —

„Ja — geht nur — ich werde die Anzeige besorgen — geht nur“ — antwortete Warner in großer Unruhe und schritt aus dem Gemache. —

Die Knechte gingen. — Warner kehrte nach einigen Minuten aufgeregt in die Todtenkammer zurück. — — — Mit Wehmuth sah er den einstigen Freund in dem schrecklichen Zustande an — dann las er still und traurig in den Schriften. — Diese bestanden aus angefangenen und wieder durchstrichenen Gedichten — ein unvoll-

endeter Brief lag dabei — — er begann mit den Worten: „Ich kann nicht mehr dichten — — vermöchte ich es, dann wäre ich noch stark — mir könnte noch geholfen werden — mich kann nichts mehr begeistern — die erbärmliche Welt rettet sich in der Noth durch Hoffnung — ich hoffe nichts — sie flüchtet sich in der getäuschten Hoffnung nach dem Himmel — — Ha! ich kenne diesen Himmel nicht — die gewaltsame Täuschung des Pöbels — . . .“

Ein anderes Blatt Papier enthielt die Adresse des Procurator Klipphausen. Darunter standen nur die flüchtigen Worte: „Dich verachten, elender Vater, und sterben vor Hunger — ist schöner, ist befriedigender, als Dich um Brot bitten — . . .“

Warner faltete erschüttert die Papiere zusammen und sah auf die Leiche nieder. — „Heinrich! — Heinrich!“ — stöhnte er halblaut — „ist's möglich — daß Du so vor ein Jenseits treten musst? — Du — der noch so viel Gefühl von Recht, von Ehre in sich trug, als Lisette aus den Händen des Vaters befreiet werden sollte! — — Du — mit Deiner Liebe zur Freiheit — Deinem Wollen für Menschenrecht! — — Ach! Du hattest keinen Glauben! — — Was nützen dem Menschen Philosophie — Talente, Ehre und Freiheitssinn, wenn er nicht in schweren Stunden des Lebens auf Gott ver-

trauen kann — Heinrich! — Du wurdest das Opfer eines entsetzlichen Widerspruches Deiner ursprünglich schönen Natur!" —

Bei diesen Worten zollte Warner dem einstigen Jugendfreunde die letzten, schmerzvollen Abschiedszähren. — — Als er aus der Todtenkammer ging und deren Thür verschloß, dachte er nur daran, dieses Ereigniß vor Lisetten zu verbergen. — Als er das stille, liebliche Mädchen später antraf, ermahnte er sie mit erzwungener Unbefangenheit zum baldigen Aufbruche nach der Stadt, denn gleich nach Mittag wollte Ludwig Warner seine Gefährtin zu Leda bringen und dann in seines Bruders Arme eilen, um später beim Prinzen Leopold, auf dessen Befehl, sich zu melden. —

. . . .

An demselben Morgen — als der schauerliche Glockenton vom Johannesthurme über Stadt und Umgegend klang, fand hier in der St. Johannesgemeinde ein prunkvolles Leichenbegängniß Statt. Der Commerzienrath Balke, der vor drei Tagen unter furchtbaren Qualen gestorben war, wurde begraben. —

Oben in der Glockenstube des Johannesthurms waren vier Glockenläuter versammelt. — — Lampe stand vor

dem offenen Schalloche und spähete mit höhnischem, kränklichen Lächeln nach der Gegend nieder, wo vor dem Hause des Commerzienrathes der Todtenwagen hielt und eine große Menge harrenden Volkes sich versammelt hatte. — —

„Alles hat seine Zeit“ — sagte Lampe — „es ist eigentlich Unrecht, diesem alten Sünder den Abschied mit der großen Glocke zu läuten.“ —

„Wenn's nicht bestellt und bezahlt wäre, so geschähe es doch, weil der Todte unser Kirchenherr war“ — sagte ein anderer Glockenläuter. —

„So“ — erwiderte Lampe mit langgezogenem Tone — — und seine grellen, stechenden Augen blickten in die Glockenstube zurück. „Der Herr Gott hat nichts mit dem Sünder zu thun — er hat sein Altarkreuz zu Schanden gemacht und ihn selbst nieder in die Hölle mit dem Blitze geschlagen, daß die Kirche beinahe gespalten wäre — ich habe das fürchterliche Krachen in meiner Schenkstube hören können.“ —

„Seht Lampe — den schönen Sarg — jetzt wird er auf den Paradewagen gesetzt.“ —

„Das hilft Alles nicht“ — brummte Lampe; — „es ist besser vom Armencollegium eingescharrt zu werden und vorher selig gestorben zu sein, als mit Geläut und Paradesarg und dabei ein in die Hölle fahrender Spitzbube. —

— Dem alten Ephraim geht's einmal ebenso — wenn er jetzt auch beim Gerichte die Erbschaft seiner Tochter gewinnt. — — Ih! nun schlage gleich der Blitz noch einmal ein — seht! — oben auf den Sarg haben sie unsern Heiland am Kreuze gelegt — das ist doch nichts als Augenverblendung!" —

Außer Lampe drängten sich noch zwei andere Glockenläuter nach dem Schallloche, um den Sarg zu sehen, während der dritte Mann auf einem entfernten Mauervorsprunge des Thurmraumes saß und gähnte. —

„Heda — Schwarzmeier!" — rief Lampe boshaft — — „wollt Ihr Euren Herrn und Meister noch einmal sehen?" —

„Ei — lasst ihn zum Teufel fahren" — brummte der entfernt sitzende Mann. —

„Ihr seid im Gefängnisse zahm geworden" — lachte Lampe. — „Nun — nun — es hat sich Manches schon geändert — Pastor Warner ist jetzt ein Mann von Bedeutung und wenn Ihr ihm gute Worte gebet, so bleibt Ihr vielleicht Glockenläuter — — jetzt — jetzt — gleich geht's los" — fuhr Lampe eifrig fort, indem er aus der Thurmluke schauete — — „die Leute stellen sich schon in Ordnung. — Ha! ha! da steht der Lieutenant Morgenroth auch in großer Uniform!" —

„Wird denn kein Pastor folgen?" — fragte Einer.

„Nun — Rabe hat sich krank gemeldet — der schämt sich" — lachte Lampe ironisch — „und Warner ist beordert, eine Grabrede zu halten — na — der wird die Wahrheit sagen. — Der hat auch die Rede bei der jungen Frau, die hier in der Kirche vor dem Altar vom Blitze getroffen wurde, gehalten — und als wir damals läuteten, soll Balke unsere große Glocke verflucht haben, wie der Diener sagte — unsere große, ehrwürdige Glocke — den heiligen Johannes, den ich zwanzig Jahre geläutet habe — ich wollte, die große Glocke heulte ihm selbst noch einen Fluch nach. — — — Allons — — angefangen — der Zug setzt sich in Bewegung — langsam zugetreten!" —

Die vier Glockenläuter eilten an die Glocke und brachten sie in Schwung. — Plötzlich dröhnte der gewaltige Klang aus der aufschwingenden Mündung und die Luft stürmte mit den brausenden Tonwellen über die Stadt. — Alle vier Männer traten die schwere, in ihrem Schwunge den Thurm erschütternde Glocke ganz mechanisch und hatten dabei neugierig die Köpfe nach dem großen Schallloche gedreht, um den Leichenzug aus der Höhe durch die vor ihnen liegenden Straßen zu verfolgen. — Sie waren in dieses Spähen so sehr vertieft, daß sie nicht merkten, wie langsam und schleichend ein Mann die Thurmtreppe heraufkam und sich in der Glockenstube an einen solchen

halbversteckten Ort stellte, daß er von hier aus den Blick durch das Schallloch gewann und den Leichenzug verfolgen konnte. — Dieser Mann trug einen alten, grauen Hausrock und ein weißes Halstuch — auf dem Kopfe hatte er eine graue, wollene Mütze. — — Es war der Pastor Rabe, den die Neugierde angetrieben hatte, den Leichenzug (dem er sich, um sein Decorum nicht durch ein öffentliches Erscheinen am Grabe und ein dadurch herausgefordertes Urtheil des Volkes in Gefahr zu bringen, vorsichtig unter dem Vorwande der Kränklichkeit zu entziehen wußte —) aus der sicheren Ferne anzusehen. Er war von seinem Hause gleich durch die Kirche in den Thurm geschlichen und schon eine Zeit lang in der Glockenstube gewesen, ohne daß die Glockenläuter auf ihn geachtet hätten. Um den Leichenzug noch deutlicher verfolgen zu können, schlich er im Rücken der läutenden Männer eine Treppe höher und stellte sich auf die, über der großen Glocke befindlichen mit lockeren Dielen belegten Ständer des Gebälkes. — Das dröhnende Anschlagen und Summen des Metalles machte es unmöglich, irgend ein anderes Geräusch im Thurme zu hören. — Rabe setzte ein Perspectiv vor das Auge und sah starr in die Gegend. —

Der Trauerzug war unter dem feierlichen Geläut bereits in die Pforte des Kirchhofes gekommen, und die Gestalt Warner's trat vor den Sarg, als Rabe beim Vor-

biegen des Körpers seine Mütze fallen ließ — — und in demselben Momente entstand ein furchtbarer Ton in der Glocke — der Klang ging in ein schreckliches betäubendes Klappern über und die Glockenläuter sprangen bestürzt zurück, indem sie fürchteten, daß sie in Lebensgefahr gerathen wären. — Die Glocke war gesprungen und von nun an klanglos. — Noch einige Male fuhr der entsetzliche Klapperton aus der aufsteigenden Mündung, dann wurden die Schwingungen zu schwach — das Geläut war zu Ende. —

„Der Blitz — hat wieder eingeschlagen!“ — riefen in der ersten Betäubung die Läuter — und Lampe faltete bleich und zitternd die Hände, indem er rief: „Das ist die Strafe des Himmels, wenn ein Sünder die Ehre der Kirche bekommt!“ —

Rabe bebte — das Ereigniß hatte ihn entsetzt — er eilte in die Glockenstube und blickte stumm die gesprungene Glocke an. — Lampe erschrak, als er den Pastor plötzlich neben sich sah. — Er konnte das Ereigniß sich nicht deuten — er wusste nicht, daß Rabe's wollene Mütze zufällig in die offene Mündung der mächtig fibrirenden Glocke gefallen war und dadurch das schwingende Metall reißen musste. —

Der plötzliche Ton der geborstenen Glocke hatte in der Stadt Aufsehen und Schrecken verursacht. Aus Thüren und Fenstern, auf den Straßen und Plätzen schaueten die

Leute bestürzt nach dem St. Johannesthurme auf — es eilten Personen die Thurmtreppen hinan, da man glaubte, es wäre ein großes Unglück passirt. — Rabe schlich unterdessen tief ergriffen fort. —

Eine seltsame Wirkung hatte das plötzliche, mit schreiendem Klappern begleitete Verstummen der großen Johannesglocke auf das Trauergefolge und das bunt gemischte Volk gemacht, welches auf dem Friedhofe versammelt war. —

Der Sarg war eben niedergesetzt und alle Augen richteten sich auf Warner, als dieser, unter dem klagenden Geläut, an die Gruft trat, einen ernsten, schmerzlichen, langen Blick auf den Sarg warf und dann seine Augen gegen den blauen Himmel erhob. — Alle gebildeten Anwesenden waren gespannt auf die Worte des offenen, sittlich strengen Mannes und selbst das herbei gelaufene, niedere Volk horchte auf. —

Da sprach er betend: „Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervorgehen — — die da Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens — — die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes — . . . ."

In demselben Augenblicke dröhnte der furchtbare Ton der reißenden Todtenglocke durch die Luft — es war, als

röchele ein geängstigter Sterbender auf — um ewig zu verstummen. — Das versammelte Volk wurde unruhig, ein lautes, drohendes Gemurmel übertönte die wieder beginnende Stimme Warner's — — die Gebildeten riefen: „Ein Gottesgericht!" — aber mit fürchterlichen Geberden drängte das untere Volk, die Masse der Armen und Hungrigen herbei und es erscholl nahe und ferne der Ruf: „Scharret ihn bei — zerschlagt seinen Sarg" — und es zeigte sich deutlich die Absicht des von Cigarrenmachern angeführten Pöbels, die Leiche des verhassten Mannes zu beschimpfen. — Die anwesenden Polizeibeamten fürchteten einen größeren Auflauf und ließen schnell den Sarg in die Gruft rollen. —

Warner wurde von seinen Gemeindemitgliedern und näheren Freunden vom Friedhofe geführt und als er später über den Johannesplatz kam, erfuhr er, daß der Pöbel Excesse gegen das Valke'sche Haus begangen hatte. —

Es ward Nachmittag. — Ludwig, Leda und Lisette eilten, glücklich im Wiedersehen nach schwerer Zeit, in die Arme des Predigers. —

Ein glücklicher Spätsommer beglückte das Leben der in Wahrheit und Liebe Verbundenen. — Pastor Warner wirkte segensreich in seinen, täglich sich erweiternden Kreisen und es bildete sich um ihn eine schöne, edle Gemeinde,

welche ihre höhere, religiöse Weihe durch die Ausübung einer wahrhaft christlichen Humanität bestätigte. —

Es kam ein Tag der Freude und vielfachen Theilnahme, als Warner seinen Bruder Ludwig, der zum Leibarzte des Prinzen ernannt worden war, vor dem Altare der St. Johannskirche mit der glücklichen Leda einsegnete. — — Lisette blieb eine treue Freundin im Hause des Arztes und als sie später Heinrich's Schicksal erfuhr, war ihr Herz stark genug, dem Unglücklichen ein stilles Mitleid zu zollen. —

Pastor Rabe fühlte sich bald in einer unheimlichen Stellung. Die Gemeinde bewies ihm deutliche Zeichen der Geringschätzung und er suchte selbst nach mehren Monaten eine Amtsversetzung in eine andere Stadt nach, die ihm der Kirchenrath auch gewährte. —

Schon streuete der Herbst seine gelben Blätter über den Boden, als in einer friedlichen Stunde, vor der nahen Abenddämmerung, Ludwig Warner mit seiner glücklichen Gattin zwischen den Gärten des städtischen Weichbildes spazieren ging und, eigentlich absichtslos, am Johanneskirchhofe vorüber kam. — Leda blickte mit scheuem Blicke durch das hohe Gitter über die Gräberreihen und bemerkte in der Ferne einen Mann vor einem Hügel stehen, dessen Rasengras noch nicht überall den gelben Sand bedeckte. —

„Mein Gott“ — flüsterte sie — „Ludwig — dort steht Dein Bruder.“ —

Und in Wirklichkeit blickte der Prediger Warner unbeweglich und ernst auf den Grabhügel nieder. —

„Wir wollen ihn nicht stören“ — sprach Ludwig, rascher vorüber schreitend. -- — „Dort ruht Sabine — — ehren wir den Schmerz einer stillen, einsamen Erinnerung.“ —

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Gebrüder Meyer in Braunschweig.

Klencke, Hermann,

Die deutschen Pharisäer

Bd.: 3

Leipzig 1847

P.o.germ. 729 hl-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112364-7